



8. Dezember 1932

ERNST UNTERMANN · DER REGIERUNGSWECHSEL IN AMERIKA

IN der großen Wahlschlacht zwischen Republikanern und Demokraten um den Besitz der Bundesmacht und der Staatenregierungen errang die Demokratische Partei einen Sieg, wie er seit den Tagen Thomas Jeffersons in der Geschichte der Vereinigten Staaten nicht vorgekommen ist. Franklin Delano Roosevelt hat Herbert Hoover so entscheidend geschlagen, daß dieser seinem Gegner schon am Wahlabend lange vor Beendigung der Hauptzählung Glückwünsche telegraphierte, wenige Stunden nachdem er wie ein orientalischer Despot mit einem Bataillon bewaffneter Polizisten durch San Francisco nach seiner Residenz in Palo Alto gefahren war. Von den 48 Staaten der Union stimmten nur 6 für Hoover, und auch diese nur mit sehr knappen Rändern. Es sind Maine, Vermont, New Hampshire, Connecticut, Pennsylvanien und Delaware, die Burgen der Großfürsten des Geldes an der atlantischen Küste. Roosevelt erhält damit 472 Stimmen im Kollegium der Elektoren, Hoover nur 59, von denen ihm Pennsylvanien allein 36 liefert. Zu den bisherigen 47 Demokraten im Bundesenat treten 12 neue, also 10 über die Majorität. Im Unterhaus des neuen Kongresses haben die Demokraten $\frac{2}{3}$ aller Repräsentanten. Beide Majoritäten sind überwiegend naß. Einer schnellen und leichten Erledigung der Prohibition steht also nichts weiter im Weg als etwaige Quertreibereien unter den Demokraten selbst und die schwierige Frage, was nun an ihre Stelle treten soll. Auch diese können das Begräbnis der Prohibition höchstens ein weiteres Jahr hinauschieben. Die demokratische Übermacht in der Bundesregierung unterstützen kräftig bedeutende Verschiebungen der politischen Kulissen in den Staatenregierungen. Neben den traditionell demokratischen Regierungen in den alten Südstaaten beherrschen die Demokraten nun auch die meisten großen Industrie- und Agrarstaaten des Nordens und des Westens. Die Verschiebung erstreckt sich nur deshalb nicht auf alle Staaten, die für Roosevelt stimmten, weil nicht alle im selben Jahr ihre Bundesensatoren und Staatsbeamten wählen. Die meisten noch im Amt verbleibenden prominenten Republikaner stammen aus früheren Wahlen oder verdanken ihre Stellungen lokalen Umständen, die im Vergleich mit der allgemeinen politischen Lage abnorm waren. Die große Masse der nicht auf eine bestimmte Partei ein-

geschworenen Wähler, die hier sehr groß ist, stimmte nicht für ein besonderes Parteiprogramm sondern gegen Hoover und die Gesetzlosigkeiten der Prohibitionisten. Ein nasser und nicht eng mit Hoover verknüpfter Republikaner wurde einem trockenen oder sonst anrühigen Demokraten vorgezogen. Aber der Sturm gegen Hoover setzte alle weg, die intim mit seiner Politik identifiziert waren. Selbst in New Hampshire genügte Hoovers Vorprung nicht zur Rettung des Senators Georg Moses, der als Stellvertreter des Vizepräsidenten Charles Curtis im Senat eine Schlüsselfstellung der Hoovermaschine hielt. Indiana warf den Senator James Watson unter die Räder, den Wortführer der Republikaner im Bundes Senat. Ebenso schlecht erging es dem Senator Reed Smoot in Utah, dem Vorsitzenden des Finanzausschusses. Im Staat Washington fiel der Senator Wesley Jones, ein Trockner, dessen Manipulationen als Vorsitzender des Ausschusses für Bundesaussgaben in den Staaten tief in die lokale Kleinkolitik zugunsten Hoovers eingriffen. In der republikanischen Präsidentschaft Ohio klappte die ganze Hoovermaschine zusammen. Sogar in Hoovers sogenanntem Residenzstaat Californien, der 2 : 1 gegen Hoover stimmte, setzte der demokratische Orkan den Senator Sam Shorthridge fort, den Handlanger der großen Herren an der pazifischen Küste, aber nur um Woodrow Wilsons Schwiegerohn, Finanzminister und Eisenbahndiktator William McAdoo, an seine Stelle zu setzen. Und so ging es auch in fast allen entscheidenden Staaten des Mittelwestens und der Rocky Mountains.

In der leichten Sprache unserer zu Superlativen geneigten Zeitungsleute war es eine richtige politische Umwälzung. Doch dieses Wort paßt durchaus nicht auf eine der beiden alten Parteien. Die Regierungsmacht ist nur aus einer reaktionären Hand in die andere gefallen. Je größer der Sieg der Demokraten, um so weniger sind sie gezwungen aus Rücksicht auf die andere Partei ihrer eignen Beutepolitik Zügel anzulegen. Die Geschichte der Demokratischen Partei ist ein Bild der gierigsten Reaktion und wird es auch weiter bleiben, trotz Roosevelts sofort nach der Wahl geäußerten Meinung, seine Partei habe einen Sieg des liberalen Denkens gewonnen. Allerdings haben in Wisconsin die von den Hooverleuten in den Primärwahlen überwältigten Progressiven für Roosevelt gestimmt, und der progressive Senator Hiram Johnson aus Californien hat seine Leute auch gegen Hoover geführt. Aber die große Masse der Liberalen, an der Spitze die Gruppe der New Yorker Nation, hat die Sozialisten unterstützt. Allerdings nicht aus sozialistischer Überzeugung, sondern weil ihnen Norman Thomas als der "beste Mann" nahe stand und zufällig der führende Kandidat der Sozialisten war. Die Nation sagte sehr richtig, innerhalb zweier Jahre würden die Wähler ebenso unzufrieden mit Roosevelt sein wie sie jetzt mit Hoover sind. Und Norman Thomas sagte treffend, die beiden alten Parteien zielten nach einer Diktatur hin. Für eine Diktatur sind die Demokraten durch ihren Block in den Südstaaten und ihre Eroberung der entscheidenden Nord- und Weststaaten viel besser vorbereitet als die Republikaner. Die Wall Street kann sich auf sie stützen.

Mit einer solchen gewaltigen Macht, wie sie die Demokraten gewonnen haben, würde man in einem andern Land gewiß einen grundsätzlichen Umschwung der Politik, wenn nicht der Wirtschaft erwarten. In Amerika glaubt kein Unterrichteter ernsthaft, daß der demokratische Sieg irgendetwas Besonderes an der Innen- und Außenpolitik der amerikanischen Regierung ändern wird. Für Europäer sollte wohl die Erinnerung an Wilsons Riesenchwung von der

Neuen Freiheit zur Kriegsdiktatur genügen, um Illusionen unmöglich zu machen. Ein Blick auf die heutige Zusammenfassung der demokratischen Führerschaft und ihrer finanziellen Gönner sollte dazu beitragen auch die leiseste Hoffnung auf wesentliche Änderung der Methoden und des Ausblicks zu vernichten. Weder der Rekord des Gouverneurs Roosevelt in New York noch seine Haltung während der Wahlkampagne berechtigt zu der Annahme, daß seine Verwaltung von der Wilsons oder Hoovers grundsätzlich verschieden sein wird. Obgleich er eine Unterstützung der Wähler erhielt, die zum erstenmal in der amerikanischen Geschichte wirklich national genannt werden kann, und obgleich er also die volle Verantwortung für den Mißbrauch seiner Parteimacht tragen muß wie noch nie ein amerikanischer Präsident, wird doch nichts geschehen, um den Eisenschuh der großen Klassenherrschaft vom Nacken der Nation zu entfernen. Freilich hat Roosevelt in der Hitze des Wahlfiebers erklärt: »Ich bin für Privatbesitz, aber doch nicht so weit, daß $\frac{1}{4}$ aller Bürger dadurch ruiniert wird.« Aber er hat nach seiner Wahl sofort eingelenkt: »Legitime Geschäfte haben von mir nichts zu befürchten.« So hat auch Wilson gedroht jeden großen Finanzfürsten zu hängen, der an der Demokratie rührt, um dann doch auf John Pierpont Morgans Befehl eine der schlimmsten Diktaturen in unserer Geschichte aufzurichten. Wir werden also eine Wiederholung der Wilsonschen Entwicklung erleben, in der Franklin Roosevelts angeblicher Liberalismus vor der Öffentlichkeit als Deckmantel für die volksfeindlichsten Manöver dienen wird.

Die Anzeichen dafür braucht man nicht einmal rückwärts in der New Yorker Verwaltung des neuen Präsidenten zu suchen. Sie umringten ihn in diesem Feldzug wie ein Generalstab der Bösen Sieben. Schon am Wahlabend tauchte in Roosevelts Hauptquartier im Biltmorehotel, wo er mit den Häuptern der Tammany Hall die Siegesnachrichten empfing, Henry Morgenthau auf. Dieser Gesandte Wilsons in der Türkei verabredete während des Weltkriegs mit den Alliierten die Aufteilung der Türkei und wandte alle Kniffe an, um im Namen der Demokratie zum Besten amerikanischer Petroleumgesellschaften den Vereinigten Staaten das Mandat über Armenien zu verschaffen. Bei der jetzigen Lage im Nahen und Fernen Osten ist sein Auftauchen beim Ausgang der Rooseveltsonne wie eine Prophezeiung kommender Dinge, besonders angesichts der Verbindungen Tammanys mit der Hochfinanz und den Petroleumimperialisten. Als sich Roosevelt kurz vor der Wahl den Ausruf erlaubte, die Städte hätten das Recht sich ihre eignen Industrien zu schaffen, wenn Privatgesellschaften ihr Monopol der sogenannten öffentlichen Industrien mißbrauchten, beteuerte der in Europa genugsam bekannte Owen Young, als Kopf der die öffentlichen Industrien am meisten ausbeutenden General Electric Company, daß er mit dieser Meinung Roosevelts durchaus zufrieden sei und ihn darin unterstützen würde. Das geschah, während die Zeitungen noch voll waren von Berichten über den Krach der Infullkonzerne und die Flucht der Infulls ins Ausland, als wären diese Industrieraubritter nicht eng mit der General Electric Company und Morgan verbunden gewesen. Noch weniger einladend war das plötzliche Erscheinen Alexander Mitchell Palmers, der als Wilsons Justizminister mit Francis Patrick Garvan, dem Kultoden fremden Eigentums im Krieg, unter einer Decke steckte, um die diesem anvertrauten deutschen Patente in die eigne Tasche zu stecken. Es läßt tief blicken, daß grade er sich anheischig machte schon bis zum nächsten Juli

2 Milliarden Dollars in den Bundeschatz der Demokraten zu bringen und damit das Budgetdefizit ohne höhere Steuern auf die großen Einkommen auszulöfchen, wenn man ihm sofort die Abschaffung der Prohibition übertragen würde. Dabei nahmen die Lohnkürzungen während der Wahl ruhig ihren Fortgang, begannen sogar sofort nach der Wahl einen neuen Zyklus. Und kein Wort des Protestes kam von irgendwo aus der Demokratischen Partei, als verschiedene Hooverkommissionen kurz vor Toreschluß noch das Verbot der Kinderarbeit und der weiblichen Nachtarbeit wieder antasteten.

Ebenfowenig Eindruck konnte auf Eingeweihte Roosevelts fortwährende Betonung des Budgetausgleichs machen, denn er hatte selbst das Budget seiner eignen Verwaltung im Staat New York nie ausgleichen können, hatte auch keine Besteuerung der hohen Einkommen versucht sondern es ruhig geschehen lassen, daß die notwendigen Staatsausgaben für soziale Zwecke beschnitten, pensionsberechtigte Zivilbeamte vor dem Eintritt ihrer Pensionsberechtigung entlassen, und die Arbeiterlöhne überall unter das Lebensminimum herabgedrückt wurden. Und wie sich die Wölfe des demokratischen Nepotismus jetzt auf die Staatskassen werfen werden, um sich selbst die Taschen zu füllen, das wird alle Versuche zum Ausgleich der Budgets durch Steuer- und Schutzzollmaßnahmen ad absurdum führen. Jedes öffentliche Amt vom Postmeister bis zum Hundefänger wird mit Demokraten besetzt werden. Die ohne lange Kündigung herausgeworfenen republikanischen Elfer an der öffentlichen Krippe werden das Heer der Arbeitslosen um neue Elemente vermehren, deren gewohnheitsmäßiges Schleckern an öffentlichen Gaben den notleidenden Arbeitern und Bauern noch mehr Unterstützung entziehen wird. Denn dieses Ergattern leichter öffentlicher Einkünfte ist ja neben der Dienstleistung für die Großkapitalisten das Hauptziel aller amerikanischen Politik, alles andere ist Nebensache. Wenn schon die großen Herren der amerikanischen Finanz und Industrie ihre horrende Unkenntnis ihrer eignen Wirtschaftsentwicklung eklatant bewiesen haben, was kann man von den alten Parteipolitikern erwarten, deren ganze Staatskunst im Füllen der eignen Taschen auf öffentliche und anderer Leute Kosten besteht? Das Gros der demokratischen Staatsleute in Washington und in den Staatenregierungen wird wie immer aus den Arbeiter und Neger schindenden Herren des Südens und den Beutepolitikern der Tammanyhule rekrutiert, deren soziale Kenntnisse und Absichten keiner weitem Erläuterung bedürfen. Sie haben ja auch keine Ursache sich über die Haltung der Massen zu beschweren. Wenn in irgendeinem andern Land 12 Millionen Arbeitslose der Not in die Augen lähen, brauste die Revolution durch die Straßen. Im Land der Freien und Tapferen aber stimmen die Notleidenden wie die Lämmer für die Partei der reaktionärsten Elemente und erwarten von ihr eine Wandlung zum Bessern. Auch die von Hoover mit Tanks besicherten Kriegsveteranen, selbst nachdem Roosevelt erklärt hat, er sei augenblicklich nicht für die Auszahlung der den Veteranen schuldigen Prämien. Der Haß gegen Hoover ertränkte auch bei diesen Veteranen alle Vernunft. Sie weigerten sich eine Rede des Kriegsministers Patrick Jay Hurley vor dem Denkmal des Unbekannten Soldaten in Arlington mit anzuhören und marschierten demonstrativ nach den Gräbern der von Hoovers Soldaten getöteten Kameraden. Damit ärgerten sie Hoover so sehr, daß er sich weigerte am Waffenstillstandstag eine Rede zu halten. Aber damit läßt sich die Natur der neuen demokratischen Regierung nicht ändern. Glaubt etwa jemand in Europa, daß Roosevelts Außenpolitik von der Hoo-

vers verschieden fein wird, so lasse man sich von den Mexicanern, Mittelamerikanern und Westindiern sagen, was diese von der amerikanischen Demokratie und dem Rooseveltischen Liberalismus erwarten. Oder man sehe sich an, was hier unter »Zusammenarbeit zum Besten der Nation« verstanden wird. Hoover trug Roosevelt noch am Wahlabend diese Zusammenarbeit an. Und sie hat sich ja auch gleich darauf in der Frage der Kriegsschulden so hervorragend bewährt: zum Erlaunen naiver Europäer, die allen Ernstes eine neue, vom Friedens- und Gemeinschaftsgeist bestimmte Haltung erwartet hatten. Bei *dieser* Art der nationalen Zusammenarbeit bleibt kein Auge trocken. Nebenbei hat Hoover schon auf seiner Rückreise nach Washington den lahmen republikanischen Enten im alten Kongreß durch die Blume eingefächert, worin ihre Hauptarbeit in der letzten Sitzung zu bestehen hat. Sie sollen vor allem dafür sorgen, daß die republikanische Organisation gründlich gestärkt wird, damit die nächste Präsidentschaftskampagne besser verläuft.

Zunächst wird also der Kongreß der lahmen Enten zusammentreten und, statt der Depression ernstlich zu Leibe zu gehen, alle Künste der echten amerikanischen Innenpolitik aufbieten, um vor Toreschluß die Zukunftsaussichten der republikanischen Maschine möglichst zu verbessern. Die Demokraten sind natürlich darauf vorbereitet. Es wird wie gewöhnlich eine Galavorstellung werden, wie sich die beiden alten Parteien gegenseitig von hinten herum die Ämter stehlen, die Gesetzgebung lahmlegen, die Zeit mit dem Flickern der Parteizäune vergeuden. Erst im März 1933 kann der neue Präsident sein Amt antreten. Bis dahin kann Hoover noch seine Maschine benutzen, um der neuen Regierung und der demokratischen Maschine so viel Verlegenheit wie möglich zu bereiten. Die Demokraten werden ihm mit gleicher Münze dienen: alles zum Besten der Nation. Und die ersten großen Taten der Demokraten im neuen Kongreß werden darin bestehen so viel von dieser republikanischen Wählerarbeit rückgängig zu machen wie möglich, natürlich mit lauten Fanfaren des Patriotismus. Dabei wird manches, was die Republikaner begonnen haben, zum Bumerang für sie selbst werden. Zum Beispiel die neue Einteilung der Kongreßwahlkreise. Um sich in zweifelhaften Staaten einen Vorteil zu sichern, zogen die Republikaner in verschiedenen Staaten des Nordens und Südens neue Wahlkreisgrenzen. So suchten sie ihre eignen Wähler zu konzentrieren und die demokratischen zu zerplittern. Die neuen Grenzen sprachen allen Zensusvorschriften und Wahlgesetzen Hohn. Die Demokraten appellierten an das Oberbundesgericht. Dieses entschied mit 5 Stimmen gegen 4, die neue Einteilung sei gesetzlich einwandfrei, ganz egal wie sehr sie der Vernunft und Ehrlichkeit widersprach. Auf diese Weise hofften die Republikaner zum Beispiel die demokratische Mehrheit in der Großstadt New York durch die ländlichen Distrikte des Staates New York zu schlagen, den Staat für Hoover zu retten. Die Spekulation schlug hier wie in anderen Staaten fehl. Sogar der Staat des Senators William Edgar Borah, Idaho, wählte demokratisch, er selbst entging dem Verhängnis nur, weil sein Amt diesmal nicht zur Wahl stand. Und nun können die Demokraten sich auf das Urteil des Obergerichts berufen, um eine ihren eignen Parteizwecken dienende Wahlkreisgeometrie vorzunehmen. Man kann sich unbedingt darauf verlassen, daß sie dies mit Wonne tun, die Depression aber nur mit Zirkuskünsten beschwören werden. Regulär würde der neue Kongreß erst im Winter 1933 zusammentreten, aber es ist möglich, daß Roosevelt die Depression als Vorwand benutzt, um eine außerordentliche Sitzung im Sommer 1933 einzu-

berufen, damit die Demokraten nur recht schnell an ihre Hauptarbeit, die Beutepolitik, herankommen, und zwar im Namen der Ökonomie der Ausgaben. Wenn es hoch kommt, werden sie die Brauereien mit einem vorläufigen Notgesetz in Gang bringen, damit sie möglichst viele Steuergelder an ihre Krippenjäger verteilen können. Sonst wird weiter nichts für die innere Lage geschehen als die übliche Phrasen- und Gestenmacherei. Roosevelt wird sich auch mit denjenigen Großkapitalisten vertragen, die wie Henry Ford gegen ihn gewählt haben. Ford ließ seinen Arbeitern sagen, Hoover müßte wieder gewählt werden, weil sonst die Industrie noch weiter verfallen würde. Der Staat Michigan wählte trotzdem demokratisch. Ford bekam zum Schaden noch den Spott; er hatte nämlich mit seiner Frau vergessen sich in die Wählerlisten eintragen zu lassen und konnte daher nicht mitstimmen. Kaum war aber der Sieg Roosevelts bekannt, als Ford seinen hochschutzzöllnerischen Republikanismus abtrotzte und Roosevelt belehrte, alles würde gut werden, wenn die neue Regierung sich für den Freihandel erklärte. Doch Roosevelt wird ihm diesen Widerspruch nicht unter die Nase reiben. Er war als Freund Wilsons ein Anhänger des Völkerbunds, ließ diesen aber fallen, um sich Randolph Hearsts Unterstützung zu sichern. Gleiche Brüder.

Ein Hauptgrund für den Regierungswechsel wird aus begreiflichen Gründen in der Presse überhaupt nicht erwähnt. In der kapitalistischen nicht, weil kein Redakteur es wagen kann die inneren Geheimnisse seiner großen Herren auszulaudern. In der sozialistischen nicht, weil deren Leiter hier wenig von solchen wissen, und weil daher auch Genossen, die solche Information haben, mehr Skepsis als Verständnis finden. Die innere wie die äußere amerikanische Politik wird von den persönlichen Feindschaften unter den Großkapitalisten selbst beeinflußt. Diese spielen sich nur hinter den Kulissen ab. So besteht seit Jahren eine Feindschaft zwischen Hoover und Morgan, und große diplomatische Schlachten haben sich um Fehden zwischen der Rockefeller- und Morgangruppe gedreht. Außenpolitische Aktionen (in Rußland, in China und anderen Ländern) werden dadurch mitbestimmt. Die Öffentlichkeit erfährt nie, welche Riesensummen aus der Steuerkasse für privatkapitalistische Zwecke verschleudert werden, während man die Bürger mahnt 12 Millionen Arbeitslose aus Privatmitteln über Wasser zu halten. Wenn auch Hearst wie ein Rohrspatz über solche Dinge schimpft, die volle Wahrheit sagt er nie, denn er will genau das selbe für sich selbst und ist nur auf seine glücklichen Rivalen neidisch. Jetzt aber ist "sein" Präsident oben auf. Braucht man da lange das politische Barometer zu studieren, um zu wissen, was nun folgen wird? Niemand kann in diesem Land etwas dagegen machen. Die Sozialisten haben keinen einzigen Kandidaten für die Bundesregierung durchgebracht. Ihre Stimmen sind überhaupt noch nicht amtlich gezählt. Man schätzt deren Zahl auf etwa 1½ Millionen. Das ist aber kein sozialistisches sondern nur ein Protestvotum, ebenso schnell verflogen wie gewonnen. Die American Federation of Labor hat nichts dazu beigetragen sondern demokratisch gestimmt.

Der Fortschritt kann nicht von Amerika sondern nur von Europa kommen. In Europa haben selbst die Kapitalisten in vielem mehr soziales Verständnis als in Amerika die organisierten Arbeiter. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind nach diesem Wechsel der regierenden Partei erst recht der große Hort aller Reaktionäre in der Welt.



MAX COHEN · AMERIKA UND DER DEUTSCHE WIEDERANSTIEG

BEI dem sinnlosen Durcheinander der deutschen Innenpolitik, in dem wir seit Monaten vegetieren müssen, wird mit einer gewissen Konsequenz (der einzigen, die man zurzeit aufwendet) übersehen, daß es die Außenpolitik ist, die, in dieser Epoche noch mehr als sonst schon, das Schicksal Deutschlands bestimmt. Die innenpolitische Beruhigung als Voraussetzung für die Beseitigung alles dessen, was den wirtschaftlichen Wiederanstieg hemmt, ist als die Hauptaufgabe des Kabinetts von Schleicher bezeichnet worden. Aber wie sollte der neue Regierungschef sie lösen, wenn die wirtschaftliche Not, die die Gemüter verwirrt, anhält? Ein *circulus vitiosus*, der sich immer wieder schließen wird, solange man nicht erkennt, daß die Quelle der deutschen Not in der Zerrissenheit Europas liegt. Der Konferenz von Stresa, die in aller Stille vor sich ging und den ersten Anfang eines europäischen Aufbaus bewirken sollte, kommt daher im Prinzip größere Bedeutung zu als sämtlichen Genfer Beratungen mit ihrem die Zeitungen erfüllenden Lärm. Und daß aus Stresa noch nichts Greifbares herauskam, ist für Deutschland schlimmer als die diplomatischen Mißerfolge, die man sich in der Frage der sogenannten Gleichberechtigung geholt hat. Denn nur eine richtige und klare Europapolitik kann in Deutschland die Anzeichen wirtschaftlicher Besserung, die man bald an dieser bald an jener Stelle zu entdecken glaubt, in Anfänge einer neu sich belebenden wirklichen Wirtschaft umwandeln. In den letzten Monaten sind wir mit einer Reihe mehr oder minder geistreicher Projekte beglückt worden, wie man die deutsche Wirtschaft ankurbeln könne. Als ob es nur auf die Kurbelung ankäme. Die Hauptsache ist doch der Brennstoff selbst. Wo soll er herkommen? Keine "Kreditausweitung" ersetzt wirkliches Kapital. Das zu schaffen ist die Aufgabe.

Jahr um Jahr ist uns bewiesen und dann von deutscher Seite der Welt verkündet worden, daß lediglich die Reparationen es verschuldeten, wenn die deutsche Wirtschaft, ja die Weltwirtschaft daniederliegt, daß ohne deren Beseitigung die die ganze Welt durchziehende Vertrauenskrise, die jede neue Produktion verhindert, nicht schwinden könne. In Lausanne hat man nun in diesem Sommer ein Abkommen getroffen, das prinzipiell den deutschen Zahlungen bis auf einen kleinen fixierten Rest ein Ende macht. Man wird es dem jetzt verabschiedeten Reichskanzler Franz von Papen als ein Verdienst anrechnen müssen, daß die Reparationsfrage so erledigt wurde. Aber, und das ist die Hauptsache, es wäre vermutlich bei dieser Gelegenheit noch zu einer weitergehenden Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich gekommen, wenn dem Reichskanzler nicht von den deutschen Parteien und auch von Mitgliedern des Kabinetts in dieser Sache Hindernisse bereitet worden wären. Die berühmte Reise nach Berlin, zu der er sich mitten in den Verhandlungen verfehen mußte, änderte die ganze Atmosphäre der Beratungen. Das Reparationsabkommen kam gleichwohl zustande. Aber dabei blieb es auch, die fruchtbare Zusammenarbeit der deutschen und der französischen Staatsführung wurde nicht in die Wege geleitet. Doch auch das Reparationsabkommen selber: ist es denn endgültig? Die Reparationsgläubiger konnten den Reparationsschuldnern den überwiegenden Teil ihrer Zahlungen nur erlassen, wenn sie selber nicht mehr an den Generalgläubiger, die Vereinigten Staaten

von Amerika, ihre sogenannten Schulden zu entrichten hatten. Das war die selbstverständliche Voraussetzung. Auf den Wunsch Deutschlands sollten diese beiden Dinge von einander offiziell getrennt werden, und so kam es, daß man eine Tatsache aus der Welt geschafft zu haben glaubte, indem man sie ignorierte. Man wollte Amerika bei guter Laune erhalten und war davon überzeugt, daß nach der Präsidentenwahl sich schon alles geben würde. Man erinnert sich der Mahnungen der deutschen Linksblätter Amerika nicht durch die bestimmte Forderung des Schuldenerlasses zu verstimmen; man könne ja ganz sicher auf die amerikanische »Großmut« rechnen, die Amerikaner würden schon auf das verzichten, was man ihnen schuldet, wenn zuvor die Europäer das gleiche getan hätten. Nun, so ganz sicher wie in dem amerikahypnotisierten Deutschland war man in anderen Ländern Europas der Sache denn doch nicht. Und daher kamen Frankreich und England bekanntlich nach der provisorischen Unterzeichnung des Laufanner Reparationsabkommens überein jenes Abkommen erst dann zu ratifizieren, wenn die Vereinigten Staaten von Amerika auch die Kriegsschulden gelassen hätten. Wie berechtigt diese Skepsis war, ergab sich nach der Präsidentenwahl. Weder der noch amtierende Präsident Herbert Hoover noch sein Nachfolger Franklin Delano Roosevelt machte Miene dem Kongreß in Washington die Schuldentrichung vorzuschlagen. Der eine will sich seinen Abgang nicht noch verschlimmern, der andere seinen Antritt nicht gefährden. Denn der amerikanische Kongreß, vornehmlich der Senat, denkt gar nicht daran auf irgendetwas zu verzichten, und er lehnt die vorher mit solcher Überzeugungskraft von den Amerikanern den Europäern verkündete These, daß die Welt nicht gefunden könne, solange politische Zahlungen geleistet werden, nun kaltblütig ab. Bleibt es bei dieser Hartnäckigkeit, so wird das Laufanner Abkommen nicht ratifiziert, und rein rechtlich tritt damit der Youngplan wieder in Kraft.

In manchen deutschen Kreisen ist man geneigt die so veränderte Lage mit einem Achselzucken abzutun und zu sagen: Uns Deutschen kann die Auseinandersetzung unter den ehemaligen Alliierten und Assoziierten gleichgültig sein, für uns existiert der Youngplan nicht mehr. So einfach liegen aber die Dinge nicht. Wir können freilich die im Youngplan für Jahrzehnte festgesetzten Zahlungen nicht wieder aufnehmen. Aber um sie endgültig loszuwerden, können wir nicht als unbeteiligte Zuschauer dabeistehen, sondern wir werden endlich einmal durch eine aktive deutsche Außenpolitik, in engstem Verein mit den übrigen europäischen Schuldnerstaaten, vor allem mit Frankreich, die dem gesamteuropäischen Interesse entsprechende gänzliche Streichung der Kriegsschulden zu erzwingen haben. Auf diese gemeinsame Schuldnerfront kommt es nämlich an, weil das Verhalten Amerikas deutlich zeigt, daß es nach dem alten Grundsatz »Divide et impera« mit den einzelnen Schuldnern individuell verhandeln möchte. Einer geschlossenen Europäerfront wird auch Amerika nicht standhalten können, wenn es nicht überall die Wirtschaft, und nicht zuletzt seine eigne, gänzlich zerrütten will. Bei Einzelverhandlungen werden aber wieder die Schatten des Reparationsproblems heraufbeschworen, und die ersten Keime europäischer und deutscher Wirtschaftsbelebung werden erstickt. Amerika möchte nämlich bei der Einzelverständigung kleine Geschenke machen, um sich große Vorteile zu sichern. Obgleich die Vereinigten Staaten für alles das, was sie an Kriegsmaterial vor und nach ihrem Eintritt in den Krieg lieferten, tüchtige Preise berechnet haben, fordern sie jetzt für den selbstverständlichen Verzicht auf die Bezahlung desjenigen Teils der

Lieferung, für den sie als Kriegsverbündete niemals eine Zahlung verlangen dürften, noch eine besondere Entschädigung. Sie wollen für diesen Schuldennachlaß entweder die Garantie eines erhöhten Absatzes amerikanischer Waren in Europa, oder sie verlangen eine Abrüstung Frankreichs, das heißt die Entwaffnung Europas zugunsten der angelfächlichen Weltmächte; manche Amerikaner fordern sogar ganz ungeniert die Abtretung des französischen Besitzes an den Kleinen Antillen. Man stelle sich vor, was deutsche Zeitungen geschrieben hätten, wenn Frankreich etwa als Ablösung von Reparationsschulden Territorialforderungen gestellt hätte. Mit Recht wird allen diesen amerikanischen Forderungen gegenüber, soweit es sich um die Bezahlung des Kriegsmaterials in dem gemeinsam geführten Krieg handelt (aus dem Amerika als der Hauptgewinner hervorging), von französischer Seite auf die Tatfläche verwiesen, daß Amerika noch heute nicht das zurückerstattet hätte, was es von Frankreich zur Führung seines Unabhängigkeitskriegs im 18. Jahrhundert erhalten hatte: eine für das "großzügige" Amerika immerhin peinliche Parallele, die von dem "kleinlichen" Frankreich gezogen wird.

In all den Reparationsauseinandersetzungen der letzten Jahre ist von Deutschland und seinen angelfächlichen angeblichen Freunden die Widersinnigkeit deutscher Reparationen mit dem Hinweis darauf begründet worden, daß internationale Zahlungen, denen keine Gegenleistungen gegenüberstehen, nur um den Preis der Zerstückelung der internationalen Wirtschaft geleistet werden können. Das mag im Grundsatz richtig sein, nur hätte man nie vergessen dürfen, daß für die deutschen Reparationszahlungen, soweit sie in Frankreich oder Belgien blieben oder zur Wiedererstattung von Vorschüssen für den Wiederaufbau des kriegsverwüsteten Gebiets weitergeleitet wurden, die Gegenleistung vorhanden war, nämlich eben dieser Wiederaufbau, die Wiederherstellung der vernichteten Produktionskraft. Bei den an die Vereinigten Staaten zu leistenden Zahlungen aber bekommt jener ökonomische Grundsatz, soweit nicht Rückzahlungen für Wiederaufbaukredite in Frage kommen, wieder seinen richtigen Sinn: Es kommt einer Zerstörung wechselseitiger Wirtschaftsverbindungen gleich, wenn man in beträchtlichem Umfang Schulden für die Lieferung von Materialien begleichen soll, die nicht produktiven Anlagen sondern ihrer Zerstörung dienen.

Der von der deutschen Politik in all den Jahren nach der Beendigung des Kriegs immer wieder gemachte Fehler die Fülle der Probleme viel zu sehr von einem isolierten deutschen, statt von einem gesamteuropäischen Gesichtspunkt aus zu betrachten darf sich jetzt nicht wiederholen. Mit der Fiktion, daß die deutschen Reparationszahlungen nichts mit den interalliierten Schulden zu tun hätten, kann man sich nicht länger selbst täuschen. Der Zusammenhang besteht. Er war von jeher für jeden vorhanden, der die Wirklichkeit sehen wollte; nur bei der Mehrzahl der deutschen Staatslenker, gleichviel welcher Parteirichtung, wollte man diese Wirklichkeit, die für sie vielmehr in dem (gar nicht vorhandenen) deutsch-französischen Gegensatz bestand, nicht zur Kenntnis nehmen. Die neue Regierung hätte jetzt eine Gelegenheit zu zeigen, daß die Zeit der außenpolitischen Kapitalfehler zu Ende geht. In dem englischen Weißbuch über die Schuldenfrage, das der englische Botschafter am 1. Dezember dem Präsidenten Hoover überreichte, wird klipp und klar gesagt: »Ohne die Revision der Kriegsschuldenabkommen könnte das Lauffanner Abkommen nicht aufrechterhalten werden. Die ganze Frage der

Reparationen bliebe weiter ungelöst. Die bereits begonnene Rückkehr des Vertrauens, die dem Laufanner Abkommen folgte, würde wieder zunichte gemacht, und daraus könnten leicht Folgen entstehen, die die Lösung der schweren politischen und finanziellen Probleme, die jetzt zur Weltdiskussion stehen, endgültig gefährden würden.« Deutschland hat nicht den mindesten Grund wie bisher ängstlich auf die Stimmung Amerikas zu lehen. Das wird ja auf der andern Seite des Ozeans noch nicht einmal bemerkt, geschweige denn belohnt. Wenn man drüben seinen Vorteil findet mit Deutschland zusammenzugehen, tut man es. Ein politisches Zusammengehen ist dazu nicht nötig. Die deutsch-amerikanischen Beziehungen vollziehen sich in der einfachen Form eines Verhältnisses von Käufern und Verkäufern. Enge Interessenverflechtungen und intensive kulturpolitische Gemeinsamkeiten, wie sie zwischen den europäischen Kontinentalvölkern gepflegt werden müssen, wenn jedes für sich bestehen soll, sind hier nicht vorhanden. Das wahre Gesicht Amerikas erkennt man in den Äußerungen des demokratischen Senators Pat Harrison, der am 29. November im Rundfunk ausführte: Das Ergebnis völliger Streichung der Kriegs- und Nachkriegsschulden wäre phantastisch. Deutschland würde, weil fast schuldenfrei, einer der hauptsächlichsten Konkurrenten Amerikas in der Welt sein, und auch mit Frankreich und Italien müßte man rechnen. Die amerikanische Regierung habe die Pflicht dafür zu sorgen, daß die amerikanische Jugend nicht zu Sklaven gemacht werde. Diese Offenheit eines führenden Politikers der Demokratischen Partei, die durch die Neuwahlen in Amerika zur Herrschaft gelangte, ergänzen ausgezeichnet die Mitteilungen, die der französische Ministerpräsident Edouard Herriot vor einiger Zeit machte: Amerika sei es gewesen, das darauf gedrungen hätte, daß Deutschland nicht die ganze Reparationschuld erlassen werde. Deutschland soll eben nach amerikanischer Auffassung nicht zu stark und mächtig werden; seine Arbeitsleistungen müssen im Interesse des (selber einen riesengroßen Kontinent umfassenden, mit den meisten Rohstoffen reichlich gesegneten) amerikanischen Landes niedergehalten werden.

Amerika als Gegner: Wir haben ihn nicht zu fürchten, wenn wir endlich begreifen, daß der vermeintliche Gegner Frankreich an unsere Seite gehört. Wie eng die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich sind, wie sehr diese beiden Länder auf einander angewiesen sind, legte neulich, am 28. November, grade auch die Deutsche Tageszeitung dar, die in einem Artikel, Deutsch-französischer Wirtschaftsfriede? überschrieben, die Feststellung des französischen Verbands der Exportindustrien unterstrich, »daß der Warenaustausch zwischen Deutschland und Frankreich in allem Wesentlichen eine naturgegebene Ergänzung darstellt, das heißt, jedes Land erhält von dem andern, was es selbst nicht hat«. Dieser französische Verband verlangt daher ganz dringend, wie die Deutsche Tageszeitung mitteilte, »wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen beiden Ländern. Von dieser Zusammenarbeit, im Zusammenhang mit welcher auch der bekannte wirtschaftliche Fünfjahresplan für Europa erwähnt wird, ist nach Ansicht des französischen Exportverbandes jede endgültige Regelung in Europa, die Wiederherstellung des Vertrauens, des Wohlstandes und eines dauerhaften Friedens mit in erster Linie abhängig.« Diese Stimme sollte man in Deutschland vor allem beachten und, bei aller Wahrung der eignen Produktion, namentlich der deutschen Landwirtschaft, die deutsch-französische Zusammenarbeit als die grundlegende Bedingung des deutschen Wiederanstiegs erkennen.

Sehen wir uns so durch die Haltung der Vereinigten Staaten von Amerika in der Reparationsfrage ganz von selbst an die Seite Frankreichs gedrängt, so sollten wir die Annäherungsmöglichkeit nicht durch die Frage der sogenannten Abrüstung stören lassen. Der Herriot'sche Friedensplan, von dem Grundgedanken getragen Europa vor einem neuen Krieg zu bewahren, ist für sich genommen keine Zauberformel. Er ist nur in einem Europa durchführbar, dessen Länder sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigen wollen. Und das gerade ist sein Hauptvorteil. Er stellt gewissermaßen ein heuristisches Prinzip dar. Was dabei zu finden ist, das ist der europäische Friede. Also: Schluß mit jeder antieuropäischen Politik! Nicht Amerika hat die Verklavung seiner Jugend zu fürchten, wohl aber Europa und im speziellen Deutschland. Der neuen deutschen Generation muß man es einhämmern, daß sie, wenn sie überhaupt leben will, für ein neues Europa zu arbeiten hat.

CARL MIERENDORFF · DER SOZIALISTISCHE WEG



WIE in den dunklen Wintertagen des Jahres 1918 formt sich heute wieder deutsches Schicksal. Die Republik von Weimar liegt am Boden, und niemand weiß, wohin der Weg führt. Welche Entwicklung aber auch immer die innenpolitischen Verhältnisse im einzelnen nehmen mögen, die Sozialdemokratie wird durch diese Entscheidungen immer deutlicher vor ganz neue, ungeheure Aufgaben gestellt. Wir stehen vor der Tatsache, daß die Sozialdemokratische Partei als politische Vertretung der deutschen Arbeiterbewegung auf lange Zeit aus dem Staat herausgedrängt ist. Die Republik ist nicht mehr der Staat, den wir in Weimar mitgeschaffen haben. Unter dem Druck der Wirtschaftskatastrophe hat er sich in ein antisozielles, reaktionäres, undemokratisches Instrument verwandelt, drapiert mit den Resten der Weimarer Verfassung. Es war und bleibt das große historische Verdienst der Weimarer Republik um die deutsche Nation, daß es in ihr und mit ihr zum erstenmal gelungen war die Massen der Werktätigen zu einem positiven Verhältnis zum Staat zu bringen. Das Staatswesen von heute aber wird von diesen Massen feindseliger denn je empfunden.

Es besteht die Gefahr, daß im Zug dieser Entwicklung, in der sich das Schwergewicht des politischen Handelns fast völlig von der parlamentarischen auf die außerparlamentarische Ebene verschieben will, der Sozialdemokratie die Führung der deutschen Arbeiterbewegung entgleitet. Deshalb ist das Wahlergebnis vom 6. November 1932 so unerfreulich, weil unmittelbar neben der Zurückdrängung der nationalsozialistischen Front der Anstieg der Kommunistischen Partei steht. Sie ist jetzt, mit 100 : 121 Mandaten, der Sozialdemokratischen Partei dicht auf den Fersen. Da sich für die Sozialdemokratie in taktischer Hinsicht seit der Reichstagswahl vom 31. Juli 1932 nichts geändert hatte, und die Oppositionsstellung auf der ganzen Linie ihr die Bewegungsfreiheit gab, die gemeinhin als die günstigste Position für die Auseinandersetzung mit dem "kommunistischen Radikalismus" gilt, muß diese Entwicklung sehr besorgt stimmen, denn sie schließt auf lange Sicht den Gedanken an die Möglichkeit einer Überflügelung der Sozialdemokratischen durch die Kommunistische Partei nicht mehr aus. Es wäre aber das größte Unglück für die deutsche Arbeiterklasse, wenn die Kommunistische Partei deren Führung an sich reißen könnte. Es würde nicht nur bedeuten, daß mitten im Kampf um die Demokratie die Massen sich von der Demokratie abwenden, um

irgendwelchen Vorstellungen von einer proletarischen Diktatur in Deutschland nachzujagen, es würde auch mit der Katastrophe der deutschen Arbeiterbewegung und des sozialistischen Gedankens in Deutschland enden. Man braucht nur die Qualität der "kommunistischen" Führer und die Qualität ihrer Politik bei Licht zu betrachten, um das zu wissen.

Die Entwicklung, die sich hier anbahnt, ist aber keineswegs zwangsläufig, wenn von der Sozialdemokratie mit der richtigen Therapie gearbeitet wird. Wie erklärt sich denn die Abwanderung sozialdemokratischer Wähler zu der kommunistischen Partei bei der letzten Reichstagswahl? Zweifellos hat der verschärfte soziale Druck (wie er zuletzt in der sozialreaktionären Notverordnung vom 4. September 1932 zum Ausdruck kam) die Massen politisch weiter radikalisiert. Ebenso unzweifelhaft dürfte dazu aber auch neben der sozialen Verzweiflung eine Verzweiflung an dem politischen Mittel mitgewirkt haben. Es wäre auch mehr als wunderbar, wenn die jüngsten Ereignisse in der Republik, die Erlebnisse des 20. Juli, die brüskten Methoden des Regierens mit dem Artikel 48 unter Beileiteschiebung des Parlaments, in dem primitiven und politisch ungeschulten Teil der Wählerschaft nicht die Schlußfolgerung ausgelöst hätten, daß auf dem parlamentarisch-demokratischen Weg nicht weiterzukommen sei. Klarer denn je muß die Sozialdemokratie deshalb den Massen die Ziele zeigen, für die staatspolitisch von ihr gekämpft wird.

Es geht um die Demokratie. Aber unser Kampf um die Herstellung der Demokratie muß aus diesen politischen und psychischen Gründen sehr leiden, wenn, wie es im Bewußtsein der Massen der Fall ist, der Begriff der Demokratie mit der Vorstellung von der Demokratie der Weimarer Verfassung gleichgesetzt wird. Sprechen wir es offen aus, ohne damit im geringsten auf den Rechtstitel zu verzichten, den die Weimarer Verfassung für uns darstellt: Die Weimarer Demokratie ist für uns nie das Ziel unseres staatspolitischen Kampfs gewesen. Sie war für uns immer nur ein zeitbedingter Kompromiß, ein Durchgangsstadium. Unser Ziel heißt *sozialistische* Demokratie. Die Weimarer Demokratie ist ein Produkt typisch liberalistischer Ideen. Diese liberale Vorstellungswelt, die sich den Staat nur als einen schwachen Staat denken kann, ist der Weimarer Demokratie zum Verhängnis geworden. Die Aufgabe, die uns zuwächst, ist: das Bild einer demokratischen Staatsorganisation zu schaffen, die den Staat als einen starken Staat will und die Verfassung nicht als eine Organisation von Hemmungen zur Sicherung der Individualsphäre betrachtet sondern als die straffe Organisation des Kollektivwillens mit dem Ziel der Beherrschung und Lenkung der Wirtschaft durch die staatlichen Machtmittel. Die Detailkonstruktion dieser sozialistischen Demokratie mag den Verfassungsspezialisten überlassen bleiben. Hier heißt es die Richtung festlegen, in der gearbeitet werden muß.

Wenn nicht alles trügt, ist eine Klärung unseres Verhältnisses zur Weimarer Verfassung unter diesen Gesichtspunkten (nicht Weimarer formale Demokratie sondern sozialistisch substantielle Demokratie) ein dringendes Gebot der Stunde. Das Bild der sozialistischen Staatsorganisation von morgen muß ganz deutlich umrissen vor unseren Augen stehen. Das ist nötig als klare Losung für den Kampf gegen das System der Restauration. Das ist nötig als Richtschnur für die Verfassungsreform, weil die Weimarer Demokratie ja erst durch ihren konsequenten Umbau zur sozialistischen Demokratie wieder aktionsfähig gemacht werden kann. Das ist nötig zur Sicherung unserer Front

im Abwehrkampf gegen die Schlagwortdemagogie der Kommunistischen Partei. Kurzum, das ist von entscheidender Wichtigkeit für den Ausgang der kommenden Kämpfe, einerlei, ob sie parlamentarischen oder außerparlamentarischen Charakter tragen. Wir müssen und wollen die Republik zurückerobern, um sie dann wirklich zum Machtinstrument der Werktätigen in Stadt und Land zu machen. Der Augenblick des Zusammenbruchs des Präsidialsystems, auf den Adolf Hitler spekuliert, und der keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, muß auch uns gerüftet finden. Vielleicht wird erst dann die Stunde der eigentlichen Entscheidung herankommen. Es darf nicht sein, daß die Massen des deutschen Proletariats mit verkehrten oder sinnlosen Zielsetzungen in falscher Front unter bolschewistischer Führung kämpfen. Den Kampf um die Massenseele gewinnt aber nur derjenige, dem es gelingt sein Ziel ganz klar vor die Massen zu stellen. Benito Mussolini hat das einmal in die Worte gekleidet, es sei für den Erfolg einer Politik entscheidend »die Phantasie der Massen zu beschäftigen«. In den Deutschen lebt eine ungeheure Sehnsucht nach großen Zielen, und es wäre auch merkwürdig, wenn ihr romantischer Zug nicht auch auf diese Weise in der Politik zum Ausdruck käme; je primitiver die Geistesverfassung, desto größer auch der Hunger nach Idolen, an die man sich klammern kann. Die Kommunistische Partei hat es besser verstanden die chiliaistischen Sehnsüchte der Nation durch ihre Zielsetzung von einem "Sowjetdeutschland" zu befriedigen. Wenn aber die Abstammung aus der marxistischen Geisteswelt der Kommunistischen Partei nicht hinderlich war solche Tendenzen zu erfassen, muß es auch der Sozialdemokratie gelingen ihr Zielbild ebenso knapp, plastisch, farbig und lebendig zu formulieren. Hier kann nur der Punkt angedeutet werden, an dem einzusetzen wäre. Der politische Führer, dem die Formulierungen glücken, wird der Führer des Sozialismus von morgen sein.

An sich wäre gemäß der Parteitradition eine solche totale programmatische Fundamentierung der Politik der Sozialdemokratie im kommenden Kampfabschnitt Sache eines Parteitags. Wird aber die Entwicklung der Verhältnisse, die in so rasendem Tempo marschiert, uns bis dahin Zeit lassen? Über die Notwendigkeit der Errichtung einer solchen mit großen Buchstaben geschriebenen Orientierungstafel kann wohl kaum gelitten werden. Je höher die Wogen gehen, je stärker der politische Orkan tobt, desto nötiger brauchen die Massen einen solchen Kompaß, der ihnen auch in der tiefsten politischen Nacht Weg und Richtung zu weisen vermag. Ist eine solche Arbeit nicht eine ausgesprochene Aufgabe der Führung? Der nachträglichen Sanktionierung durch einen Parteitag wäre damit ja nicht der Weg verbaut. Wichtig ist und bleibt, daß so bald wie möglich ganz klare Antwort auf die Frage gegeben wird, die sich jedem, vor allem dem zum Mitkämpfen Bereiten, aufdrängt: Was will die Sozialdemokratie in dem nun beginnenden Kampf? Wo liegen ihre Kampfziele? Denn dieser Kampf wird doch vor allem darum gehen den Massen klarzumachen, weswegen sie der Sozialdemokratie zu folgen haben, keiner andern Partei, mag sie sich auch noch so sozialistisch gebärden.

Wir brauchen die sozialistische Vision in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft heute dringender denn je noch aus einem andern Grund. Da die sozialdemokratische Politik bisher ausschließlich parlamentarisch orientiert war, droht mit der Ausschaltung des Parlaments ein gefährliches Vakuum. Wurde früher um das parlamentarische Terrain gerungen und um die darauf befindlichen Positionen (Re-


gierungsmehrheiten, Gesetzesakte (sozialpolitischer, wirtschaftspolitischer, finanzieller und steuerlicher Art), an denen sich dann die politischen Gegensätze herauskristallisieren konnten, ist es damit jetzt auf lange Zeit wohl vorbei. Ganz offenkundig seit dem Sturz Heinrich Brünings, im Grunde schon seit dem Beginn der Ära der Notverordnungspolitik im Herbst 1930. Es ist nur natürlich, wenn sich in der Sozialdemokratie die Umstellung auf den neuen Zustand nur langsam vollzieht. Denn der Eingriff in den politischen Organismus ist tief und schwer. Die Passivität, die als Folge des Mangels an gewohnten Kampfobjekten in der letzten Zeit deutlich spürbar war, darf aber nicht zum Dauerzustand, zur Lethargie und zur Resignation werden. Wollen wir uns wieder in die politische Debatte einschalten, müssen wir demnach möglichst rasch auch außerparlamentarisch zu dem Machtfaktor werden, der wir ehemals parlamentarisch waren. Das erfordert nicht mehr und nicht weniger als den Einsatz aller Kräfte zur Formung des Massenbewußtseins nach unserm Willen. Wir müssen ihm den Stempel aufdrücken. Eine große Aufgabe, denn sie stellt die höchsten Anforderungen an die geistige Kapazität der Exponenten der Bewegung von der Spitze bis zum letzten Funktionär, vor allem auch an die Presse. Die Aufgabe ist aber nicht unlösbar, wenn erst einmal erkannt ist, daß das zentrale Erfordernis lautet: in allen Kernfragen nicht nur negativ Stellung zu nehmen sondern durch positive Zielfetzung die Führung an sich zu reißen und den politischen Willen der Arbeiterbewegung auf diese Weise in gangbare Scheidemünze umzuprägen, so daß sie ständig im Kurs bleibt.

Es war einer der Elementarmängel der Sozialdemokratie, daß ihre Politik gemeinhin darin bestand zu den Punkten Stellung zu nehmen, die von den anderen auf die Tagesordnung gesetzt wurden, sie durch Modifizierung für uns annehmbar zu machen oder, wenn das nicht ging, abzulehnen. Die neue Situation erfordert den Bruch mit solchem Verhalten. Wer außerparlamentarisch etwas bedeuten will, muß selber den Ton angeben, sonst ist er von vornherein im Hintertreffen, und er muß auch den Mut zu eignen Tönen haben, denn im außerparlamentarischen Kampf kann man politisch noch weniger von dem Wind leben, den man den anderen "aus den Segeln nimmt". Da heißt es selber Sturm machen; er soll die anderen aus ihren Stellungen reißen, deren sie so sicher zu sein glaubten. Konkrete Zielfetzung in allen Kernfragen ist also das Gebot der Stunde. Eroberung der Kommandohöhen der Wirtschaft als Voraussetzung für eine sozialistische planmäßig gestaltete Wirtschaft ist als wirtschaftliches Kampfziel der von der Sozialdemokratie vertretenen Arbeiterklasse heute schon zu einem Fixpunkt geworden, nach dem sich die anderen orientieren müssen. Sozialistische Demokratie könnte als Zielfetzung im staatspolitischen Bereich daneben treten. Unerlässlich aber ist und bleibt vor allem die Ausweitung der Zielfetzung auf die Außenpolitik. Sie kann nur lauten: sozialistisches Europa. Mit diesen 3 Punkten hätte man im großen und groben den Weg festgelegt, den die Sozialdemokratie den Massen zeigt, die Hauptziele, für die sie kämpft, weil nur auf diesem Weg die Verwirklichung des Sozialismus möglich ist. Von hier aus ergibt sich die Stellung zu den vielen Unter- und Teilfragen. Ein sozialistisch geeintes Europa gegen ein machtlos imaginäres "Sowjetdeutschland"; das gibt uns die Waffe in die Hand, um jenem unwahrhaftigen Schlagwort der Kommunistischen Partei seine Drapierung zu nehmen. Dann wird den Massen klar werden, daß der Sozialismus in Deutschland nur als das Glied

einer *autonomen* sozialistischen Bewegung leben und Zukunft haben kann, während alles, was ihn zu einem Instrument der Außenpolitik eines außer-europäischen Machtzentrums degradiert, zu einer Zerstörung jeder sozialistischen Möglichkeit in Deutschland-Europa selber führen muß.

Man hat gerade in den Wochen der Publikation des Herriotschen Friedensplans den Mangel einer solchen Richtschnur sozialistischer Außenpolitik schmerzlicher denn je empfunden. Die Folge ist eine große Unsicherheit, ja Ängstlichkeit in den sozialistischen Reihen gegenüber diesem kühnen Vorstoß des französischen Ministerpräsidenten, der eine völlig neue Situation geschaffen hat, von der aus nach unserer festen Überzeugung die Diskussion über die Abrüstung mit Aussicht auf Erfolg weiter betrieben werden kann, wenn wirklich auf allen Seiten der Wille zum Frieden vorhanden ist. Auf diesen Willen zum Frieden kommt es freilich an. Wer ihn hat, muß gerade in dem System der *Sicherheiten* den Kernpunkt des Herriotschen Plans erblicken. Denn sozialistisches Europa, das heißt eben Wille zum Frieden unter den Nationen des europäischen Kontinents und Wille zur friedlichen Zusammenarbeit, der einzigen Rettung aus dem heutigen Chaos. Sie hat ihren konkreten Kernpunkt noch immer in der deutsch-französischen Verständigung zur gemeinsamen Neuordnung Europas, zur Schaffung jenes »neuen Rechtszustands«, von dem Edouard Herriot in seiner Abrüstungsnote so nachdrücklich gesprochen hat. Wenn wir den Mut haben unbeirrt und mit allen Konsequenzen dafür zu kämpfen, kann kein pseudokommunistisches Schlagwort uns gefährlich werden, dann wird der sozialistische Gedanke sich auch gegen alle konterrevolutionären Bestrebungen durchsetzen, dann wird der Massenwille zum Sozialismus trotz allen Fesselungsversuchen sich Bahn brechen.

JULIUS KALISKI • SCHUTZ UND AUFBAU DER LANDWIRTSCHAFT

 RANZ von Papen hatte als Reichskanzler einen Taifun gegen sich entfesselt. Aber dieser erhob sich nicht gegen die schweren Fehler und Mißgriffe, ja nicht einmal gegen das System seiner Regierung. Derentwegen hätte sich zum mindesten nie eine Einheitsfront gegen ihn gebildet. Die gibt es bei uns nur in Abwehr gegen sachlich richtige und notwendig bedingte Aktionen. Nie wäre der Sturm mit dieser Heftigkeit gegen Papen ausgebrochen, wenn er nicht im Innersten von der ehernen Notwendigkeit einer wirklichen deutsch-französischen Verständigung überzeugt gewesen wäre. Diese Einsicht wurde ihm von keiner Partei verziehen. Nicht einmal dadurch konnte er entfühnt werden, daß die Handlungen, zu denen er sich verstand, jener Einsicht unmittelbar entgegengesetzt waren. Damit befänigt und verfühnt man seine Gegner nicht. Der Voratz war und blieb strafbar. Zu dieser außenpolitischen Verfehlung kam dann noch die kaum weniger befahdete Absicht die Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse zu kontingentieren. Was sich nach der Ankündigung dieser (dann schließlich unterlassenen) Maßnahme abgespielt hat, überraschte selbst den Kenner deutscher Unverständlichkeiten. Wieder lagte ein in Eintracht gebundener Wille von links und rechts und verhinderte eine Maßnahme, die man ins Auge fassen mußte, nachdem alle tastenden Versuche der katastrophalen Entwicklung des Agrarmarkts Einhalt zu tun mißlungen waren.

Vor 25 Jahren noch galt die Behauptung, Deutschland werde seinen Roggenbedarf in nicht zu langer Zeit durch eigne Erzeugung bei ausreichendem Produktionschutz decken, als eine Utopie, deren Urhebern kaum Gutgläubigkeit zugestanden wurde. Wer sich zu dem Bekenntnis verließ, Deutschlands Boden werde auch noch imstande sein den beanspruchten eignen Weizen hervorzubringen, verfiel unweigerlich der Anklage schändlichen Betrugs zum Zweck der politischen Irreführung und Erlangung unerlaubter Vorteile. Nachdem die deutsche Landwirtschaft nicht nur dies, unter den schwierigsten Verhältnissen, zuwege gebracht sondern auch für die meisten anderen pflanzlichen Erzeugnisse und schließlich ebenfalls für Viehzucht und Vieherzeugnisse ungeahnte Produktionssteigerungen erzielt hat, möchte man am liebsten diese ganz außerordentlichen Ergebnisse deutschen agrarischen Schaffens als Fehlleistungen bewertet wissen. Viel fehlt in der Tat nicht mehr daran, um aus dem Chor der Kritiker und Ankläger das Urteil herauszuhören, daß unsere Agrarproduktion unsere Beziehungen zum Ausland und damit unsern Industrieexport töre und gradezu unterbinde, also schädlich sei. Um diesen unfinnigen Vertiegenheiten in den Städten aufmerklames Gehör zu verschaffen, werden die niedrigen Preise verkündet, zu denen das Ausland uns mit Lebensmitteln aller Art beglücken könnte. Was man längst verstummt und durch besseres Wissen ersetzt glaubte, ist wieder erwacht und wird gehegt und gepflegt, zum schweren Schaden der tragenden Fundamente unseres Wirtschaftslebens, die vor allem erhalten und gestärkt werden müßten. Dabei bleiben die Agrarpreise im Jahr 1932 schlechthin auf allen Gebieten weit hinter dem Stand der Durchschnittspreise der Jahre von 1909 bis 1913 zurück. Jetzt erinnert man sich auch plötzlich, daß die Agrarzölle für die Preisbewegung eigentlich ganz belanglos seien, nachdem man sich eben noch angestrengt bemüht hat die selben Zölle als Instrumente unerträglichen Wuchers zu denunzieren. In den Zeitungen und Flugblättern aller möglichen Parteien und Wirtschaftsgruppen war in diesen Wochen zu lesen, wie überflüssig landwirtschaftliche Zölle angesichts einer ausreichenden Eigenproduktion im Land wären. Im Übereifer vergißt man selbst zu erwähnen, daß diese Zölle das überströmende Auslandsangebot, wenn auch nur teilweise und unzureichend, abwehren. Nur zu der selbstverständlichen Folgerung, daß die Sicherung der heimischen Agrarproduktion nunmehr auf eine andere Weise bewirkt werden muß, nachdem zugestandenermaßen die alten Mittel und Wege der Zollpolitik verfaßt haben, will man sich nicht verstehen.

Pseudowissenschaftlicher Aufputz der antiagrarischen Agitation verschmäht es nicht die auf die Herbeiführung einer Agrarautarkie gerichteten Bestrebungen dadurch zu verdächtigen und zu entstellen, daß Autarkie, im Sinn der Erklärung eines billigen Fremdwörterbuchs, als völlige Selbstgenügsamkeit unter Ausschluß jedweder Einfuhr hingestellt wird, um dann als Gebot des gefunden Menschenverstands zu beweisen, daß eine völlige Trennung Deutschlands von der Weltwirtschaft unmöglich sei. So wird der Boden für eine unverantwortliche Politik bereitet, und man erweckt die Vorstellung, daß die Einfuhrkontingentierung allein der Gewinn gier und dem Machtverlangen preußischer Feudalherren entspringe und dienen solle. Nach Berechnungen von Gegnern der Kontingentierung umfaßten die Warengruppen, die man kontingentieren wollte, in den ersten 7 Monaten des Jahres 1932 eine Einfuhr im Wert von rund 259 Millionen Mark, also annähernd 30 % unseres gesamten

Agrarimports. Ein Blick auf diese von der Vossischen Zeitung am 26. September veröffentlichte Zusammenstellung der in den ersten 7 Monaten dieses Jahres und der Vergleichszeit des Vorjahrs eingeführten Mengen jener Erzeugnisse, die für die Kontingentierung in Betracht kamen, zeigt aber folgendes Bild:

Produkt	Einfuhr			Wichtige Bezugsländer
	Menge (in Millionen Doppelzentner; bei Rindvieh in Stück)		Wert (in Millionen Mark)	
	1932	1931	1932	
Kohl	1,05	1,15	10,63	Holland, Italien, Frankreich
Tomaten	0,40	0,49	12,54	Holland, Italien, Spanien
Zwiebeln	0,56	0,38	9,14	Italien, Holland, Ägypten
Erbfen	0,01	0,01	0,13	Italien, Holland
Schnittblumen	0,02	0,02	4,88	Holland, Italien, Frankreich
Obft	1,08	1,66	43,22	Spanien, Holland, Türkei, Italien, Brasilien, Rumänien, Vereinigte Staaten
Nadelholz	4,06	7,13	20,07	Tschechoslowakei, Rußland, Polen, Litauen, Finnland, Schweden, Rumänien
Zellstoffholz	5,10	6,62	11,61	Tschechoslowakei, Rußland, Polen, Litauen
Rindvieh	51 000	67 000	8,40	Litauen, Dänemark
Schmalz	0,70	0,59	42,58	Vereinigte Staaten, Dänemark, Holland
Speck	0,13	0,08	7,38	Holland
Butter	0,39	0,55	64,59	Dänemark, Lettland, Holland, Rußland, Schweden
Käse	0,27	0,32	23,48	Holland, Dänemark, Finnland, Tschechoslowakei
Karpfen	0,01	0,01	0,44	Ungarn, Jugoslawien

Grade diese Liste weist überwiegend Veredelungsprodukte aus, die nicht von den Gütern des Großgrundbesitzes kommen, deren Produktion vielmehr in bäuerlichen Händen liegt, wenn man nicht grade den Gartenbau zur Domäne der "Junker" rechnen will. Um den Schutz jener Erzeugnisse handelt es sich, deren bevorzugte Gewinnung der Landwirtschaft Jahrzehnte hindurch empfohlen wurde, mit dem Vorwurf, sie seien zugunsten des Getreides schändlich vernachlässigt worden. Jetzt darf man diese mühlame und unter großen Opfern geschaffene Basis der bäuerlichen Erzeugung nicht gegen die rohste Erschütterung schützen, weil die Auslandskonkurrenz, die ihre gesteigerte Bedeutung nicht zuletzt dem Krieg verdankt, angeblich das deutsche Vorgehen nicht verstehen und durch Kampfmaßnahmen beantworten würde. Nichts liegt uns ferner als gedanken- oder rücksichtslos Wirtschaftsinteressen irgendeines andern Landes verletzen zu wollen; haben wir doch für Schwierigkeiten, die sich aus Kürzung und Umstellung der Ausfuhrmöglichkeiten ergeben, volles Verständnis, und wir dürften niemals Kontingentierungsmaßnahmen fordern und vertreten, wenn nicht Lebensinteressen auf dem Spiel ständen. Leider kann die Feststellung nicht unterbleiben, daß das beteiligte Ausland durch deutsche Verbände und deutsche Blätter immer wieder zum Kampf gegen die angekündigte Kontingentierungspolitik aufgerufen worden ist, und daß zum großen Teil die Haltung des Auslands durch diese ebenso unerfreuliche wie beschämende Art, wenn nicht veranlaßt, so doch entscheidend beeinflusst wurde. Grade in Frankreich wurden Stimmen laut, die feststellten, daß man den Deutschen unmöglich eine Kontingentierung verbieten oder verargen könnte, da die Franzosen ja selber eine solche vornähmen.

⟨Auch hierbei zeigt sich, daß eine Vertretung wirklich nationaler Lebensnotwendigkeiten nie die Verständigung mit einem andern Volk behindert, wenn man sie nur ernstlich will.⟩ Als die deutsche Regierung den wenig glücklichen Entschluß faßte eine Kommission in verschiedene Länder zu entsenden, um über Wesen und Umfang der Kontingentierung verhandeln zu lassen, anstatt die grundlegende Bestimmung zuerst zu erlassen, hängte man ihr hier den Spottnamen Tomatenkommission an, um dann über ihre so mitbewirkten Mißerfolge mit Hohn zu berichten; ein Verwechslungsspiel, das gewiß nur möglich war, weil es in dem dröhnenden Lärm des ziel- und sinnlos laufenden Betriebs unserer Politik und Wirtschaft unterging.

Im selben Atemzug wird zur Abrundung einer so gearteten Aufbaupolitik die Zerstückelung von 5000 Großgütern verlangt, »damit unsere 5 Millionen Bauernhöfe endlich rentabel wirtschaften und das deutsche Volk besser ernähren können«. Dadurch sollen nämlich die Brotpreise billiger, und die Brotverzehrer auf vielen Gebieten der Wirtschaft kauffähiger gemacht werden. So löst sich alles in Gefallen auf, denn die alten und neuen Bauern würden nach der Meinung eines Helfers aus tiefer Not nicht nur bei den jetzigen Agrarpreisen existieren können sondern auch die unter dem Einfluß verstärkter Exporte noch weiter gesenkten Preise mit Nutzen und Freude ertragen. Mit einem Schlag wird so nicht nur die Landwirtschaft gerettet, sondern auch der Sozialismus gegen die Sozialistischen Monatshefte, die zwar von den "radikalen" Sozialisten verfeimten Siedlungsgedanken erst in die Sozialdemokratie einführten und seit 30 Jahren für die Siedlung kämpfen, aber sich von unbekümmerten Nichtwisslern noch nicht überzeugen ließen, daß die Stärkung unserer agrarischen Produktivkräfte und die Versorgung des deutschen Volks mit Nahrungsmitteln nur dadurch zu fördern sind, »daß man die 5000 Großgrundbesitzer, die auf die künstlich gesteigerten deutschen Getreidepreise angewiesen sind, in ehrenvoller Weise auskauft und nach Monte Carlo verlegt«. Durch Berufung auf Lujo Brentano wird dieser Wust von unechtem Radikalismus und hemmungsloser Schriftstellerei nicht erträglicher. Karl Marx hat den »Freihandelshaufieburschen« schon 1847 das Nötige auf den Weg gegeben; dabei waren das im Vergleich mit ihren heutigen Nachfahren wirklich Helden gepflegten Wissens und wirtschaftlicher Zurechnungsfähigkeit. Als die Sozialistischen Monatshefte nach dem Krieg die Rückwanderung landwirtschaftlicher Arbeiter aus den Großstädten auf das Land propagierten, um sie unter Zuweisung ausreichenden Deputatlands und günstigen Arbeitsbedingungen zu den Hauptträgern der so allein möglichen Masseniedlung zu machen, fanden sie keine Unterstützung bei den heute so begeisterten Siedlungsfängern. Diese schwiegen ebenso hartnäckig, als hier verlangt wurde den Zustrom ländlicher Bevölkerung nach den Großstädten unter führender Mitwirkung der Gewerkschaften zu unterbinden. Demagogische Schlagworte verbreiten sich freilich leichter als produktive Gedanken.

FRAGEN nach Groß-, Mittel- und Kleinbetrieben sind formularmäßig nicht zu entscheiden. Es muß schon dabei bleiben, daß der Produktionszweck die Betriebsform bestimmt. Produktionsfremde Angelegenheiten durch sachlich falsche Entschlüsse so nebenbei bei der Siedlungspolitik anbringen zu wollen wäre ein wirtschaftlich sehr kostspieliges, aber auch politisch unlagbar dummes Verfahren. Im übrigen sollte man endlich davon absehen einzelne Produktions-

zweige der Landwirtschaft gegen einander auszuspielen, also etwa Getreide- gegen Viehproduktion und so weiter. Das hat noch niemals einer Partei einen irgendwie gearteten Erfolg, wohl aber der Gesamtheit schwere sachliche Schäden gebracht. Die Landwirtschaft muß als *Einheit* betrachtet werden. Es war deshalb unumgänglich auch die Futtermittelproduktion unter wirklichen Zollschutz zu stellen. Unsere Futtermittelwirtschaft wäre sonst nie intakt geblieben. Ihre Basis gegen sehr zweifelhafte Augenblicksvorteile gesund erhalten zu haben wird sich als wertvolles Aktivum abermals bewähren, wenn wir zur Ausdehnung unserer Futtermittelerzeugung durch Anbau der entbitterten Lupine und zur Gewinnung hochwertiger Futtermittel aus Holz übergehen werden. Es scheint fast, als ob hier mit der Fortführung der tüchtigen Vorarbeiten stärker gezögert wird als sachlich angebracht ist.

Man hat es zustande gebracht angesichts der Konferenz von Ottawa und des Kontingentierungssystems des britischen Wirtschaftsbereichs, dem kontinentaleuropäische Länder vorangingen und folgten, den deutschen Kontingentierungsplan als ein monströses Attentat gegen das Ausland auszugeben und dafür Gläubige zu finden. Kohle darf man kontingentieren, Stickstoff nicht minder, wenn auch auf anderem Weg; für landwirtschaftliche Produkte allein ist solcher Versuch verabscheuungswürdig. Industrie und Handel standen an der Spitze der Abwehrbewegung, und der öffentliche Lärm erhielt den Charakter sachkundigen, durch Patriotismus gewürzten Urteils. Ein seltsamer Kontrast mit der täglichen Deklamation von Gleichberechtigung und Selbstbestimmung. Wenn wir zur Wahrung unserer landwirtschaftlichen Erzeugung nicht mehr die für notwendig erachteten Sicherungen ergreifen dürfen, weil darob uns einige Länder grollen, dann sollten wir auch in jenen Bekundungen ein wenig zurückhalten, von denen man weniger Geschäftserfahrungen befürchtet; gewiß zu Unrecht; doch der Instinkt für politische und wirtschaftliche Notwendigkeiten ging der deutschen Öffentlichkeit anscheinend verloren.

Über den Sinn einer planmäßigen Kontingentierung der Einfuhr gibt man sich genau so wenig Rechenschaft wie über den einer Autarkie als Sicherungsmittel einer relativen Unabhängigkeit, die eine schaffende Nation sich für ihre Ernährungsbasis erkämpfen muß. Autarkie und Einfuhrkontingentierung sind 2 Teile einer Idee und keineswegs nur Notbehelfe zur Vermeidung ruinöser Preistürze. Beide Forderungen sind im Grund erst in einer großen Wirtschaftsgemeinschaft, für Deutschland also in der Zusammenfassung Kontinentaleuropas, wirklich folgerichtig und fruchtbar durchzuführen¹. Daß sie sich auch als Heilmittel der drückenden Schäden unserer unmittelbaren Gegenwart erweisen, bestätigt nur, daß sie richtig gedacht und zweckmäßig durchzuführen sind. Ersatz für Autarkie und Kontingentierung der Einfuhr glaubt man in Kartellen gefunden zu haben, die nach irgendwelchen Vorstellungen auch die Landwirtschaft bereichern sollen. Zunächst hört man von dem Fettmonopol als dem einen dieser gedachten Kartelle, um die Margarinegewinnung für Staats- und Landwirtschaft nutzbar zu machen. Vielleicht könnte das ein einträgliches Geschäft werden; aber dadurch würde an den Nöten der Landwirtschaft kaum etwas geändert, geschweige denn könnte auf diese Art deren Existenzgrundlage gesichert werden.

Wer ist die Landwirtschaft? Zunächst kann gesagt werden, daß die Landwirtschaftskammern nicht als die Vertretung der Landwirtschaft angesehen

1) Siehe dazu *Kranold* Autarkie, in den Sozialistischen Monatsheften 1932 I Seite 114.

werden können. Auch die landwirtschaftlichen Genossenschaften repräsentieren sie keineswegs; sie sind wertvolle Hilfsorgane, denen der Auftraggeber erst gegenübergestellt werden muß. Es ist notwendig die Einheit, die die Landwirtschaft substantiell ist, nun auch formell als Gesamtheit zu konstituieren. Der korporative Aufbau aller Gewerbe, der in den Sozialistischen Monatsheften skizziert und als dringende verfassungspolitische Forderung erhoben wurde², bleibt unerläßliche Voraussetzung für die Fortentwicklung der Wirtschaft. Die Korporation der Landwirtschaft, gegliedert nach Kreisen und Ländern und als Reichskorporation zusammengefaßt, ist der Boden für die Verteilungs- und Vertriebskräfte, die den so stark wachsenden Produktionskräften an die Seite gestellt werden müßten. Bei der Durchführung dieser Aktionen kann und soll dem Staat nur die oberste Führung überlassen bleiben, das Werk selbst muß von den Berufenen, den im landwirtschaftlichen Beruf Schaffenden, getragen werden. In Verbindung mit den Korporationen der Mühlen und des Handels hätte die Korporation der Landwirtschaft auch die Gestaltung der Ein- und Ausfuhr entscheidend zu bestimmen, ohne deshalb genötigt zu sein Staatsmonopole zu errichten. Seit Jahr und Tag wurde hier die Form entwickelt, unter der die Einfuhr für Lebensmittel ohne Einschränkung des tätigen Handels und doch unter voller Wahrung der wirtschaftlichen Interessen der Nation geregelt werden kann. Alle beteiligten Betriebe sollten einer Konzessionspflicht unterliegen, wobei die Konzession den beteiligten Betrieben grundsätzlich nicht verweigert und nur entzogen werden darf, wenn die Handhabung des Betriebs nachweisbar wirtschaftsfeindlich erfolgte. Wirtschaftsfeindliche Haltung wird vor allem darin zu erblicken sein, daß gegen den Wunsch der Korporationsleitung eingeführt oder ausgeführt wird, wobei keineswegs an die Kontrolle des einzelnen Betriebs über die Beteiligung an der Ein- und Ausfuhr gedacht ist. Ohne weiteres lassen sich hier die Erfordernisse für die reibungslose Durchführung einer durchdachten Kontingentierungspolitik einbauen, sie sind fast von selbst gegeben. In den Händen dieser Korporationen kann auch der nach den Regeln des ordentlichen Geschäfts vorzunehmende Vertrieb von Einfuhrberechtigungscheinen in der Höhe der jeweiligen Einfuhrmengen liegen. Die landwirtschaftlichen Korporationen ständen auch beim Ausbau und bei der Führung der erforderlichen Absatzeinrichtungen für die Agrarerzeugnisse im Mittelpunkt. Sie sollen aber durchaus nicht diese Absatzorganisationen selbst sein. Ihnen zur Seite wirkten die Genossenschaften, die mit dem Gesamthandel ebenso wie durch direkte Belieferung von Großverbrauchern dem Landwirt die hauptsächlichsten Sorgen des Vertriebs abzunehmen berufen wären.

Auf einer internen Mitgliederversammlung des Vereins zur Wahrung der Interessen der Chemischen Industrie machte der Leiter der I. G. Farbenindustrie, der Nobelpreisträger Carl Bosch, kürzlich Ausführungen über die Stellung der Landwirtschaft, die eine Reihe wertvoller Auffassungen enthielten. Er stellt fest, daß die deutsche Landwirtschaft als Rückgrat des Binnenmarkts unentbehrlich sei, glaubt aber, nach dem Bericht der Frankfurter Zeitung vom 13. November 1932, eine Berechnung anstellen zu können, nach der durch die Kontingentierung der industrielle Export Deutschlands einen Schaden erleiden müsse, der durch eine verstärkte Aufnahmefähigkeit der Landwirtschaft niemals ausgeglichen werden könne. Aber zur Landwirt-

²) Siehe zuletzt *Kaliski* Wirtschaftspläne und Wirtschaftsplanung, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 758.

schaft gehören außer den direkt in landwirtschaftlichen Betrieben Tätigen auch alle diejenigen Industrien, die ganz oder vorwiegend für die Landwirtschaft arbeiten, das heißt nicht nur die Industrie landwirtschaftlicher Maschinen, die Stickstoff- und Kaliindustrie, um nur einige der hervorragendsten Gewerbe zu nennen. Das allein würde schon genügen, um die Richtigkeit jener Berechnungen zu erschüttern. Darüber hinaus wird bei der Bewertung der Kontingentierungspolitik übersehen, daß sie sich auch auf Rohstoffe erstrecken sollte und müßte. Bosch gedachte unseres Einfuhrbedarfs an unentbehrlichen Rohstoffen nur in Verbindung mit deren Bezahlung durch Devisen. Ist aber die Einfuhr amerikanischer Baumwolle in Deutschland etwas Unabänderliches? Könnten wir für diese Einfuhr nicht einige Forderungen stellen, die berechtigter und eindrucksvoller wären als die Drohungen Hollands gegen den Kontingentierungsplan Deutschlands? Wir dürfen diese Frage bejahen. Und das nicht nur in Hinblick auf die weiten Möglichkeiten einer kontinentaleuropäischen Zusammenarbeit; die nötige Vorarbeit könnte von uns jeden Tag aufgenommen werden, und es ist dabei gewiß, daß sie sich im Sinn eines kontinentaleuropäischen Zusammenschlusses auswirken würde. Ganz nebenbei könnte man auch daran denken den Aufschwung der Kunstleidenindustrie in den Dienst der Ersatzmöglichkeiten mindestens für einen Teil der Baumwolleneinfuhr zu stellen. Daß eine Kontingentierung für Kupfer nicht außerhalb des Bereichs einer kontinentaleuropäischen Politik liegt, soll hier nur angedeutet werden. Die Reihe dieser Beispiele ist erheblich zu verlängern; denn jede fachliche Prüfung muß zu dem Ergebnis führen, daß Kontinentaleuropa unter Einfluß seiner afrikanischen Gebiete ein einheitliches Wirtschaftsimperium bildet, das in allen Lebensbedürfnissen seiner Völker autark ist (und grade darum für die Zusatzbedürfnisse mit den anderen Wirtschaftsimperien als Gleicher unter Gleichen wirtschaftlich verkehren kann). Auf der Einnahmenseite der Landwirtschaft erblickt Bosch ein großes Feld für organisatorische Maßnahmen in der Zusammenfassung der landwirtschaftlichen Veredelungsproduktion. Daß diese Annahme zutrifft, bedarf keiner Betonung. Aber Bosch braucht dabei durchaus nicht an Kartelle nach dem Muster jener Gebilde in der Industrie gedacht zu haben. Es gibt noch andere Arten von Zusammenfassungen, wie wir eben auch in der Darstellung des Korporativsystems zeigten. Boschs Hinweis darauf, daß in Deutschland der Landwirt von jeder Reichsmark, die der Konsument für Lebensmittel ausbebe, nur 50 Pfennig erhalte, während ihm in anderen Ländern bis zu 75 Pfennig zufließen, spricht in der Tat für die Unauffschiebbarkeit organisatorischer Ordnung nicht nur der Agrarmärkte. Im Anschluß an ihre Berichterstattung über die Rede Boschs wendet sich die Frankfurter Zeitung mit ungewohnter Heftigkeit gegen diese Ausführungen, deren Anregungen sie als Förderung eines »Agrarboltschewismus« glaubt fürchten zu sollen. Warum sie das glaubt, will uns nicht klar werden und befremdet um so mehr, als die Redaktion des Blatts für den Boltschewismus sonst, dort, wo er zu Hause ist, nämlich in Rußland, lebhafteste Sympathie an den Tag zu legen pflegt.

Ein wahrhaft sozialistischer Aufbau, der in den hier seit langem entwickelten Plänen liegt und in der Landwirtschaft zu beginnen hat, wird nicht nur die Nöte und Schäden der Zeit tilgen sondern Kräfte erschließen, die den Weg zu noch weit größeren Leistungen in der Zukunft bahnen.



BALTHASAR WEINGARTZ · DIE AUSSCHALTUNG DER LABOUR PARTY AUS DER ENGLISCHEN POLITIK

PHILIP Snowden, einft Finanzgenie der Labourregierung und Theoretiker der Labour Party, gab feiner Partei am Vorabend der letzten Parlamentswahlen am Mikrophon den eigentlichen Genickstoß. »Die Partei«, sagte er am Morgen nach der Wahl in einem Interview, »ilt an der Unfähigkeit ihrer jetzigen Führer zugrunde gegangen, lie wird unter der Leitung neuer Führer wieder auf-erlthen.« Selten hat der Führer einer Partei, gelstern noch von der Masse der Mitglieder als eine Art Abgott gefeiert, fo schlimm gegen diese gehandelt wie Snowden. Aus feiner letzten Wahlrede (prührte förmlich Verachtung gegen diejenigen Arbeiterführer, die treu zur Partei hielten. Freilich bestand schon lange vor dem Zusammenbruch zwischen ihm und James Ramlay MacDonald auf der einen und den übrigen Parteiführern auf der andern Seite eine tiefe Kluft, doch man ahnte noch nicht, daß lie solche Dimensionen annehmen würde. Was ilt die Ursache dieser beispiellosen Spaltung? Wer den Mut hat tiefer in die Problematik der modernen Arbeiterbewegung hinein-zufchauen, wird erkennen, daß es sich hier um eine Krise des Sozialismus oder vielmehr feiner Parteiverretung handelt, die auch sonst lichtbar ilt, wie hier an der deutschen Entwicklung klar und deutlich gezeigt wurde¹.

Es scheint das Schickfal aller bisherigen sozialiftischen Staatspolitik von sozialiftischer Aufbauarbeit ltets in der Oppositionsftellung zu (prechen, ihrer aber im Augenblick zu vergessen, wenn die Partei zur Führung der Staats-gelchäfte berufen ilt. Die englische Arbeiterregierung ging daran zugrunde, daß lie keinen konstruktiven Sozialismus betrieb, sich immer im Kreis drehte, nirgends Halt fand und schließlich lang- und klanglos von der Bühne ab-treten mußte, die Partei in den Abgrund reißend. MacDonald und Snowden (chwenkten nach rechts und verließen die von ihnen gelchaffene Arbeiter-partei. Arthur Henderson übernahm deren Führung, konnte jedoch ihren Zusammenbruch nicht verhindern. Ganz im Gegenteil, im politischen Erd-rutich vom November 1931 verlor er selbst feinen Parlamentsftiz, und jetzt ilt er durch den Rücktritt von der Führerschaft der Partei endgültig aus dem parlamentarischen Leben der Nation ausgechieden. Als "Onkel" Arthur an Stelle MacDonalds die Parteiführung übernahm, übertrug man ihm das Amt des Präsidenten der Abrüstungskonferenz, weil in England allgemein die Überzeugung vorherrschte, feine Wiedereintrücken ins Parlament sei auf ab-lehbbare Zeit undenkbar; man wollte dem einstigen Außenminister der Labour Party eine internationale Stellung von bleibender Dauer schaffen. So bemüht sich denn Henderson um den Bestand der Abrüstungskonferenz. Kann diese aber beim gegenwärtigen Zustand Europas mehr sein als eine Komödie? Die Frage stellen heißt eigentlich lie schon beantworten. Wenn einer mit der Sicherung des Friedens Ernst machen will, wie Edouard Herriot, findet er die angellächliche "Abrüstungs"front gegen sich. Europa soll entwaffnet werden, damit das Angellächsentum Weltfchiedsrichter sein kann. Man (pricht heute von Abrüstung und denkt an den Krieg von morgen. Wir leben eben in einer Periode der Umwertung aller Werte.

1) Siehe *Mierendorff Die Republik von morgen*, in diesem Band der Sozialiftischen Monatshefte Seite 738.

Englands Stellung in Europa macht jetzt eine grundlegende Wandlung durch. Die Niederlage des von Joseph Chamberlain vertretenen Empiregedankens vor 25 Jahren hat die Ära des Weltkriegs eingeleitet. Es ist notwendig daran zu erinnern, daß es der englische Sozialist Robert Blatchford war, der zuerst den Haß gegen Deutschland predigte und im Auftrag der Daily Mail eine Artikellerie gegen »Deutschlands Vorstoß in die Weltmachtpolitik« veröffentlichte. Jede Politik des europäischen Zusammenschlusses fand bis jetzt in England einen entschlossenen und erfolgreichen Gegner. Jetzt aber ist England erneut zum Empiregedanken gekommen. Das Werden des Britischen Imperiums zwingt zur Neuorientierung der gesamten Weltlage. Immer deutlicher wird es, daß die von den Sozialistischen Monatsheften konzipierte Idee des Weltsozialismus: die Bildung der 5 Wirtschaftsimperien, also vor allem des Vereinigten Europäischen Kontinents, die einzig mögliche Konstellation des Weltfriedens bringen kann. Das zeigt auch die in den englischen Gewerkschaften heute bereits vorherrschende Auffassung, mag man sie durchdacht haben oder sich bloß instinktiv dem werdenden Imperium anpassen². Es ist eben so, daß das vom Generalrat der Gewerkschaften 1930 veröffentlichte Memorandum zum Empireproblem Meinungen zutage fördert, die mit dem amorphen Völkerbund von heute nicht gut in Einklang gebracht werden können. Dieses Dokument wirbt für ein in sich geschlossenes Wirtschaftsimperium in einer sich organisch gestaltenden Welt. Es ist wirklich auch für Deutschland an der Zeit aus der sich anbahnenden Entwicklung, die für die Alte Welt Kontinentaleuropa heißt, die Konsequenzen zu ziehen.

Die Beschlüsse von Ottawa haben endlich Klarheit darüber geschaffen, welchen Weg England in Zukunft geht und gehen muß. Die Wirtschaftskrise ließ den (niemals wirklich toten) Chamberlainschen Empiregedanken wiedererstehen, der sich nun in den Ottawabeschlüssen kristallisierte³. Höchst bemerkenswert war die Stellungnahme des letzten Gewerkschaftskongresses in Newcastle am Tyne zu diesen Beschlüssen. Vorweg sei gesagt: Die Regierung entsandte als Experten 2 leitende Gewerkschaftsführer zur Ottawa-Konferenz, und zwar Walter Citrine, den Sekretär des Generalrats, und John Bromley, den Präsidenten des diesjährigen Kongresses. Wer nun glaubte, der Kongreß werde sich ausgiebig mit den Beschlüssen von Ottawa befassen, sah sich enttäuscht. Wie hätte es auch anders sein können? Die führenden Elemente des Kongresses hatten sich schon lange vorher von den Schlacken des Freihandels befreit, waren versteckte Schutzzöllner, wollten es aber nicht eingestehen, und so wich man auf dem Kongreß einer Debatte aus. Man wollte sich erst recht nicht gegen das nun werdende »in sich abgeschlossene Empire« aussprechen, »in einer Welt, die in 3 oder 4 abgeschlossenen ökonomischen Machtsphären organisiert ist«, wie es bereits im Empirememorandum von 1930 hieß. Und so gab man der so sehr gehaßten Nationalregierung auf diesem Gebiet für die Zukunft Blankovollmacht. Auch der aufsehenerregende Austritt Lord Snowdens aus der Regierung ließ die Führer der Gewerkschaften kalt. Aber Snowden stand bereits zu einer Zeit, wo er noch als Führer der Arbeiterpartei hoch in Ehren gehalten wurde, mit seiner Freihandelsideologie isoliert da. Er kannte doch die protektionistischen Absichten der Webergewerkschaften Yorkshires, die gemeinsam mit den Unter-

2) Siehe Weingartz Auf dem Weg zum Britischen Imperium, in den Sozialistischen Monatsheften, 1930 III Seite 878.

3) Siehe dazu Kranold Die Lehre von Ottawa, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 762.

nehmerorganisationen die Labourregierung erluchten einen Schutzzoll für bestimmte Gewebe einzuführen, weil sonst die betreffenden Spezialartikel der ausländischen Konkurrenz nicht länger standhalten könnten. Seine Intervention konnte nur verhindern, daß die Webergewerkschaften den Gedanken noch weiter verfolgten. Zum ändern blieb es doch Snowden nicht unbekannt, daß die unter seiner Regie gemachten Wahlen unter der Devise »Für das Empire und den Schutzzoll!« geführt wurden. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß Snowden als letzter Ritter des Freihandels zum Lord geschlagen wurde. Er ist eben dadurch parlamentarisch unschädlich gemacht worden. So spielt das Schicksal mit den Führern der einst so stolzen Labour Party: Der eine geht zu den Lords, der andere präsiert der Abrüstungskonferenz.

MacDonald war vor der Wahl aufgefordert worden seine Stimme klar und deutlich gegen den Schutzzoll zu erheben, was er mit der Erklärung abwehrte, er könne sich nicht auf »Programme« festlegen: »Im Augenblick der Not müssen alle als geeignet erscheinenden Maßnahmen ergriffen werden, um England zu neuer Blüte zu bringen.« Der Ausfall der Wahlen beliegelte das Schicksal des englischen Freihandels (wenn man überhaupt noch von einem solchen sprechen konnte). England nahm entschlossen die Richtung zum Empire. Die Haltung der liberalen Samuelgruppe ändert daran gar nichts. Sie will sich eine günstige Position im nächsten Wahlkampf sichern. Aber die Geschichte wiederholt sich nicht. Es wird nicht gelingen einen ähnlichen Wahlkampf wie den von 1905 zu führen, der den Neoliberalismus schuf. Auch MacDonald kämpfte damals mit der liberalen Waffe. Freihandel, so hieß es, bedeutet hohe Löhne und gutes, billiges englisches Weißbrot, Schutzzoll aber bedeutet niedrige Löhne und schlechtes, häßlich aussehendes deutsches Schwarzbrot⁴. (Auch heute noch betrachten englische Ferienfahrer unser gutes deutsches Schwarzbrot als Beweis für die in Deutschland herrschende Not.) MacDonald, der Freihändler von 1905, scheut sich 1932 nicht die protektionistischen Beschlüsse von Ottawa gutzuheißen. Die Fraktion der Arbeiterpartei versuchte zwar bei der Beratung der Ottawabeschlüsse Opposition zu machen. Diese wirkte indessen angesichts der Stellungnahme des Gewerkschaftskongresses unernst. Besondere Verwirrung stiftete es dann noch, daß die Fraktion gegen die Regierung wegen der Behandlung des Erwerbslosenproblems ein Mißtrauensvotum einbrachte und dadurch der Ottawadebatte ein Ende bereitete, das die Freihändler verknüpfte. Durch die Stellung des Gewerkschaftskongresses waren ihr eben die Hände gebunden. Die alten Freihandelsphrasen halten ihren Sinn verloren, und die Labourparlamentarier waren sichtlich froh vom peinlichen Thema ablenken zu können. Wäre die englische Arbeiterbewegung noch freihändlerisch orientiert, so hätte der Gewerkschaftskongreß gegen Ottawa protestieren müssen. Aber Ernest Bevin, der geistige Führer im Gewerkschaftslager, tat im Verein mit Walter Citrine, dem einen der beiden Ottawaexperten, alles, um eine Aussprache darüber zu verhindern. Beide traten für eine Politik des Ausweichens ein, weil es doch nicht gut möglich war der MacDonald-Baldwin-Regierung ein offenes Vertrauensvotum auszustellen. Im übrigen tat der Kongreß alles, um ihr auf dem Gebiet der Empirezementierung freie Hand zu lassen. Bevin wies sogar darauf hin, wie unter Umständen »ein sozialistischer Staat im Kampf ums Dasein gezwungen sein kann zum Schutzzoll zu greifen«.

4) Siehe Weingartz Über die soziale Lage der englischen und der deutschen Arbeiterklasse, in den Sozialistischen Monatsheften 1911 I Seite 438.

Diese im sozialistischen und im Gewerkschaftslager sich anbahnende Sinnesänderung kam nicht von heute auf morgen, sie war seit langem bemerkbar, wie in den sozialistischen Monatsheften wiederholt dargelegt wurde. Die hier seit jeher vertretene These des Protektionismus ist endlich als die richtige erkannt worden. Aus propagandistischer Tradition lehnte die deutsche Sozialdemokratie, die sich von der liberalen Konsumentendoktrin nicht losreißen konnte, in der Vergangenheit diese These ab. Praktisch jedoch suchte man sich ihren Postulaten anzupassen. Das sich nun bildende englische Empire zwingt auch die deutsche Sozialdemokratie sich neu zu orientieren, sie muß über kurz oder lang den hier gewiesenen Kurs auf Kontinentaleuropa nehmen.



Bei der sich unaufhaltsam vollziehenden Entwicklung zum Empire hin befindet sich die Fraktion der Labour Party in einer nicht grade angenehmen Lage. Ihre parlamentarische Ohnmacht ist evident. Die Ursache ihrer Schwäche liegt darin, daß sie es nicht rechtzeitig verstanden hat die Zeichen der Zeit zu deuten. Da sie den welthistorischen Schritt Englands zum Imperium nicht mitmachen konnte, blieb sie auf der Strecke. Ohnehin ist die Partei ohne MacDonald zurzeit ein Rumpf ohne Kopf. Snowdens Diktum, die Partei sei an der Unfähigkeit ihrer jetzigen Führer zugrunde gegangen, mag übertrieben sein. Daß man sich aber im parlamentarischen Strom kraftlos hin und her treiben läßt, kann nicht bestritten werden. Wohl sagte Arthur Henderson auf dem letzten Gewerkschaftskongreß als Abgesandter der Labour Party, die einzige Ablösung der jetzigen Nationalregierung sei eine Arbeiterregierung. Daraus ist aber nur der Schluß zu ziehen: Der Regierung MacDonald-Baldwin droht auf Jahre hinaus keine Gefahr; sie ist im Strudel der in England vor sich gehenden Neubildungen die einzig mögliche englische Regierung. Die Volkspolyche ist im ganzen heute dafür gewonnen der vor sich gehenden Konsolidierung des Imperiums keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten.

Daß man für Henderson nicht rechtzeitig einen Parlamentsitz finden konnte, stärkt die Vermutung, daß die Chancen der Labour Party für die nächste Zukunft noch recht trübe sind. Sein Rücktritt von der Führung der Partei erregt Besorgnis. Er selbst begründete seine Demission damit, daß man zum alten englischen Brauch zurückkehren müsse, wonach Parteiführung und Führung der Parlamentsfraktion in einer Hand vereinigt sein sollen. So ging die parlamentarische Führung automatisch auf den alten "Rebellen" George Lansbury über. Man will aber auch wissen, der Rücktritt Hendersons erkläre sich aus dem jetzigen Linkskurs der Partei, mit dem er nicht einverstanden sein könne. Lansbury ist einer der ältesten und beliebtesten Pioniere der englischen politischen Arbeiterbewegung. Er hatte stets einen Hang zum "revolutionären Syndikalismus" und gab 1911 der von Tom Mann geführten syndikalistischen Bewegung durch die Schaffung des Daily Herald einen geistigen Rückhalt. Im Grunde blieb er stets der Agitator, zum schaffenden Politiker konnte er sich nicht emporheben. Hatte er auch von jeher zu den am meisten geachteten Mitgliedern des Parlaments gezählt, so blieb es ihm doch bis jetzt erspart parlamentarische Lorbeeren pflücken zu müssen. Es ist sehr fraglich, ob die Partei unter seiner Führung wieder zu Einfluß und Macht kommen kann.

Daß dem parlamentarischen Zusammenbruch der Labour Party die innere Zerrüttung folgte, ist leicht zu verstehen. Ebenso spontan wie der Aufstieg der Partei kam auch ihr Niedergang. Das hängt wahrscheinlich auch mit der

Geistesart des englischen Volks zusammen. Auch für das politische Leben gelten in England gewisse Sportregeln. Solange die Gewinnaussichten einer Partei gut sind, steht sie hoch in der Gunst des Volkswillens, sinken aber ihre Chancen, dann ist es schnell aus. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet ist es vielleicht auch kein Zufall, daß die Independent Labour Party erst nach dem parlamentarischen Debakel auf ihrem Osterkongreß dieses Jahres beschloß aus der Gesamtpartei auszutreten, um als selbständiges Glied sich einen Weg zu bahnen. Ob das so einfach ist, wird die Zukunft lehren. Numerisch bedeutet diese Spaltung nicht viel, da die ganze Independent Labour Party nur etwa 30 000 Mitglieder zählt. Für die Gesamtbewegung war ihre Haltung stets ein Gefahrenmoment, weil zwischen ihr und der Gesamtpartei seit langem die schärfsten Gegensätze bestanden⁵. Sucht man jedoch jetzt nach den tieferen Gründen solcher Konflikte, so findet man, daß sie im Mangel einer festumrissenen sozialistischen Politik liegen. Man könnte auch die Entwicklung der Dinge mit den Vorgängen in Deutschland vergleichen. Die sozialistische Bewegung ist am Ende einer Periode, die nach Kriegsende in fast allen europäischen Ländern begann. Überall verlangt man zu wissen, was konsequente sozialistische Politik schaffen kann. Das Schicksal des Sozialismus hängt von der Beantwortung dieser Frage ab. Das Programm der Independent Labour Party stellt die Forderung des socialism in our time auf. Es ist müßig darüber zu streiten, ob ihr Programm in seinen Einzelheiten durchdacht ist. Es ist jedenfalls das einzige bis jetzt in England bestehende Programm, das den praktischen Versuch macht der Forderung nach einer sozialistischen Politik überhaupt Form und Inhalt zu geben. Daher ist es vom Standpunkt der Gesamtarbeiterbewegung aus zu begrüßen, daß die Begründer dieses Programms, die um Henry Noel Brailsford sich scharende Gruppe, den auf dem letzten Parteitag der Independent Labour Party beschlossenen Auszug aus der Labour Party nicht mitmachten und sich weiterhin innerhalb der Gesamtbewegung betätigen wollen. Es war also der um James Maxton und Arthur Fenner Brockway vereinigten Gruppe nicht möglich die gesamte Independent Labour Party mitzureißen. Die Mehrzahl der geistigen Kräfte der Independent Labour Party dachte nicht daran den Sprung ins Leere zu tun, sie wollte den Kontakt mit der Gesamtpartei nicht verlieren. Sie will aber auch in Zukunft als Stoßtruppe zur Vorbereitung und Verbreitung des konstruktiven Sozialismus gelten. Eine andere (und die wichtigste) Frage ist nun freilich, welchen Inhalt sie diesem Sozialismus geben wird. Fürs erste überwiegt in der Partei der bloße Hang zur radikalen Opposition; er ist als Reaktion nach der Epoche der mehr oder minder geübten Tolerierung zu werten. Zurzeit ist die gesamte sozialistische Bewegung Englands von einer Radikalisierungswelle ergriffen. Auf dem Parteitag der Labour Party, der im Oktober getagt hat, trat das scharf in die Erscheinung. Ein junger englischer Freund schrieb mir über das Ergebnis des Kongresses, die Mehrheit hätte jedesmal gegen den Parteivorstand gestimmt, wenn dieser die »gradualistische Tendenz« hervorkehren wollte. Der Kongreß stemmte sich gegen die Theorie von der Unvermeidbarkeit stufenweise sich vollziehender Entwicklung. Und deshalb gab Henderlon die Parteiführerschaft auf.

Das Geschick der englischen Arbeiterpartei ist mit dem der deutschen Sozialdemokratie zu vergleichen (wobei die verschiedene politische Höhe beider

5) Siehe Weingartz Der sozialpolitische Standort der englischen Arbeiterklasse, in den Sozialistischen Monatsheften 1928 II Seite 850.

Völker den Vergleichsquotienten bestimmt). Solange man reine Agitationspartei war, auf die Geschicke des Staats wenig Einfluß hatte, tritt man sich darum, ob es richtig sei im Kampf um die Erringung der Staatsmacht auch die Koalitionspolitik mit in den Kauf zu nehmen. Heute ist man über diese Fragestellung der Formalpolitik hinaus. Heute handelt es sich darum, was durch Staatsbejahung praktisch für die Arbeiterklasse zu gewinnen ist. Deshalb wird die Frage immer akuter, inwieweit Sozialismus in unserer Zeit durchführbar ist. Das englische Programm des socialism in our time entstand unter dem Einfluß der amerikanischen Prosperityzeit mit ihren hohen Löhnen. Man machte nun einfach, angeregt durch das amerikanische Beispiel, den Kulturlohn zum Hebel für die Umformung von Staat und Wirtschaft. Wohl lehnte die Labour Party jenes Programm ab. Aber sie verfügte nicht über ein Gedankengut, das sie an dessen Stelle hätte setzen können. Aus der Regierung herausgedrängt wußte sie nichts anderes zu tun als, wie in ihrer vorministerialistischen Zeit, Opposition zu treiben. Von der Idee eines grundsätzlich neuen Aufbaus der Wirtschaft ist die sozialistische Arbeiterbewegung, in England wie in Deutschland, in ihrer Gesamtheit weit entfernt. Daher verlagte sie auch gegenüber der drängenden Not unserer Zeit: der Arbeitslosigkeit. Die englische Arbeiterregierung fiel (wie, genau genommen, auch das letzte von Sozialdemokraten geführte deutsche Kabinett), weil sie zur Lösung des Arbeitslosenproblems praktisch nichts unternehmen konnte. Sie war schließlich gezwungen zur Stützung des Staatshaushalts die Arbeitslosenunterstützung zu schmälern, darüber hinaus sogar durch den sogenannten Anomalies Act Tausenden von Frauen das Recht auf Unterstützung zu nehmen. Die Nationalregierung ging auf dem einmal beschrittenen Weg weiter und führte das System der Bedürftigkeitsprüfung ein. Das Erwerbslosenproblem war für die Labour Party die »harte Probe«⁶, die sie bis jetzt nicht bestanden hat. Das zeigte sich auch am 24. Oktober, als die Labourfraktion das bereits erwähnte Mißtrauensvotum gegen die Regierung einbrachte und MacDonald Gelegenheit gab zu erklären, die Arbeiterpartei habe nichts gelernt und komme über ein undifferenziertes Fürsorgesystem nicht hinaus. Das ist gewiß richtig. Aber dazu ist zu sagen: Jede Regierung muß Schiffbruch leiden, wenn sie eine Arbeitslosigkeit der Ausdehnung, wie wir sie jetzt erleben, durch bloße Hilfsmaßnahmen beseitigen zu können sich einbildet. Auch dieses besondere Phänomen des Kapitalismus kann nur verschwinden, wenn man daran geht die Wirtschaft organisch zu gestalten: national durch die Zusammenfassung der Gewerbe, die die Arbeitenden zu Trägern der Produktion macht, übernational durch die Zusammenfassung der Nationalwirtschaften zu einem Wirtschaftsimperium.

Die Ausschaltung der Labour Party aus der englischen Politik wird ihr Ende finden, die englische Arbeiterbewegung wird wieder erstarken, und dies um so schneller, je mehr sie den Kern des Empiregedankens erfaßt, ihn dann aber sozialistisch zu durchdringen sucht. Auch die deutsche Sozialdemokratie wird ihre Krise überwinden und, innerlich erneuert, an die Lösung der ihr gestellten und hier gezeigten Aufgaben herangehen, die sie bisher immer wieder übersehen hat. In beiden Fällen ist es jene Idee, die hier als Weltsozialismus bezeichnet wird⁷, die die Bewegung den Weg zu neuer Höhe führt.



6) Siehe Weingartz Die Labour Party im Spiegel der Kritik ihrer Partei, in den Sozialistischen Monatsheften 1929 II Seite 893.

7) Siehe dazu unter anderm Kaltschi Weltsozialismus, in den Sozialistischen Monatsheften 1924 Seite 607.

WALTHER MAAS · POLEN NIMMT DIE FRONT ZUM MEER

Man sagt oft: Zahlen regieren die Welt.
Das aber ist gewiß: Zahlen zeigen, wie
sie regiert wird. Goethe



BDUARD Benesch erklärte anlässlich der Debatten über die österreichisch-deutsche Zollunion, die Tschechoslowakei müsse gegen eine solche Kombination sein, da 40 % ihres Handels nach Deutschland gehe und 20 % nach Österreich, im Fall eines Zusammenschlusses also 60 % durch Großdeutschland kontrolliert würde; damit sei aber die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Tschechoslowakischen Republik bedroht, was wieder die politische Freiheit gefährde. Nehmen wir einmal an, Polen hätte den Korridor nicht. Dann würden 80 % seines Handels nach oder über Deutschland gehen, und in der jetzigen Zeit konkurrierender Nationalwirtschaften bestände tatsächlich die Perspektive einer völligen Beherrschung Polens durch das Deutsche Reich. Es gäbe 2 Auswege: den einer sozialistisch organisierten arbeitsteiligen Wirtschaft Kontinentaleuropas oder den der Abchnürung Polens von Deutschland bei starker Schädigung beider Länder. Polen ist diesen Weg gegangen, nicht ohne deutsche Mitschuld.

Als 1925 der Zollkrieg ausbrach (am Ausbruch selbst sind beide Länder ziemlich gleich schuld), konnte man in der deutschen Rechtspresse lesen, Polen werde nun bald auf die Knie gezwungen sein und einen Deutschland genehmen Handelsvertrag abschließen müssen. Manche prophezeiten auch schon einen völligen Zusammenbruch des wirtschaftlichen und politischen Lebens Polens. Wie immer hatten diese Deutschen vergessen, daß außer ihnen und ihren "Feinden" auch noch andere Völker auf der Erde leben. Gewiß, 1924 stand Deutschland in der Handelsbilanz Polens weitaus an der Spitze. 34,5 % der Einfuhr kamen aus Deutschland, 43,2 % der Ausfuhr gingen dorthin. Wenn man diese Ausfuhr (Einfuhr nach Deutschland) abstoppte, müßten die Polen nicht dann zu Kreuz kriechen? Aber Polen fand andere Märkte für seinen Export. Nicht so stark unter den Nachbarn. Mit Litauen besteht praktisch so gut wie gar kein Handelsverkehr, mit Rußland nur geringer. Der Anteil Rumäniens und der Tschechoslowakei stieg, aber diese Länder hätten nicht den gesamten Export Polens aufnehmen, geschweige eine Steigerung bewirken können, die tatsächlich stattfand. Der Wert der Ausfuhr Polens verdoppelte sich zwischen 1925 und 1929; er stieg von 1397 auf 2813 Millionen Zloty. Polen wurde ein Land mit Seehandel. 1925 wurden nur 15 % seewärts ausgeführt, 1930 55 %. Wie diese Steigerung des Exports über Danzig und Gdingen begünstigt wurde, werden wir gleich sehen. Aber auch die Einfuhr, die viel weniger den Weg durch die polnische Regierung sich vorschreiben läßt, erfolgte immer mehr über die Häfen: 1925 19 %, 1930 31 %. Die Einfuhr Polens hatte 1924 einen Wert von 2542, 1929 von 3111 Millionen Zloty und verteilte sich auf die verschiedenen Länder wie folgt:

Jahr	Wert der Einfuhr (in Millionen Zloty) aus						
	Deutschland	Amerika	England	Frankreich	Holland	Schweiz	Belgien
1924	877	316	190	125	43	40	52
1929	850	384	265	214	113	105	72

Polen deckte also seinen Bedarf an Industriegütern anderswo. 1929 stellte Deutschland noch 27,3 % der Einfuhr, 1931 nur noch 24,2 %, in den ersten 8 Monaten des Jahres 1932 nur noch 19,9 %, während der Anteil Englands von 7 auf 8,3 % stieg. War Deutschland früher stets der wichtigste Käufer Polens, so stand England ihm 1931 bereits gleich (beide 17 %), und dieses Jahr hat England mit 18 % noch den Vorrang vor Deutschland (15,1 %) genommen. Der Punkt, wo Polen am meisten verwundbar schien, war der Kohlenexport. 1925 gingen von 8 Millionen Tonnen nur 7,8 % seewärts. 1926 kam der englische Kohlenstreik den Polen zu Hilfe, sie konnten 14,3 Millionen Tonnen exportieren und dabei 26,7 % über See. Sie hielten dann die eroberten Märkte im Norden und im Osten, 1929 exportierten sie 13,9 Millionen Tonnen, davon 55,4 % über See, 1931 13,8 Millionen und dabei volle 74,7 % über See. Freilich geschieht dies einmal durch Ausbeutung polnischer Bergarbeiter, dann auf Kosten der polnischen Steuerzahler, und den Schaden hat der Bergbau Englands und Deutschlands. Die polnischen Bergarbeiter bekommen die niedrigsten Löhne in Europa. Der Kurjer Poznanski stellte am 17. Juni fest, daß ein deutscher Bergarbeiter 9,95 Mark, ein englischer (wegen der kürzern Schicht) 9,22, ein tschechischer 6,52, ein französischer 6,14, ein polnischer aber nur 4,10 Mark täglich bekommt. Von Kattowitz bis Stettin sind 410 Kilometer, nach Danzig 582 (Gdingen 602), 1929 betrug aber die Fracht pro Tonne Kohlen nach Stettin 14,34 Mark, nach Danzig oder Gdingen nur 3,39 Mark (heute nach Stettin 11,20 Mark), Selbstkosten Polens 4,66 Mark.

Bleiben wir gleich bei solchen Bahnbegünstigungen: 100 Kilogramm Getreide von Polen nach Stettin zu senden (208 Kilometer) kostet 1,94 Zloty, nach Danzig (301 Kilometer) 2,45. Die Ermäßigung ist also geringer als vorhin, Getreide ist eben nicht mehr ein so wichtiger Exportartikel. Nehmen wir aber Zucker, wo Polen ebenfalls starken Export treibt: 100 Kilogramm von Gnesen nach Stettin (258 Kilometer) kosten 4,00 Zloty, nach Danzig (266 Kilometer) 3,44 Zloty. Um die Ausfuhr über die Häfen zu lenken, führte Polen besondere Hafentarife ein. Zucker wird 50 % billiger zum Hafen als über die trockene Grenze befördert, Holz 30 %, Zement 25 %, Eier, Fleisch, Getreide 10 %. Auch bei der Einfuhr über Seehäfen werden starke Vergünstigungen erteilt: Heringe über 50 %, Kolonialwaren 10 bis 12 %, Wolle 40 %, jedoch für Bialystok, das im Hinterland Königsbergs liegt, noch mehr, desgleichen für Bielitz, um Stettin auszuschalten. Überhaupt kann man sagen, daß Polen Danzig gegenüber den deutschen Häfen und Gdingen wieder gegenüber Danzig begünstigt. Vergleichen wir den Handel Polens über die verschiedenen Häfen 1927 und 1929:

Jahr	Handel (in 1000 Tonnen)							
	insgesamt	über Danzig	Gdingen	Stettin	Königsberg	Hamburg	Trielt	Bremen
Ausfuhr								
1927	20 356	6 244	889	466	428	157	132	14
1929	21 037	6 865	2 402	316	234	191	62	11
Einfuhr								
1927	4 903	1 331	6	71	28	186	67	75
1929	5 088	1 560	218	44	6	73	24	59

Gehen wir nun zum Problem Danzig-Gdingen über:

Jahr	Einfuhr				Ausfuhr			
	Menge (in 1000 Tonnen)		Wert (in Millionen Zloty)		Menge (in 1000 Tonnen)		Wert (in Millionen Zloty)	
	über Danzig	Gdingen	Danzig	Gdingen	über Danzig	Gdingen	Danzig	Gdingen
1925	648	2	380	2	1 916	54	264	2
1926	465	0	369	1	5 663	404	642	14
1927	1 331	6	725	1	6 244	889	677	37
1928	1 610	115	888	34	6 748	1 593	588	45
1929	1 560	218	793	64	6 865	2 402	699	71
1930	779	343	511	84	7 475	2 932	651	174

Und dann ereignet es sich, daß das noch nicht 10 Jahre bestehende Gdingen das Jahrhunderte alte Danzig überflügelt. Der Umschlag betrug im April 1932 über Danzig 435 000, über Gdingen 378 000 Nettoregistertonnen, im Mai aber über Danzig 404 000, über Gdingen 412 000 Nettoregistertonnen. Daher verlangte die Freie Stadt Danzig vom Völkerbund, er solle Polen zur vollen Ausnutzung des Danziger Hafens anhalten. Das würde nun freilich bei dem gegenwärtigen gelenkten Gesamtumsatz und der durch kostspielige Investitionen gehobenen Leistungsfähigkeit Danzigs bedeuten, daß Gdingen stillgelegt werden müßte, was weder mit dem polnischen Nationalstolz noch, was leicht zu begreifen ist, mit dem Geschäftsinteresse der Aktionäre der Gdinger Hafenbau- und Betriebsgesellschaften zu vereinbaren wäre.

Dann sollte man doch Danzig, das also für Polen allmählich weniger notwendig als Zugang zur See wird (dafür wurde es 1920 als Freie Stadt vom Deutschen Reich getrennt), wieder dem Reich angliedern? Ich glaube nicht, daß die Danziger Kaufleute unter den heutigen Verhältnissen, in dem zerplitterten und gegen einander arbeitenden Europa, das wollen. Wird der Kontinent zusammengefaßt, so ändert sich die Sachlage. Heute aber sehen die Vertreter des Danziger Handels nach Elbing, dessen Hafen völlig tot ist. Danzig ohne Hinterland wäre in der selben Lage. Polen wird heute Danzig kein Seehandelsmonopol geben, wie es einst das alte Polen tat. Bis 1929 verdienten übrigens die Danziger am polnischen Handel ganz gut, wie die steigenden Bankeinlagen, der Geldumlauf, die Rentabilität der Unternehmungen bewiesen. Daß der Handel weitgehend nur Speditionshandel war, ist richtig, die Tendenz war schon vor dem Krieg vorhanden und erklärt sich zumindest teilweise auch durch die Unkenntnis der Danziger über die Bedingungen des polnischen Hinterlands. Wie viele Danziger Kaufleute können zum Beispiel polnisch sprechen? Daß es den Danzigern jetzt sehr schlecht geht, soll damit keineswegs bestritten werden. Die allgemeine Wirtschaftskrise und die Ableitung des Handels nach Gdingen durch Maßnahmen Polens haben das verursacht. Einmal wandten die Polen nach Danzig gebrochene, nach Gdingen direkte Tarife an, was beim Getreideverland von Warschau per 100 Kilogramm 0,66 Zloty, bei Stückgut sogar 1,34 Zloty Unterschied machte. Dann waren die Hafengebühren für Schiffe in Danzig 5mal so hoch, die für Güterbehandlung 2mal so hoch wie in Gdingen. Die polnische Behauptung, Danzig sei eben zu teuer, ist abzulehnen, da Polen in Gdingen bewußt unterbietet. So sagte der Direktor des Seedepartements im polnischen Ministerium für Industrie und Handel Teodozy Nofowicz am 14. Dezember 1928 zu den Kaufleuten Warschaus: »Es ist unsere feste Absicht, daß der Gdinger Hafen sich dadurch von sehr vielen Häfen der ganzen Welt unter-

scheiden wird, daß er kein Erwerbsunternehmen ist, nicht sich selbst erhaltend. Wir rechnen damit, daß das ganze Land zu diesem Hafen zuzahlen wird, um billige Wege für unsern Warenverkehr zu schaffen. In anderen Ländern werden Häfen als gewinnbringende Unternehmungen angesehen, daher sind sie bedeutend teurer.« Auch zieht Polen seine eigne Handelsflotte immer stärker heran, wodurch es die Danzigs schädigt:

Jahr	Tonnage der Handelsflotte		Anteil der Handelsflotte	
	Polens	Danzigs	Polens	Danzigs
	am polnischen Seehandel (in %))			
1924	11 247	100 966	1,07	6,54
1929	25 138	133 405	5,90	1,71
1930	67 629	136 236	7,30	1,06

Natürlich ist die Schaffung einer polnischen Handelsflotte in einer Zeit, da Hunderttausende von Schiffstößen in allen Häfen müßig liegen, wirtschaftlich nicht zu rechtfertigen. Aber in Polen und in Osteuropa überhaupt wird Wirtschaft eben nicht von Wirtschaftlern sondern von Politikern betrieben, manchmal von Offizieren, nicht im Geist kühler Wirtschaftspolitik sondern im Gluthauch nationaler Leidenschaft und bisweilen auch nationalistischer Verblendung. (Anfrage eines Lesers: Liegt Deutschland seit dem Krieg in Osteuropa?) Polen hätte so viele notwendige und produktive Wirtschaftsaufgaben, zum Beispiel die Regulierung des Weichselstromsystems. Der polnische Finanzminister Czeslaw Klarner sagte selbst, die auf den Bau des Hafens in Gdingen konzentrierte nationale Anstrengung hätte die Aufmerksamkeit der Nation von der großen Aufgabe abgelenkt, die für das ganze Land die Regulierung der Weichsel und ihrer Zuflüsse darstellt. Der Manchester Guardian schrieb am 15. November: »Es mag Wahnsinn gewesen sein den Hafen von Gdingen überhaupt zu schaffen, wie es auch Wahnsinn gewesen sein mag den Korridor zu schaffen. Aber beide sind nun da und können nicht weggehext werden. Gdingen kann nicht aufgegeben werden, noch kann der Korridor ohne einen Krieg Deutschland zurückerstattet werden. Muß Danzig sterben, damit Gdingen, das vielleicht gar kein Recht hatte geboren zu werden, lebe? Eine allgemeine Verständigung über die Zuteilung des Handels nach Kategorien, die den verschiedenen Bedingungen von Danzig und Gdingen angepaßt wäre, ist nicht in Sicht. Trotzdem scheint sie die augenfälligste Notwendigkeit. Ein solches Abkommen kann kaum ohne eine allgemeine deutsch-polnische Verständigung erreicht werden. Die Danziger selbst würden eine solche Verständigung sicher willkommen heißen.« So weit die englische Zeitung. Aber für viele unserer Grenzrevisionisten handelt es sich ja gar nicht um die Frage: Gdingen oder Danzig? Sie wollen Danzig dem Reich wieder einverleiben, ebenso den Korridor, und Polens Handel würde unter Kontrolle stehen. Wie sie freilich dies alles erreichen wollen, wissen sie selbst nicht. Die Schwierigkeiten wurden im vorigen Jahr dargelegt¹. Sie vergiften die politische Atmosphäre Europas.

Vor mehr als einem Jahr sagte der bereits erwähnte Minister Klarner in Gdingen: »Obererschlesien und dieses Stück polnischen Gestades sind die Quelle polnischer Unabhängigkeit, die im 20. Jahrhundert die gesamte polnische Nation mit der Waffe in der Hand verteidigen wird, ohne Rücklicht auf einen

¹) Siehe Maas Die internationale Diskussion über den Polnischen Korridor, in den Sozialistischen Monatsheften 1931 II Seite 960.

neuen Weltenbrand.« Damit dürfte er die Meinung des gesamten polnischen Volks, nicht nur seiner eignen Gruppe sondern auch die der Rechts- und Linksopposition, ausgedrückt haben. Realpolitiker müssen das im Auge behalten. Nicht Revisionsgerede, nicht Unterdrückung und Schikanen gegen die Deutsche Minderheit und Danzig werden Deutschland und Polen aus dem Dilemma befreien, sondern die Arbeiten zur Findung eines modus vivendi der beiden Nationen, deren politische und wirtschaftliche Interessen auf weiten Gebieten sich durchdringen. Kooperation tut not. Als ein kleiner Lichtblick ist das am 26. November zustande gebrachte Abkommen zwischen Polen und Danzig anzusehen, das in Zoll-, Eisenbahn- und Schulfragen eine gewisse Entspannung bedeutet. Auch die gegenseitigen Zeitungsverbote sollen aufgehoben werden. Hoffen wir, daß weitere Schritte dieser Art folgen. Nationalistische Blindheit führt uns alle immer mehr ins Elend. Wirklich nationale Arbeit führt in Deutschland wie in Polen zum Vereinigten Europäischen Kontinent.

WALTER QUESSEL · DIE KANINCHENZUCHT ALS ERGEBNIS DER LANDWIRTSCHAFTSKOLLEKTIVISIERUNG IN RUSZLAND



ENE "neue ökonomische Politik", Nep genannt, die im Jahr 1921 in Rußland eingeführt wurde, gab der Landwirtschaft die Möglichkeit aus eignen Kräften die Verheerungen des Bürgerkriegs allmählich wiedergutzumachen. Statt dem Bauern alles bis auf einen Rest, der zur notdürftigen Ernährung der Familie notwendig ist, ohne irgendeine Gegenleistung abzunehmen, führte man eine feste Naturalsteuer ein, und man erlaubte ihm nach deren Entrichtung über seine Erzeugnisse frei zu verfügen. Gleichzeitig wurde der Handel wieder gestattet, und die verstaatlichte Industrie sowie das Handwerk brachten ihre Erzeugnisse auf den Markt. Trotz der großen Naturalsteuer, dem Mißverhältnis der Preise zu den Produkten und anderen Mißständen erschien dem Bauern nach 3 Jahren Anarchie der neue Zustand als Inbegriff wirtschaftlicher Vernunft. Die Arbeit hatte wieder einen Sinn, das war die Hauptsache. Der zähe Fleiß und die Opferfreudigkeit des Bauern beim Aufbau der eignen Wirtschaft hat es auf dem Gebiet der Viehzucht, die wohl als Maßstab für den Zustand der gesamten Landwirtschaft gelten kann, so weit gebracht, daß die furchtbaren Verwüstungen des Bürgerkriegs wiedergutmacht wurden. So konnte das Zentralorgan der Kommunistischen Partei Rußlands, die Prawda, am 25. September 1929 berichten: »Die kleinen Bauernwirtschaften sind mit der Aufgabe der Wiederherstellung des Viehbestands durchaus fertig geworden, indem sie ihn bis zum Vorkriegsstand gebracht haben.«

Nun kam aber ein vollständiger Umschwung. Es begann die sogenannte Kollektivisierung der Landwirtschaft. Die bäuerlichen Kleinbetriebe wurden zerlegt, und die Bauern gezwungen in die Kollektive einzutreten. Die erste Wirkung war, daß der Bauer, schon wegen seiner Unorganisiertheit unfähig gegen die Machtmittel des bolschewistischen Regimes aufzulehnen, aus Erbitterung und Verzweiflung an die Vernichtung seines Viehbestands ging. Er verzehrte, soviel er konnte, verkaufte, wenn er Käufer fand, und jagte oft sein Vieh einfach in den Wald, wo es natürlich umkam. Hier einige Berichte der offiziellen bolschewistischen Presse, die sicher nicht übertrieben sind.

»Die Märkte der größeren Ortschaften in Kuban sind überflutet von Kühen, Kälbern, Schafen und Schweinen«, berichtet die Prawda am 5. Januar 1930. Und am 9. Januar: »Woroneßch: Buchstäblich aus allen Teilen des Bezirks kommen Nachrichten über rücksichtslose Vernichtung des Viehs.« Die Regierung schritt ein, indem sie das Schlachten ohne behördliche Genehmigung unterlagte. Am 16. Januar 1930 erließ sie die folgende Verordnung: »Denjenigen Kulaken, die selbst ihr Vieh in räuberischer Weise schlachten oder andere dazu anstiften, wird das Recht der Bodenbenutzung entzogen, ferner wird ihr Vieh nebst ihrem landwirtschaftlichen Inventar beschlagnahmt.« Kulak, genau übersetzt Fauft, bedeutet eigentlich Wucherer, der das ganze Dorf sozusagen in seiner Fauft hält. Jetzt wird einfach jeder Bauer, mag er etwas wohlhabender oder ein armer Schlucker sein, als Kulak bezeichnet, wenn er den Behörden nicht genehm ist. In der angeführten Verordnung muß man daher statt Kulak einfach Bauer setzen.

Diese Maßnahmen haben jedoch wenig geholfen. Die Verzweiflung der Bauern war so groß, daß sie vor nichts zurückschreckten. Das Schlachten ging weiter. So berichtet die Prawda am 28. Januar 1930: »Im Bezirk Sitichew hat die Vernichtung des Viehs einen Massencharakter angenommen. Das selbe Bild im Bezirk Rischew, der zur vollständigen Kollektivierung übergeht.« Und am 7. Februar 1930: »In den Gebieten der Dorfflowjets Kaifszk und Gontscharowsk des Bezirks Kamischin ist kein einziges Schwein übriggeblieben. In allen Bezirken des Wolgagebiets beträgt der Verlust an Vieh 40 bis 50 % des Viehbestands von 1929.« Weiter: »Die Kulaken schlachten nachts im Hinterhof das Vieh, um es nicht in die Kolchofen einbringen zu müssen . . . Reinrassige Schafe werden für 7 bis 8 Rubel verkauft.« Damals kosteten im freien Handel, auf den der Bauer im Gegensatz zum Städter einzig und allein angewiesen ist, ein Paar Stiefel 200 Rubel. Also 25 Schafe für ein Paar Stiefel.

Man war nun bei einem Zustand angelangt, wie er unmittelbar nach dem Bürgerkrieg herrschte, vielleicht war der Viehbestand noch tiefer gesunken. Nun hieß es auf der neuen Grundlage, nämlich der des landwirtschaftlichen Großbetriebs, den Schaden wiedergutmachen. Man baute auf die Genügsamkeit des Schweins und seine Fähigkeit sich schnell zu vermehren und machte es zum Objekt der »sozialistischen Viehzucht«. Am 22. Juni 1930 erklärte die Prawda: »Bei der Lösung des Problems der Fleischviehzucht kann und muß das Schwein die Hauptrolle spielen. Wenn wir in den nächsten 1, 2 Jahren der Fleischknappheit Herr werden wollen, müssen wir mit aller Entschiedenheit auf den ersten und ehrenvollsten Platz in unserer Viehzucht das Schwein stellen . . . Denn . . . das Schwein vermehrt sich am schnellsten.« Man gab, wie die Prawda am 14. Juni 1930 mitteilte, dem Truist Schweinezüchter den Auftrag »aus den Resten der durch den Kulak vernichteten Schweineherde in seinen Betrieben 110 000 Schweine zu konzentrieren, um im Oktober 1931 550 000 und im Oktober 1932 800 000 Schweine zu haben«.

Die »sozialistische Landwirtschaft« ist aber mit der Aufgabe nicht fertig geworden. Nach dem Plan sollte der »Schweinezüchter« zusammen mit den Kollektivwirtschaften im Jahr 1933 schon so viel Schlachtvieh auf den Markt bringen, daß jeder Städter 200 Gramm Fleisch pro Tag konsumieren müßte. Eine Leistung, für die man sich begeistern könnte. Die Entwicklung ging aber leider in Wirklichkeit in entgegengesetzter Richtung. 1930 bekam man auf die Lebensmittelkarte etwa 1 Pfund Fleisch pro Person in der Woche, jetzt

gar nichts. 1930 kostete das Fleisch im freien Handel 2,5 Rubel das Pfund, jetzt 8 Rubel, während die Löhne die selben geblieben sind. Wollte der Arbeiter jetzt sein gesamtes Einkommen nur für Fleisch aufwenden, so würde es immer noch nicht ausreichen, um die für 1933 in Aussicht gestellten 200 Gramm pro Person am Tag zu erwerben.

Das vollständige Verlagen der neugeschaffenen landwirtschaftlichen Großbetriebe, zumindest auf dem Gebiet der Viehzucht, hat die bolschewistische Regierung in eine derartige Ratlosigkeit verletzt, daß sie nun die Rettung in der Kaninchenzucht sieht. In diesem Sommer begann die Kaninchenkampagne. Es wird betont, daß die Kaninchen sich sehr schnell vermehren, schneller als die Schweine. Da die Kollektivwirtschaften und die "Sowjetgüter" schon bei der Schweinezucht verlagten, will man die Kaninchenzucht schlauerweise unmittelbar in der Stadt betreiben, derart, daß jeder Betrieb und jedes Bureau verpflichtet werden eine bestimmte Anzahl Kaninchen zu halten. Darüber hinaus soll jeder Bürger veranlaßt werden in seiner Wohnung etliche Karnickel unterzubringen. »Das Zentralkomitee des Kommunistischen Jugendverbands«, lesen wir in der Prawda vom 5. Juni 1932, »weist alle Jugendorganisationen an sofort an die praktische Durchführung der Beschlüsse des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Rußlands über die Entwicklung der Kaninchenzucht zu gehen. Unter den Frauen, besonders unter den Hausfrauen, müssen die Jungkommunisten eine energische Agitationstätigkeit für die Verbreitung der Kaninchenzucht entwickeln.«

Bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Rußland wird in der Regel die Landwirtschaft viel zu wenig beachtet. Das mag daher kommen, daß sowohl die Touristen und Berichterstatter als auch die in Rußland arbeitenden Fachleute mit dem Dorf kaum in Berührung kommen. Man hört immer von Leistungen auf dem Gebiet der Schwerindustrie. Aber wie es auch mit der Industrie stehen mag, bei der Beantwortung der Frage, ob das Volksvermögen größer geworden ist, geben in dem doch überwiegend agrarischen Rußland die Verhältnisse in der Landwirtschaft den Ausschlag. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die gewaltige Kapitalvernichtung in der Landwirtschaft die Kapitalbildung in der Industrie weit übertrifft. Nun wäre aber die Zunahme des Volksvermögens das einzige, was für die Leistungsfähigkeit des bolschewistischen Systems noch sprechen könnte. Denn die Tatsache, daß die Lebenshaltung sämtlicher Bevölkerungsschichten in den letzten 4 Jahren gewaltig gesunken ist, wird kaum noch von jemand bestritten.

PAUL THORWIRTH · ITALIENISCH ABESSINIEN?



OKTOBER 1932 verließ Victor Emanuel von Savoyen den Quirinal, um wenig später unter dem Salut des begleitenden Geschwaders in Massaua auf der Westküste des Roten Meers an Land zu gehen. Es geschah, um die 50. Wiederkehr des Tags, an dem das junge geeinte Italien jenes Gebiet für sich in Anspruch nahm, das nach dem griechischen Wort für rot (ἐρυθρός) Erythräa heißt, festlich zu begehen. Jener Tag, der 12. Juli, war freilich schon seit Monaten vorbei, man hatte das Jubiläum hinausgeschoben: weil man, in geschickter Regie, keine Feiern so unmittelbar vor dem Zelinjahrstag der Fasci wollte; in der Hauptsache aber wohl, weil die italienische Diplomatie im Juli in der Sache Ostafrika noch nicht so weit war wie sie jetzt zu sein glaubt.

Wie aber ist Italien in die weltabgelegenen Bezirke des Osthorns gekommen, was fand es dort vor, was hat es erreicht, und was will es heute? Der Run des europäischen Kapitalismus um feste Plätze auf den Gestaden Afrikas, der in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts begann, warf Pioniere des italienischen Handels, der um keinen Preis zurückbleiben wollte und sich in Nord-, West- und Südafrika vor verschlossenen Türen sah, ins östliche Abessinien. 1869 gründete der Professor Giuseppe Sapeto eine Faktorei an der Bai von Affab, auf dem südwestlichen Ufer des Roten Meers. Er geriet jedoch auch dort zunächst in ein weltpolitisches Wespennest. In Abessinien über schnitten sich die französischen Bestrebungen Afrika horizontal zu durchdringen mit dem ostafrikanischen Vertikaltreiben Großbritanniens. Zwischen beiden bewegte sich noch das eigenstaatliche Bemühen Abessiniens um Schaffung einer starken Zentralgewalt unter Überwindung des herrschenden Fürstenpartikularismus. So konnte die italienische Flagge erst verhältnismäßig spät dem Handel folgen, und selbst dies wäre nicht geschehen, hätte nicht England in Italien einen wirklichen Gegenspieler gegen Frankreich und den Mahdi, der damals bedeutende englische Kräfte auf sich ablenkte, gesucht und gefunden. 1882 konnte Italien das Hinterland von Affab und Massaua, dessen Unantastbarkeit England erst kurz vorher dem Negus zugesichert hatte, annektieren. Versuche Abessiniens den Quälgeist mit Waffengewalt abzuschütteln hatten zwar militärisch Erfolg, blieben jedoch diplomatisch bedeutungslos. Die Okkupation der andern Besitzung Italiens am Osthorn, Italienisch Somalilands, jenes breiten und doch wiederum nicht genügend breiten Streifens am Südrand des Horns, begann 1885 und war erst 1907 abgeschlossen. Großbritannien gestattete hier dem jungen Staat sich dem Sultan von Sansibar gegenüber als Gegenspieler Deutschlands einzuschieben. Italienische Karten lassen noch heute in der Regel die Grenze zwischen Abessinien und der Somalia Italiana offen (obwohl zahlreiche Grenzfeltsetzungskommissionen seit der Okkupation tagten). Einen beachtlichen Zuwachs erhielt das Gebiet 1925, als Benito Mussolini die Ansprüche Italiens aus dem Artikel 13 des Londoner Pakts von 1915 gegen England geltend machte, durch den Italien als ein Entgelt für den Eintritt in den Weltkrieg gegen die Zentralmächte koloniale Grenzberichtigungen zu seinen Gunsten zugesichert waren: England trat das Gebiet westlich des Juba, bis dahin des Grenzflusses zwischen Kenya und Somalia, etwa in der Größe Bayerns, an Italien ab. Eine Zeitlang wurde das Oltre-Giuba-Land von Corrado Zoli als Oberkommissar gefondert verwaltet, alsdann als 8. den 7 Kommissariaten der Somalia hinzugeschlagen.

Die *Morphe* des einen Lands weicht von der des andern nicht unerheblich ab. Erythräa ist in der Hauptsache, in seinem größern nordwestlichen Teil, ein bewaldetes wohlbestelltes Bergland, von wenigen, relativ kleinen Flußtätern durchschnitten, mit gesundem Klima, in seinem kleinern südöstlichen Küstenstreifen, dem Danakilland, ein steiniger wüster Höhenzug, nach dem Innern hin noch auf italienischem Gebiet erheblich abfallend. Dazu gehört noch eine Inselgruppe, der Dahlakarchipel. Die Somalia ist wie die übrigen Randgebiete des Osthorns ein mäßig hohes Plateau, überwiegend Wüste und Steppe, mit einem Jahresmittel von $+ 27^{\circ}$ Celsius, ebenfalls durchschnitten von einigen Flußtätern, in denen zur Regenzeit riesige Wassermengen dem Ozean zufließen, die in der Trockenzeit jedoch tiefe Schluchten darstellen. Mimosen und Euphorbien bilden Itrichweise undurchdringliches Gestrüpp. Die Somalia umfaßt 4- bis 600 000 Quadratkilometer, Erythräa 118 609.

Die *Bevölkerung* Erythräas ist vorwiegend hamitisch. Hierzu gehören die kleineren ethnischen Einheiten, die Agau, Bogos, Maria, Habab, die räuberischen Danakil im Südwesten und andere, aber auch das wesentliche Bevölkerungselement, die Tigrener, eine altsemitische Sprache sprechend, Christen koptischen Ritus, etwa 120 000. Die erstgenannten kleinen Stämme sind überwiegend Nomaden und Seminomaden muselmanischen Glaubens. Im äußersten Hinterland des Nordwestens sitzen noch die Barea und Kunama, Sudaneger, Heiden, Bauern, wie die Tigrener, doch mit primitiverer Technik, noch etwa einige Tausend, vom Aussterben bedroht, doch von den Herren des Lands eben deshalb äußerst pfleglich behandelt. Es bleiben noch die Mulatten, Mischlinge aus Italienern und Tigrenern, auch einige Tausend, die in den unteren Beamtenlaufbahnen dominieren, und 4500 Europäer, ganz überwiegend Italiener; insgesamt zirka 500 000, 3,3 pro Quadratkilometer. Die Bevölkerung der Somalia ist ebenfalls fast gänzlich hamitisch. Es sind die Somali, vertikal in zahlreiche Stämme, horizontal in eine kriegerische, nomadische, herrschende und eine sesshafte, mehr bäuerliche, beherrschte Klasse sich gliedernd. Daneben gibt es wenige Bantuneger (zum Beispiel Wagofcha) und Asiaten (Perfer, Inder und andere), insgesamt nach dem Zensus vom 1. März 1929 1 028 895 (0,9 pro Quadratkilometer), darunter über 1000 Europäer, meist Italiener. Die Eingeborenen sind sämtlich Mohammedaner.

BEI der Erschließung des Berglands von Erythräa kam den Italienern zweierlei zu Hilfe. Zunächst handelte es sich um ein fruchtbares, gesundes Hochland mit einem starken Kern friedlicher, weil leidlich wohlhabender bäuerlicher Bevölkerung, die europäische Ordnung und Rechtsicherheit bald schätzen lernte. Italiener und Tigrener arbeiten heute so innig Hand in Hand (tigrenische Bauernsöhne dienen in Scharen freiwillig bei der Kolonialarmee und bilden ein ausgezeichnetes Soldatenmaterial), daß die Tigrener vermutlich eine Rückkehr unter die Herrschaft des Negus ablehnen würden. Der Umstand, daß Italiener und Tigrener sich mischten, und die Italiener für die Abkömmlinge, wenn sie von den Erzeugern verlassen werden, ausgiebig sorgen, der weitere Umstand, daß die Weißen die eingeborenen Bauern in ihrer althergebrachten Lebensform in keiner Weise störten (abgesehen von dem heute durchgesetzten Verbot des Waffenführens der Zivilpersonen) sondern daran anknüpfend die Wirtschaft der Kolonie durch Anlegung eines Straßennetzes und Verknüpfung mit der eignen europäischen weitgehend förderten, mag zu diesem Erfolg europäischer Außenkolonisation erheblich beigetragen haben. Eine weitere günstige Voraussetzung kam hinzu: Erythräa ist von jeher die vielbegangene Brücke zwischen Arabien und dem Sudan. Die Erträge aus dem damit sich ergebenden Transithandel, den der Ausbau des Verkehrsnetzes und der 1926 mit dem Imam Jahia von Jemen geschlossene Freundschafts- und Handelsvertrag noch begünstigte, und der für die Händler noch stets ein gutes Geschäft war, gestatteten einerseits eine reichliche Besteuerung des Handels, die angesichts der gewährten Rechtsicherheit und des guten Verdienstes von den Besteuernten in Kauf genommen wurde, andererseits eine niedrige, kaum fühlbare Besteuerung der Bauern. So balancierte der Etat Erythräas 1930-1931 noch ziemlich mühelos mit 58,3 Millionen Lire in Einnahme und Ausgabe. Die Ausfuhr belief sich 1929 auf 72,5, die Einfuhr auf 207,5 Millionen Lire; hieran war Italien an 1. Stelle mit 44 respektive 122,5 beteiligt. Eingeführt wurden in der Hauptsache Zucker, Weizenmehl und Textilien, ausgeführt

Kaffee, Häute, Perlmutter, Palmkerne, Meerfalg und anderes. In Massaua hat Italien den besten Hafen am Roten Meer, schon heute eine ernsthafte Konkurrenz für Aden; von ihm führt eine 290 Kilometer lange Eisenbahnstrecke nach dem zentral und gesund in den Bergen gelegenen Gouverneurssitz Asmara und weiter ins Innere nach Keren und Mai Adarte, daneben besteht ein Automobildienst zwischen Mai Adarte und Agordat. So ist Erythräa das Lieblingskind unter den italienischen Besitzungen in Afrika, das Algerien, die Goldküste Italiens, ein Mutterländle und als solches ein weiteres leuchtendes Beispiel für die germanischerseits oft beltrittene Begabung der Romanen zur Kolonisation überseeischer Gebiete. Alle diejenigen, die seinerzeit Francesco Crispi, den Inaugurator der ostafrikanischen Politik Italiens, spottend den Romantiker der Außenpolitik nannten, weil dem damals jungen Staat der finanzielle Hintergrund zu derartigen Unternehmungen fehlte, wurden allein durch die Entwicklung Erythräas Lügen gelstraft; sie bewies, daß vielmehr bei leidlich günstigen physio- und anthropogeographischen Voraussetzungen es allzu erheblicher Mittel zur Außenkolonisation nicht bedarf. Das gilt zunächst freilich nur für den nordwestlichen, größten Teil Erythräas; der kleine südliche Küstenstreifen ist noch nicht ganz erforscht, und die Bewältigung dieser Aufgabe kostete bereits manches Menschenleben.

Einen weniger günstigen Aspekt bietet das Somaliland. Aber der Faschismus schuf auch hier 2 Grundvoraussetzungen für eine wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung, indem es ihm Ende 1927 gelang mittels mehrerer großer, sorgfältig vorbereiteter Expeditionen den Widerstand der kriegerischen nomadifizierenden Herrscherklasse der Somali endgültig zu brechen, und indem er das westliche Ufer des Juba und seines nördlichen Parallelflusses, des Schebili, zum Teil durch künstliche Bewässerung und (da die Somali von den Vorzügen regelmäßiger Arbeit zu ihrem Schaden noch nicht zu überzeugen waren) mit asiatischen Arbeitern, ein Versuchsgebiet für den Baumwollanbau machen, und die bisherigen Ergebnisse dieser Versuche berechtigen zu der Hoffnung, daß Italien in ablehbarer Zeit seinen Gesamtbedarf an Baumwolle von hier wird decken können. Die Qualität der gewonnenen Faser bewegt sich nicht unter derjenigen der im angloägyptischen Sudan gewonnenen, der Preis schon heute nur wenig über dem Weltmarktpreis. Die gesamte anbaufähige, zum Ziel der "Baumwollautarkie" ausreichende Fläche wird auf 500 000 Hektar geschätzt; 1924-1925 waren ungefähr 1500 Hektar angebaut, seitdem hat sich die Anbaufläche fast jedes Jahr verdoppelt. Mit dieser Progressionsquote von 100 % wäre man bereits 1935 am Ziel. Da sie jedoch nicht zu halten war, und die Weltkrise die Entwicklung störte, darf man 1940 bis 1945 das Erreichen des Ziels erhoffen. 1928 wurde für 9,3, 1929 für 12,5 Millionen Lire Baumwolle ausgeführt. Die Gesamtausfuhr der Kolonie belief sich in diesem Jahr auf 50, die Einfuhr auf 143,9 Millionen Lire, woran Italien mit 29 respektive 37 Millionen weitaus führend beteiligt war (auch hier ist der Anteil Deutschlands kaum erwähnenswert, obgleich nennenswerte handelspolitische Schranken fehlen). Ausgeführt wurden vorwiegend Rohzucker, Baumwolle, Weihrauch und Häute; die Einfuhr erstreckte sich vor allem auf Mehl, Reis, Zucker, Ölsaaten und Textilien. Der öffentliche Haushalt balancierte 1930-1931 mit 80 Millionen Lire in Einnahme und Ausgabe, worin auf der Einnahmeseite ein Staatszuschuß von 56,5 Millionen enthalten ist. Es sind erst 113 Eisenbahnkilometer gebaut; das Straßennetz umfaßt 4000 Kilometer.



INEN erheblichen Mangel im System der italienischen Kolonisation in Ostafrika läßt ein Blick auf die Karte ohne weiteres erkennen: das Fehlen großer Flächen Hinterlands bei beiden Territorien. Erythräa ist eine Perle, aber die Perle ist zu klein, um die Wirtschaft des Mutterlands etwa so richtunggebend zu beeinflussen, wie die großen Kolonien Englands das Mutterland beeinflussten. Die Somalia mag ein ausgezeichnetes Baumwollanbaugbiet werden; an italienischen Siedlern könnte es höchstens noch einige Tausend aufnehmen (wie übrigens auch Erythräa). Was Italien aber sucht, ist Siedlungsland zum Aufnehmen seiner noch immer recht beträchtlichen Auswanderermengen; denn es ist mit der faschistischen Ideologie in keiner Weise vereinbar, wenn auch nur geringe Teile der Volkskraft, ohne dem Land unmittelbar oder wenigstens mittelbar zu nützen, ins Ausland fließen. Der Blick Italiens ist in Ostafrika daher auf das gewaltige Hochlandmassiv von Habelsch gerichtet, das souveräne Eingeborenenkaiserreich Abessinien, aus dem auch Erythräa seinerzeit herausgeschnitten wurde. Abessinien ist infolge der Okkupation seiner Küste durch Italien, England und Frankreich reiner Binnenstaat geworden, der zum Meer strebt, ein Streben, das sich mit dem Italiens auf Gewinnung von Hinterland kreuzt. Italien jedoch hatte bisher noch mit 2 anderen, ernstlichen Gegenbestrebungen zu rechnen: Englands und Frankreichs. Der Rivalität dieser Drei verdankt Abessinien recht eigentlich die bis heute gewährte Eigenstaatlichkeit. Das französische Streben war horizontal gerichtet: auf eine Brücke quer durch Afrika. Dem hier von Westafrika aus bereits in den Kontinent hinein vorgetriebenen Bau sollte von Französisch Somaliland aus quer durch Abessinien entgegengekommen werden. (Auch die französische Bahnlinie, die vom Hafen des französischen Somaligebiets, Djibuti, nach Addis Abeba hinauf gebaut wurde, hatte ursprünglich diesen politischen Sinn.) Das Interesse Englands an Abessinien rührte ursprünglich von dessen Flankenlage zur Kap-Kairo-Linie her. Nachdem diese Linie territorial und luftfahrtmäßig hergestellt, und der angloägyptische Sudan zu einem Baumwollreservoir des Empire fest ausgebaut ist, erhielt das britische Interesse an Abessinien eine andere, doch kaum weniger beachtliche Grundlage. Die Baumwollpflanzungen im Sudan hängen nämlich unmittelbar von 2 Flüssen, dem Blauen Nil und dem Adbara, ab, deren Quellen im nordwestlichen Abessinien zu suchen sind. Die Sperrung dieser Gewässer bedeutet völlige Stilllegung der Baumwollkulturen im Sudan. Das italienische Interesse ist, wie dargelegt, Erythräa und die Somalia zur Gewinnung von großen Flächen Siedlungshochlands für Europäer durch Einbeziehung des Zwischengebiets zu vereinigen.

In diesem Ringen dürfte Italien Erfolg beschieden sein, sofern es das Ziel nur mit einigem Geschick verfolgt; hieran hat es übrigens auch in der Vorkriegszeit nicht gefehlt. Ungeachtet des herben Einchnitts im Norden, den Abessinien bis heute nicht verwunden hat, ist sein Verhältnis zu Italien jedenfalls nicht schlecht. Abessinische Fürstlichkeiten machten bereits 1927 Besuch in Rom, italienische in Addis Abeba. Bald folgte ein Freundschaftsvertrag. 1928 schaffte Italien dem abessinischen Streben zum Meer ein kleines Ventil, indem es dem Kaiserreich in Allab in Südererythräa einen Freihafen am Roten Meer einräumte, der noch durch eine von Italienern zu bauende Automobilstraße nach Dessie (nordöstlich von Addis Abeba) mit dem Herzen Abessiniens verbunden werden soll. (Nach Addis Abeba selbst darf die Straße auf den Einspruch Frankreichs wegen der Konkurrenz mit der französischen Bahnlinie

von Djibuti nach Addis Abeba nicht geleitet werden.) Frankreich scheint von Italien mit Konzessionen hinsichtlich der italienischen Irredenta in Tunesien und mit Garantien für die Bahnlinie in Abessinien abgefunden zu sein; auch hat man die Tendenz der horizontalen Landbrücke quer durch Afrika zugunsten des vertikalen Transfahrprojekts und der Unifizierung der Westhälfte Afrikas überhaupt grundsätzlichen längst aufgegeben: übrigens ein Beweis dafür, daß Frankreich keineswegs grundsätzlichen unnachgiebig ist, wie dies die deutsche politische Publizistik immer gern behauptet, sondern in seiner Politik, bewußt oder unbewußt, den Blick auf das werdende Kontinentaleuropa richtet. England endlich kann jetzt nicht gut als Gegner Italiens auftreten, mit dem es in seiner Europapolitik so heftig Tuchfühlung nimmt. So hat italienische Diplomatie Schritt für Schritt in zäher Arbeit den Weg Roms nach Addis Abeba freigemacht. Führende italienische Tageszeitungen sprechen nunmehr offen von dem Schlußsprung von Asmara nach Addis Abeba. Der Sinn der Königsfahrt ist offenbar die Notwendigkeit des territorialen Zusammenschlusses der beiden italienischen Gebiete am Osthorn zu unterstreichen; das bedeutet gleichzeitig den Anfang vom Ende der Selbständigkeit Abessiniens. Die italo-abessinischen Beziehungen werden sich immer herzlicher gestalten, so herzlich, daß italienische Berater und Beamte sich häuslich am Hof des Negus niederlassen und ihn in absehbarer Zeit nicht mehr verlassen werden, gleich den englischen Residenten an den Höfen der Radschas. Äthiopien wird sich des Schutzes, des Protektorats Italiens erfreuen. Man sage nicht, daß in Afrika keine Eroberungen mehr zu machen seien. Nur die Form der Eroberungen wandelte sich, das ist alles.

Es erübrigt sich zu untersuchen, ob Italiens Vorgehen gut oder schlecht ist. Der Sozialist wird eine Gewaltpolitik nie billigen. Ihm ist das Schaffenspostulat oberstes Gesetz. Daher darf es keinesfalls bei Eroberungen bleiben. Die gewonnenen und zu gewinnenden afrikanischen Gebiete müssen so entwickelt werden, daß sie mit der Zeit vollwertige Glieder des kommenden Vereinigten Europäischen Kontinents sind, daß die Kolonialvölker nicht mehr von den Koloniatoren beherrscht werden sondern mit ihnen arbeiten. Die französische Methode der Kolonialpolitik, gegründet auf Gleichachtung aller Menschenrassen, gibt die Richtung der Zukunft an.

WILHELM TIETGENS · UMBAU DER HOCHSCHULEN

BISHER konnten die deutschen Hochschulen die Bestimmungen über die Zulassung der Studierenden autonom handhaben. Jetzt will das Reich in diese Autonomie eingreifen. Angesichts der immer bedrohlicher werdenden Überfüllung auch auf dem akademischen Arbeitsmarkt »plant die Reichsregierung zunächst die Zwischenschaltung eines praktischen Jahres zwischen Höherer Schule und Hochschule anzuregen und durchzuführen und gleichzeitig den Hochschulen die unabweisbare Pflicht nahelegen nach diesem Jahr auf jede nur denkbare Weise die Zahl der Studenten dem Bedarf der Berufe anzugleichen. Die praktischen Kenntnisse des Werkjahres werden von gleichem Nutzen sein für diejenigen, die sich nach dieser Entscheidung praktischen Berufen widmen, wie für diejenigen, die studieren. Jedenfalls geht es nicht länger an, daß jährlich mehr als 10 000 der Hochschulabsolventen für immer der Hoffnung beraubt sind einen Beruf zu finden.« Mit diesen Worten kündigte Franz von Papen, damals Reichskanzler, eine erste Reform des Hochschulwesens an.

Als mit der Verengerung des Lebensraums auch für die Akademiker die statistische Untersuchung sich der neuen Not zuwandte, entdeckte man eine gradezu erschreckende Entwicklung. Alle Statistiken zeigen übereinstimmend das gleiche Bild: Überproduktion akademischer Kräfte selbst für eine funktionierende Wirtschaft. Der Wettlauf der Produktionskurven, die für die Vorkriegszeit eine überstürzende Ausdehnung fast aller Teile der Volkswirtschaft anzeigen, riß auch die Hochschulen in den Strudel. Zu Beginn der Bewegung, das heißt vor der Gründerzeit in den liebziger Jahren, zählte das Deutsche Reich auf seinen Universtitäten rund 14 000 Studenten, auf den gesamten Hochschulen rund 17 000, dagegen 1914 auf den Universtitäten schon 63 000, insgesamt etwa 80 000 Studierende. Der Krieg brachte eine starke Unterbrechung, dann aber schnellten die Zahlen durch den Rückstrom der Kriegsteilnehmer 1919, trotz der Verkleinerung des Reichsgebiets, auf 90 000 Universtitätsstudenten und 112 000 Hochschüler insgesamt empor. Und 1931 gab es gar 105 000 Universtitätsstudenten und insgesamt 132 000 Hochschüler.

Nun hat zwar die Vermehrung der Bevölkerung einen gewissen Anteil an der Zunahme der Studentenschaft, aber das Anwachsen der Studentenzahlen war ungleich größer als das Wachstum der Bevölkerung. Es entfallen auf 1 Million Einwohner um 1880 603 reichsdeutsche Studierende, 1914 bereits 1162 und 1931 1927. Die Gründe für dieses schnelle Wachstum der Studentenschaft sind einmal im Aufkommen des Frauenstudiums zu sehen (1911 gab es 2295, 1931 aber 18 453 Studentinnen), zum andern Teil in der Ausdehnung des Hochschulwesens durch Ausbau der Technischen und anderer Hochschulen. Besonders aber hat das Einströmen neuer Schichten zur heutigen Überfülle beigetragen, wovon noch die Rede sein wird. Auch ist für die statistische Erfassung des Wachstums die allmählich vorgenommene Verlängerung des Studiums sehr wichtig. Bedeutet doch eine Stauung des Abgangs der älteren Semester eine Steigerung der Gesamtzahl der Studierenden, allerdings ohne daß sich dadurch die Zahl der akademischen Berufsanwärter erhöht hätte. Schätzungen dieser Stauung nehmen an, daß die Überfüllung der Hochschulen zu etwa $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ hierauf zurückzuführen ist. Andererseits zeigt aber grade die Aufstauung, das Verbleiben der älteren Semester an den Hochschulen, daß Staat und Wirtschaft das große Angebot akademischer Kräfte nicht aufnehmen können. Es besteht nicht nur eine augenblickliche, krisenhafte Diskrepanz zwischen Hochschulzugang und -abgang, es besteht bereits seit der Vorkriegszeit ein mittelgeschlepptes, in der Struktur der Hochschulen und der Wirtschaft begründetes, erst jetzt klar erkanntes Überangebot an akademischen Kräften.

Der Begriff Überangebot deutet das Verhältnis der Studentenzahl zu einem wirtschaftlichen Ziel, nämlich dem des akademischen Berufs, an, während es im Grund kein Zuviel an akademischer Bildung gibt. Mit dieser Feststellung ist zugleich ein Strukturwandel der Hochschulen erkannt. Vor jener Entwicklung war die Universtität trotz mancher berufstheoretischen Schulung vor allem eine Stätte höchster geistiger Bildung, die den Stand der Akademiker um der Wissenschaft willen schuf, ohne unmittelbar auf Ausbildung für einen Erwerb hinzuzielen. Mit der großen wirtschaftlichen Entfaltung in den Jahrzehnten um 1900, in denen das Bürgertum gesellschaftlich zu einer gewissen Anerkennung kam, trat die berufstheoretische Schulung im Interesse der bürgerlichen Wirtschaft immer mehr in den Vordergrund. Höhere Schulbildung und Hochschulbildung wurden allmählich zu einer Angelegenheit des wirt-

schaftlichen Existenzkampfes, zumindest aber des gesellschaftlichen Aufstiegs. Mit der "Berechtigung", die die Höhere Schule zu verleihen begann, wurde das alte humanistische Bildungsideal verdrängt. Soweit sich solche geistig-strukturellen Wandlungen zahlenmäßig erfassen lassen, zeigen die Hochschulstatistiken ein breites Einströmen kleinbürgerlicher und mittlerer Schichten, die vorher keine Verbindung zu den Hochschulen hatten. Diese Gruppen stellen heute etwa 60 % aller Studierenden, dagegen nur wenig über 1 % von den rund 23 % Vätern mit akademischer Bildung. Demgegenüber hat das Großbürgertum (hohe Staatsbeamte, Großgrundbesitz, Fabrikanten und so weiter) etwa 22 % Väter mit akademischer Bildung, es stellt insgesamt aber nur 33 % der Studentenschaft. Beim Großbürgertum liegt also die alte akademische Tradition, für jene große Schicht des kleinen und mittlern Bürgertums ist die Hochschule der Weg zum Aufstieg.

Nun kam die schnelle Entfaltung der Wirtschaft und des Staats dieser Entwicklung sehr entgegen, denn Akademiker wurden für die vielseitigsten Aufgaben gesucht. Sehr bald aber stieg die Zahl der Studierenden schneller als die der akademischen Berufsstellen, um so mehr, als die lange Schul- und Studienzeit den ersten Rückprall der Überfüllung verdeckte. Durch Verlängerung des Studiums von 3 auf 4 Jahre, praktisch häufig auf 5 oder 6 Jahre, durch Vordringen in die Randgebiete akademischer Tätigkeit und auch durch Abgang ins Ausland blieb die Überfüllung in der Vorkriegszeit verborgen. Heute jedoch ist der stellunglose Akademiker eine Massenerscheinung. Zurzeit schätzt man die Zahl dieser Überzähligen auf 40- bis 50 000. Dazu drängen aus den überfüllten Hochschulen jährlich etwa 30 000 neue Akademiker, von denen im Höchstfall 10 000 jährlich in Berufe aufgenommen werden können. In wenigen Jahren werden also über 100 000 Akademiker, junge durchgebildete Kräfte, ausgeschloffen sein. Damit ist, volkswirtschaftlich gesehen, ein großes Kapital nutzlos vergeudet, damit brechen, menschlich gesehen, für eine große Zahl von Familien Sinn und Hoffnung eines langen und oft erbitterten Ringens in ein Nichts zusammen.

Die große Anklage, die aus dieser brutalen Tatsache aufspringt, richtet sich vor allem gegen die Hochschulen selber. Es geht wie eine tiefe Geringschätzung gegen die Hochschulen durch die Studierenden. Wie kann ein Studium im luftleeren Raum sinnvoll sein? Und die Hochschulen bewegen sich im luftleeren Raum. Die Professoren mit ihrer, ach, so hoch entwickelten Gelehrsamkeit haben praktisch völlig verlagert. Wo ist auch nur einer aufgestanden und hat der heutigen Katastrophe Einhalt geboten? Wo tritt jetzt einer hervor und führt zu neuer Sinngestaltung? Nirgends. Aus den Hochschulen selber entspringt nichts, sie bleiben untätig. Die Folge ist ein breiter Riß zwischen den Generationen, den nur selten verbindende Kräfte überbrücken können, und der unser Hochschulleben (und unser gesamtes öffentliches Leben) lähmt. Die Studentenromantik früherer Zeiten lebt nur noch in Filmen fort. Dagegen bestimmt jetzt die Wirtschaftsnot den einzelnen Studenten, und die politischen Studentengruppen beherrschen das Hochschulleben durch all die gewalttätigen Äußerungen krampfhafter, unter dem Druck der Not angenommener Vorstellungen und Wünsche. Das ist eine Erscheinung, die so gar nicht in das Bild der deutschen Hochschulen hineinzupassen scheint. Aber es ist noch keine Revolution, höchstens eine Rebellion. Zur Revolution fehlt die Erkenntnis der eignen Situation, das Bewußtsein der Schicksalsverbundenheit. Jedoch kann die Rebellion leicht zur Revolution werden.

Es ist bezeichnend, daß Reinhold Schairer, der als Hauptgeschäftsführer des Deutschen Studentenwerks die Lage und die Stimmung in der Studentenschaft genau kennt, in seinem Buch über die akademische Berufsnot von der persönlichen Not des einzelnen und von dieser revolutionären Möglichkeit ausgeht. Das Wissen um diese Gefahr macht ihn selber zu einer Art Revolutionär, um das Zerftörende eines Ausbruchs verhindern zu können. Was nämlich Schairer als »Auswege« aus der akademischen Berufsnot aufzeigt, läuft auf den Beginn eines völligen Umbaus der Hochschulen hinaus. Daß ihm hierbei die Studentenorganisationen zustimmen (wenn auch vielfach aus verschiedenen Gründen), kann ebenfalls nicht überraschen; haben doch alle Organisationen mehr oder weniger scharf grundlegende Veränderungen des Hochschulwesens gefordert und dabei den Plänen Schairers und des Studentenwerks vorgearbeitet. Es werden 3 große Auswege gezeigt: Schaffung eines Werkjahrs, Berufserweiterung durch Einführung eines akademischen Freijahrs und schärfste Beschränkung des Hochschulzugangs. Alle 3 Maßnahmen fließen ihm zu einem sinnvollen Ganzen zusammen. Sie sind eine Einheit, auch wenn die Reichsregierung das Werkjahr bereits 1933 einführen will, und für die anderen Pläne wohl in den nächsten Jahren kaum das Geld vorhanden sein wird.

Das *studentische Werkjahr* bedeutet praktisch die Einführung der Arbeitsdienstpflicht für künftige Studenten. Nach dem Plan sollen alle Abiturienten, die zur Hochschule gehen wollen, vorher ein Jahr lang praktisch tätig sein. Die ersten Wochen sollen der Einführung in das Hochschulleben dienen. Als dann sollen in Verbindung mit dem Freiwilligen Arbeitsdienst mehrere Monate Arbeit in den Arbeitslagern folgen. Für diese Zeit wird der Sport besonders betont. Im Herbst sollen die Werkjahrsstudenten als "freiwillige" Erntehelfer bei Landwirten eingesetzt werden, sofern die Landwirte Erntearbeiter nicht bezahlen können, und dadurch das Einbringen der Ernte gefährdet wäre. Für das letzte Halbjahr sieht der Plan handwerkliche Berufsarbeit in Lehrlingswerkstätten und Fabriken vor. Die Werkjahrsstudenten sollen hierdurch zu einem praktischen Beruf zumindest angelernt werden, um in Zeiten akademischer Berufsnot auf eine andere Broterwerbsmöglichkeit zurückgreifen zu können. Für Studentinnen ist an entsprechende Maßnahmen gedacht, etwa hauswirtschaftliche Arbeit in Heimen, Tätigkeit in der Sozialfürsorge und dergleichen. Der augenblickliche Erfolg des Werkjahrs ist die seit langem geforderte Entlastung der Hochschulen, denn durch seine Einführung wird der Zugang von etwa 30 000 neuen Studenten für ein Jahr verhindert. Dieser Augenblickserfolg allein würde die Einführung eines Werkjahrs aber nicht rechtfertigen und es offensichtlich zu einer vorübergehenden Notlösung machen. Beabsichtigt ist jedoch keine *dauernde* Einführung aus pädagogischen Gründen. Das Werkjahr soll die bisher ausschließlich intellektuell tätigen Schüler grade in einer für sie bedeutungsvollen Entwicklungsstufe zur praktischen Arbeit führen, bevor sie weiter intellektuellem Studium obliegen. Dadurch kann der so oft beklagten Einseitigkeit der Akademiker wenigstens teilweise Einhalt geboten werden, insbesondere wenn es glückt die Werkjahrsstudenten mit Arbeitern und Bauern, also mit ihnen oft unbekanntem Volksschichten, zu einer Erlebnisgemeinschaft zu führen. Hierbei wird besonders betont, daß die Werkjahrsstudenten nach Möglichkeit von ihrem Erwerb leben sollen. Dann soll sich das Werkjahr als Netz auswirken, das viele weniger Geeignete vom Studium abhält und in praktische Berufe führt.

Das *akademische Freijahr* geht ideenmäßig auf das amerikanische sabbatical year zurück. Es soll den Jungakademikern zu einer Berufstätigkeit verhelfen, unter starker Betonung einer Selbsthilfe des Akademikertums. Danach sollen alle berufstätigen und pensionierten Akademiker, auch die Angehörigen der Freien Berufe, für die nächsten 10 Jahre monatlich 3 % ihres Einkommens an eine Kasse zur Unterstützung des arbeitslosen akademischen Nachwuchses abführen. Als Entgelt sollen sie im Lauf dieser 10 Jahre 1 Jahr lang einen bezahlten zusätzlichen Urlaub, eben das Freijahr, erhalten. Auch die in privaten und eignen Unternehmungen tätigen Akademiker sollen sich dieses Freijahr nehmen können, unter besonders schwierigen Umständen in kürzeren Urlaubswochen über die 10 Jahre verteilt. In die so geschaffenen Stellen sollen unter Berücksichtigung der nötigen Verschiebungen Jungakademiker kommen, die aus dem angesammelten Fonds bezahlt werden sollen. Der Staat soll diese Aktion dadurch unterstützen, daß er für jede geschaffene Freijahrstelle 20 % eines akademischen Durchschnittseinkommens zur Verfügung stellt. Auf diese Weise würden in absehbarer Zeit für etwa 10 % der vorhandenen akademischen Berufsstellen neue Anwärter in Beschäftigung kommen können. Aber selbst wenn die Aktion nur zur Hälfte gelingen sollte, wäre sie ein Erfolg. Dennoch liegt die große Bedeutung dieses Plans wieder nicht im augenblicklichen Ergebnis sondern in den großen umbauenden Konsequenzen für die Zukunft. Denn die weitertreibende Idee des akademischen Freijahrs ist, daß die Akademiker ihr Freijahr nicht durch andere Berufstätigkeit sondern durch eigne wissenschaftliche Weiterbildung und Produktivität nutzen sollen. Es soll ein Freijahr vom Erwerb sein, ein Freijahr für Studienreisen, für eigne Forschung, für Vollendung abgebrochener Arbeiten, für Wiederaufnahme des Studiums, um die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft kennen zu lernen. Tausende von Altakademikern werden sich dadurch ständig unter die Zehntausende der Studierenden mischen und den Hochschulen die nötige Verbundenheit mit der Praxis bringen, während sie selber wieder einmal theoretisch arbeiten können. Diese große Wechselbeziehung wäre der bedeutende Gewinn eines Freijahrs, bedeutend für die Hochschule wie für die akademischen Berufe, für die Altakademiker wie für die Studierenden.

Die Altakademiker sollen auch bei der *planmäßigen Auslese* der künftigen Studenten, die im 3. Hauptteil des Plans gefordert wird, tätig sein. Als Ziel dieser Auslese gilt es aus der großen Zahl der zur Hochschule Drängenden so viele der Besten und Geeignetsten herauszufinden wie es den Bedürfnissen des akademischen Markts entspricht. Unter genauester Beobachtung der wirtschaftlichen Entwicklung soll an der Hand von Richtzahlen die Höchstmenge festgestellt werden und als Grenze für die Zulassung gelten. Der dadurch eingeführte Numerus clausus soll durch schärfste Auslese im studentischen Werkjahr und durch sorgfältige Beobachtung der Leistungen im collegeartig aufgebauten Studienerstjahr verwirklicht werden. Vor allem ist die Leistungskontrolle in diesem Erstjahr als Mittel zur planmäßigen Berufs- und Studienführung gedacht. Hierfür sollen die Assistentenstellen vermehrt, und zahlreiche Mentoren aus den Reihen der Altakademiker und Tutoren aus den Reihen der Jungakademiker als Mitarbeiter herangezogen werden. Der Gegenwartserfolg wäre eine Drosselung des Hochschulzugangs und eine Vermehrung der akademischen Berufsstellen. Der wertvollere Zukunftserfolg wäre bei aller Anerkennung der akademischen Freiheit der Aufbau einer planmäßigen Hochschularbeit, also eine gründliche Veränderung des heutigen Zustands.

Das Deutsche Studentenwerk hat unter dem Druck der akademischen Berufsnot die Reichsregierung für diese Reformpläne interessieren können. Das erste Ergebnis wird die Einführung eines Werkjahrs schon für Ostern 1933 sein. Als zweites ist an die grundsätzliche Beschränkung des Zugangs gedacht, wobei noch nicht klar ist, ob nur ein quantitativer Numerus clausus oder schon eine planmäßige Auslese durch Leistungskontrolle beabsichtigt ist.

Alle diese Projekte bergen auch große Gefahren in sich. Das Werkjahr zum Beispiel birgt eine Fülle reaktionärer Möglichkeiten: Militarisierung der Studenten in den Arbeitslagern und durch Wehrsport, Verdrängung der Landarbeiter durch die Erntehilfe der Werkjahrsstudenten, Mißbrauch der Studenten in den Fabriken bei Lohnkämpfen und dergleichen. Gegen das akademische Freijahr stehen die Finanznot des Reichs, die große Schwierigkeit in der Ablösung der Akademiker in Freien Berufen, das Lohnopfer in den Zeiten ständigen Lohnabbaus. Gegen die Auslese im collegeartig erweiterten Erstjahr sprechen wieder die Finanznot des Reichs, die Autonomie der Hochschulen, die akademische Tradition und Freiheit, die Berufsnot überall und vieles mehr. Vor allem aber steht hier riesengroß die Gefahr des Mißbrauchs dieser "Auslese" zur Verdrängung politisch Unbequemer, zur Förderung nationalistischen Ressentiments oder rassistischer Überheblichkeit. Es ist daher nötig die Entwicklung dieser Angelegenheit sorgfältig zu beobachten. Solange aber nur die Pläne vorliegen, ist unsere Fragestellung die, wie wir diese Gedanken für unsere Hochschulpolitik verwenden könnten. Unter diesem Gesichtspunkt geprüft ergeben diese Reformpläne überwiegend Übereinstimmung mit den Forderungen der Sozialistischen Studentenschaft und den in Fragen der Hochschulreform mit ihnen zusammenarbeitenden sozialistischen Organisationen. Für die grundlegenden Forderungen nach einer Beschränkung der Studentenzahl durch Leistungskontrolle heißt es in dem Hochschulprogramm, das von der Berliner Ortsgruppe der Sozialistischen Studentenschaft 1929 aufgestellt wurde, daß »an die Stelle des Klassenprivilegs das klassenlose Prinzip der Auslese nach der Befähigung« zu setzen ist (wobei der bedenkliche Begriff der Befähigung freilich erst einer Neufassung im Sinn des Schaffenspostulats bedarf), und »an die Stelle der Anarchie des Zugangs zur Hochschule die Regelung der Zugangsquantität im Einklang mit dem gesellschaftlichen Bedarf«. Der große Wert des akademischen Freijahrs, nämlich das Hineintragen der Praxis in die Theorie der Hochschulen, entspricht der sozialistischen Forderung nach der Ausrichtung des Studiums auf die spätere soziale Funktion. Das Berliner Hochschulprogramm sagt: »Zur besseren Durchführung dieser Ausbildung sind einerseits Funktionäre der jeweiligen Berufe (Lehrer, Juristen, Ärzte, Parlamentarier, Wirtschafts-, Gewerkschaftsführer und so weiter) zur Ausbildung heranzuziehen, andererseits die Studierenden durch vermehrte Führungen, Besichtigungen, Studienreisen, Übungen am Objekt und dergleichen mit ihren praktischen Aufgaben bekanntzumachen.« Wenn diese vom Standpunkt der Studenten aus geforderte Forderung durch das Freijahr auch für die Altakademiker wertvoll gemacht werden kann, um so besser. In wirklich fruchtbarer Weise kann dies aber nur im Zusammenhang mit der organischen Gestaltung der Wirtschaft geschehen, die von den Sozialistischen Monatsheften seit 1½ Jahrzehnten gefordert wird und im sozialistischen Zweikammersystem gipfelt; sie bringt eine Zusammenfassung wie der Gewerbe so auch der Freien Berufe, die auf dieser Grundlage solch ein Freijahr einrichten und durchführen könnten.

Auch die collegeartige Erweiterung im Studienerstjahr hat man in Kreisen der sozialistischen Studenten diskutiert. Die Frage der praktischen Betätigung, wie sie das Werkjahr vorzieht, ist vielfach behandelt worden, allerdings in der doch wohl sinnvolleren Form, daß eine berufliche Tätigkeit als *Praktikant* mit unmittelbarem Wertgewinn für das Studium vor- oder zwischengeschaltet werden sollte. Somit liegen die oben wiedergegebenen Reformpläne wohl in der Richtung sozialistischer Forderungen.

Darüber hinaus fordern die sozialistischen Programme eine Rationalisierung aller Hochschulen mit ihren zerplitterten Instituten, eine planmäßige Konzentration im Reichskultusministerium und zugleich einen nicht zu vermeidenden Eingriff in das Höhere Schulwesen. Hier verlagern die Pläne des Deutschen Studentenwerks naturgemäß, da sie bestenfalls Reformen zur Lösung der heutigen akademischen Berufsnot anstreben. Wir aber gehen über seine selbstgesteckte Grenze hinaus und wollen einen Neubau.

ADOLF BEHNE · EIN GEGENSTAND UND 4 ECKEN



UNSERE Urahnen malten Rentiere, Auerochsen und andere Tiere auf die Felswände von Grotten. Hochberühmt sind die Malereien in der Höhle von Altamira in Spanien. Staunenswert ist die Schärfe der Beobachtung, die geschmeidige Sicherheit der Zeichnung, die Entschlossenheit der Charakteristik bei diesen prähistorischen Künstlern. Aber eines haben diese großartigen ersten Proben künstlerischer Produktion nicht oder noch nicht: Die einzelnen Gestalten sind nicht in ein bestimmtes Flächenmaß eingeordnet, sie sind raumlos. Das heißt, dieser prachtvolle Auerochse, echt und stark in jedem Zug, hat auf der Folie der Höhlenwand nicht einen bestimmten, unvertauschbaren Platz, ist nicht in einen größeren künstlerisch-formalen Zusammenhang eingeordnet. Er ist packend, vital herrlich, aber er steht gleichsam im luftleeren Raum; das Feld um ihn ist nur durch den Zufall der natürlichen Grottenbildung mehr oder minder unregelmäßig begrenzt, steht aber in keinerlei künstlerischer Beziehung zur Gestalt dieses vor Urkraft bebenden Tiers. Deshalb wäre es auch korrekter hier nicht von eigentlichen Bildern zu sprechen sondern besser von Malereien. Denn zum Begriff des Bildes gehört für uns doch die Eigenschaft der bestimmten Umgrenzung, ganz gleich, ob es sich um das auf die Wand gemalte Fresko großen Stils handelt, wie Leonardos Abendmahl, oder um ein zierliches Miniaturporträt, etwa von der Hand Holbeins. Immer ist beim Bild eine bestimmte Fläche, ein bestimmtes Maß von Raum, ein bestimmtes Areal im Ganzen künstlerisch bearbeitet, und dieses wichtige Moment des europäischen Bildes wollen wir mit dem Begriff der 4 Ecken bezeichnen.

In jenen frühen Malereien handelt es sich um isolierte Darstellungen von bestimmten einzelnen Gegenständen, Büffeln, Rentieren und so weiter. Das Bild in unserem Sinn ist noch nicht bekannt und kann auch noch gar nicht bekannt sein, da für seine Funktionen noch gar kein Bedürfnis vorliegt. Ein Bedürfnis lag aber vor für die möglichst naturgetreue Wiedergabe des einzelnen Tiers: aus bestimmten, für uns nicht immer ganz leicht durchschaubaren Vorstellungen des primitiven Menschen heraus. Sicherlich handelte es sich um eine Art Zauberei, um Magie, um Beschwörung von Jagdglück. Die Darstellung sollte und mußte der Wirklichkeit so nahe wie nur irgend möglich kommen. Das abgemalte Tier sollte gleichsam an die Stelle des leben-

digen treten können. Es hat kaum je einen heftigern Naturalismus gegeben. Formal künstlerisch gesehen handelt es sich mehr um eine Schrift, eine Bilderschrift, die, wie jede Schrift, unabhängig von ihrem Platz überall das selbe bedeutet. Der Gegenstand ist kaum je wieder aus der Malerei verschwunden. Er hat in den Jahrhunderten die verschiedensten Wandlungen durchgemacht und ist manchmal bis zum Schatten verdünnt worden. Aber völlig verschwunden ist er nur sehr selten; zuletzt geschah das in der sogenannten abstrakten Kunst, in der absoluten Malerei eines Wassilij Kandinskij, bei den Konstruktivisten, bei Piet Mondrian, bei Kasimir Malewitsch.

Aber wann tauchen dann nun die 4 Ecken auf? Allgemeiner gesprochen: Wann löst den isolierten naturalistischen Gegenstand die malerisch gestaltete und gefüllte Fläche von bestimmter Begrenzung, das Bild, ab?

Sobald die *Bauten* des Menschen (die großen: Tempel, Palaß, Königsgrab, wie die kleinen: Sarkophag, Vase, Schmuckstück, Siegelring) regelmäßig begrenzte endliche Flächen entstehen lassen, Flächen, die zu einem ornamentalen oder figürlichen Schmuck in Malerei, Plastik, Relief auffordern. Im allgemeinen liebte der primitive Künstler keine leere Fläche. Wo eine Fläche entstand, wurde sie auch gefüllt, und, um es gleich zu sagen, dieses neue Problem gegebene Flächen von bestimmten Maßen und Proportionen zu füllen übt eine solche Macht, daß wir jenen ersten prähistorischen Naturalismus der Höhlen jetzt in einen mehr oder minder *antinaturalistischen* Ornamentalismus umschlagen sehen: in den frühesten historischen Kulturen. Was jetzt wichtig wurde und entscheidend, war die Bestimmung des *Platzes* für jede Gestalt, jede Figur, jede Einzelheit innerhalb der gegebenen Flächenbegrenzen. Zum Problem des getreuen Abbilds tritt also das Problem der *Ordnung* in einem *Zusammen*. Nicht mehr Gegenstand, nicht mehr Darstellung an sich, sondern in Beziehung zu einem gegebenen begrenzten Raum.

Dieses neue Problem stellt sich in einem Zeitalter auf, in dem die ersten großen Staatenbildungen erfolgen: im Zweifstromland und in Ägypten.

Sofort wird der Charakter des Gegenstands ganz anders. Er kann nicht mehr rückichtslos naturalistisch sein, denn die bestimmt nach Form und Maß begrenzte Fläche ist keine beliebige Folie mehr sondern selbst durch das Verhältnis ihrer Winkel und ihrer Längen ein Faktor der Gestaltung. Sofort ist das Gefühl wach, daß man nicht jede beliebige Gestalt an einen beliebigen Platz in diesem Raum setzen könne, daß vom Rand her bestimmte Kräfte in den Raum hinein wirken. Hatte man bisher sozusagen nach Bedarf planlosen Raubbau im unendlichen Urwald getrieben, so ging man nun zu einer konsequenten Felderwirtschaft über, und das geschah im alten Niltal bekanntlich mit bewußter organisatorischer Konsequenz. Jetzt auf engem, auf fühlbar *begrenztem* Raum müssen sich die nähergerückten Gestalten mit einander vertragen, das heißt, sie müssen auf ein gut Teil ihrer durch unbegrenzte Räume jagenden Wildheit verzichten. Der Gedanke der künstlerischen *Komposition* taucht auf, und eben weil man dieses Neue zunächst mit voller Wucht als neu empfindet, geht der Wille zur Ordnung des Ganzen so weit, daß aus den Gestalten oft fast Ornamente werden. Man könnte sagen: Der erste Ausdruck des Sozialen in der Bildenden Kunst ist die Bindung auch der menschlichen Gestalt zu einem ornamentalen Muster. Und unter bestimmten kulturellen Voraussetzungen, immer wenn der soziale Ordnungswille besonders stark ist, kehrt später die Neigung zum Muster wieder. Es scheint fast, als

ob zwischen dem Muster als menschlicher Norm und dem Muster als künstlerischer Ausdrucksform gewisse Beziehungen bestehen. Liberale Zeiten sind im allgemeinen eher naturalistisch. Zum Muster wird die Füllung der gegebenen Fläche sehr leicht, weil man sich als Ordnung in einer regelmäßig begrenzten Fläche zunächst nur starre Symmetrie denken kann, wenn man von einem vielleicht *noch* primitivern Zustand der einfachen Vertikalreihung mit durchlaufenden Horizontalen der gleichen Kopfhöhen und so weiter abzieht. Wo der Anfang zu einer gesetzmäßigen Füllung einer gegebenen Fläche gemacht wird, empfindet man als die Hauptkraft der Fläche die Mittellenkrechte. Es entsteht also die spiegelmäßige Gleichheit von Rechts und Links, der sogenannte Wappenstil. So das Löwentor zu Mykenä. Die Mittellenkrechte ist der erste Herrscher der Fläche, sie herrscht unumschränkt. Auch in Leonardos berühmter Dreieckskomposition spürt man sie noch.

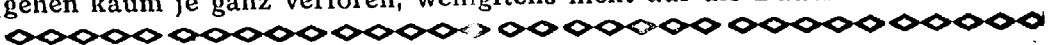
Wir haben also in dieser Kunstübung einen Konflikt vor uns: zwischen dem Willen des Gegenstands so naturalistisch ungebunden zu sein wie nur im Interesse der Naturnähe denkbar und der zwangsmäßig wirkenden Ordnungskraft der vier Winkel, um nur immer den einfachsten Fall zu nehmen. In diesem Konflikt, der sich in tausendfachen Formen durch die ganze Kunstgeschichte zieht, vertritt nun, und das ist das Interessante, der gegenständliche Naturalismus das *individuelle* künstlerische Moment, die künstlerische Freiheit, das Temperament; vertreten demgegenüber die 4 Winkel das überpersönliche *gesellschaftliche* Moment; denn diese 4 Winkel sind keine Erfindung eines einzelnen Künstlers sondern Normen, bei deren Aufstellung die Gesellschaft künstlerisch-schöpferisch tätig war.

Suchen wir nach den Ahnen des Tafelbilds, das uns ja seit Generationen als *das* Bild überhaupt erscheint, das heißt der Malerei auf beweglicher Tafel, auf Holzgrund oder auf Leinwand im Keilrahmen, so liegt der Beginn bei den Griechen im 6. Jahrhundert, bei der sogenannten jüngern korinthischen Tonmalerei. Hier können wir zum erstenmal von Bildern in unserm Sinn sprechen. Es handelt sich da um eine selbständige Malerei auf begrenzter Fläche, nicht mehr auf der Wand oder auf Gefäßen sondern auf einer kleinen beweglichen Tafel aus Ton, eine kleine, freie, malerische Komposition, *πίναξ*, eben ein Bild. Die Antinomie des Bildes, der Konflikt, der aus der Durchdringung von gegenständlicher Freiheit und gesetzmäßiger Spannung des Felds, also aus Gegenständlichkeit und Abstraktion, Individuum und Gesellschaft, entsteht, beherrscht schon, ganz selbstverständlich, jene frühen korinthischen Tafeln. Da ist zum Beispiel die Darstellung eines Bergwerks. Wir sehen in der Tiefe einer offenen Grube 3 Bergleute beschäftigt. Einer dringt mit der Spitzhacke gegen den Felsen vor, in den er einen Stollen hineinzutreiben scheint, ein anderer ist auf dem Boden der Grube beschäftigt das gewonnene Erz in einen Korb zu sammeln, und wieder ein anderer reicht eben einen vollen Korb zur Grube hinaus einem Mann zu, der oben außerhalb der Grube steht und sich diesem emporgereichten Korb entgegenbückt. Hier haben wir eine klare Einheit von Raum und Zeit, ausgedrückt in den schon ziemlich komplizierten Überschneidungen. Das Urprüngliche war durchaus die ganz lose Reihung, das deutliche Vermeiden von Überschneidungen. Hier aber haben wir eine Stelle, an der sich bereits 4 Dinge absichtlich durchkreuzen: der kniend Einfammelnde mit den Beinen des Häuers *und* des Förderers *und* mit seinem Korb: für jene Zeiten eine starke Betonung des räumlichen und zeitlichen Ineinandergreifens.

Wir können diese eben geschilderten gegenständlichen Momente als grade Fortsetzung der uralten gegenständlichen Tendenz ansehen, nur daß jetzt der Gegenstand schon unendlich reicher und komplizierter ist: nicht mehr nur *ein* Tierleib, sondern 4 tätige Menschen in einheitlicher Handlung. Aber da diese gegenständliche Schilderung sich jetzt nicht mehr auf eine beliebige weite Fläche ganz lose ohne Bindung verteilt sondern auf einen engen Raum stark konzentriert ist, tritt sofort jenes abstrakte, Ordnung schaffende Gesetz der 4 Ecken in Tätigkeit. Deutlich spürbar ist noch die primitive Neigung, an der Symmetrie Halt zu finden. Die beiden stehenden Figuren sind, mit dem Rücken zu einander, in gleicher Kopfhöhe in je eine Bildhälfte gleich weit ab von ihrer Seitenkante verteilt; in der Bewegung freilich sind sie schon sehr differenziert. Um aber die Symmetrie noch etwas zu betonen, läßt der Maler von oben (schwer zu sagen, wie es technisch möglich sein könnte) in die Tiefe der Grube einen Krug an einem Seil herunter, Erfrischungen für die Bergleute, und das genau in der Mittellenkrechten, und der Fuß dieses Krugs bezeichnet überdies den Mittelpunkt der ganzen Komposition, den Schnittpunkt der beiden Diagonalen aus den 4 Ecken. Wir haben eine *besonders* betonte Einwirkung der 4 Ecken oder Winkel, denn diese 4 Winkel, die die Diagonalen ausstrahlen lassen, stehen direkt mit dem Mittelpunkt des Felds in Verbindung. 4 Winkel, Diagonalen, Mittelpunkt, Schnittpunkt von Mittelwagrechtler mit Mittellenkrechter: das ist *ein* zusammengehöriges System.

Der griechische Maler läßt uns nun nicht im Zweifel, daß er diese Zusammenhänge, dieses im Feld wirkende Kraftsystem kennt. Der links von oben sich Herabbückende folgt der Diagonale zur Mitte hin. Die Gestalt des am Boden Einfallenden folgt der aus ihrem Winkel zur Mitte hin aufsteigenden Diagonale so getreu, wie wenn es sich um den faktisch zugespitzten Engraum im äußersten Winkel eines Giebels handelte und nicht bloß um eine doch ganz und gar unsichtbare, nur latent wirkende Kraftlinie. Von der Betonung der Mittellenkrechten und des Zentrums durch den Krug wurde schon gesprochen. Der Stil der Darstellung ist längst nicht so naturalistisch wie es die prähistorischen Tierbilder waren. Er *kann* es auch gar nicht sein. Denn jener schrankenlose Naturalismus hatte zur Voraussetzung die unbegrenzte Weite des Raums, den Wegfall jeder kunstsozialen Bindung. Immer und überall dort, wo das Gefühl für das Zusammen, für den sozialen Zusammenhalt stärker ist, finden wir in der Kunstgeschichte ein relatives Zurücktreten des Naturalismus zugunsten einer im gegebenen Raum wohl in eins gefügten Gesamtform, die stets von der Einzelform gewisse Opfer an naturalistischer Vollständigkeit und Unbedingtheit verlangt. Die Strenge und Konsequenz kann darin so weit gehen, daß auch figürliche, auch historische Szenen fast zu einem Muster werden, und am meisten geschieht das in Zeiten, die zu festen Normen auf *allen* Gebieten, auch der Ethik, neigen, die auch für den in der Gesellschaft lebenden Menschen Muster aufstellen.

Durch alle Jahrhunderte geht eine Art Pendelschlag, indem bald der Naturalismus einen Vorstoß macht (und immer lockern sich dann die abstrakten Bindungen im Bild), bald der Wille zur Monumentalität sich steigert (und immer muß dann der Naturalismus vor den aus den 4 Ecken oder Winkeln strahlenden Ordnungsmächten etwas nachgeben). Aber der Widerstreit spielt sich immer auf einer andern Ebene ab. Die Eroberungen des Naturalismus gehen kaum je ganz verloren, wenigstens nicht auf die Dauer.



FRANTZ CLÉMENT · DEUTSCHE GEISTIGKEIT IM MODERNEN FRANKREICH

FS besteht in Deutschland ein eigentümliches Vorurteil über die Fähigkeit Frankreichs fremde Kultur- und Geisteswerte im allgemeinen, deutsche Geistigkeit im besondern aufzunehmen. Man begnügt sich, auch in Kreisen, die besser Bescheid wissen könnten, die Vorficht und Kritik, mit der Frankreich die Selektion und Assimilation deutscher Dinge vornimmt, als Renitenz und Kulturchauvinismus zu deuten, und da in dieser Zeit nationalistischen Überschwangs alles der Selbsthelfpieglung dienstbar gemacht wird, stellt man dieser französischen Widerspenftigkeit die deutsche Empfänglichkeit für Fremdes und besonders für Französisches entgegen. Ein Werturteil ist an und für sich hier nicht am Platz. Denn wenn in Frankreich ein solches Widerstreben tatsächlich bestünde, wäre es vielleicht nichts weniger als ein Symptom kultureller Inferiorität, so wie ein entgegengesetztes deutsches Verhalten an sich keineswegs die Bestätigung geistiger Überlegenheit wäre. In ihrem Drang nach Erneuerung gehen die großen Völker abwechselnd den Weg der Beharrung auf ihrer Eigenart und den der "offenen Tür" für fremde Kulturwerte, ohne daß dafür eine dieser beiden Richtungen prinzipiell ihre geistige Fähigkeit und Produktivität bedingt. Gefährlich ist nur die Einkapselung in ein Extrem, sei es das der <vermeintlichen> geistigen Autarkie oder das der exzessiven Überfremdung. Es ist, nebenbei bemerkt, eine Ironie der Geschichte, daß ein Volk, in dem führende politische Kreise so lärmend dessen Pflicht auch zu geistiger Autarkie betonen¹, seinem Nachbarvolk vorwirft, es habe einen Hang zur selben kulturellen Intoleranz. Nun ist die Auffassung, Frankreichs geistiges Leben stehe in Vergangenheit und Gegenwart im Zeichen systematischer, angeerbter Verweigerung fremder und besonders deutscher Kulturwerte, eine jener Legenden, an deren Ausrottung man nicht genug geistige Energie wenden kann. Die Wahrheit ist vielmehr so, daß bei der Stärke und dem Glanz französischer Kulturtradition die Anteilnahme an ausländischer Geistigkeit dort weniger Bedürfnis war, daß sie sich trotzdem immer dann vollzog, wenn eine Erneuerung sich aufdrängte, und daß sie sich in diesen Fällen weniger quantitativ als qualitativ betätigte. Eine Überfremdungsgefahr war nie vorhanden, aber ebenfowenig ein Hang zur Abschließung. Hier widerstehe ich der Versuchung historisch weiter auszugreifen. Dazu wäre ein Buch notwendig. In dieser Studie bescheide ich mich auf die allerletzten Jahre und auf die Anteilnahme des geistigen Frankreichs von heute an deutscher geistiger und künstlerischer Leistung. Sie wächst progressiv mit jedem Jahr, das von dem Waffenstillstandsdatum wegführt, und sie war nie intensiver als in den beiden letzten Jahren, während in bestimmten deutschen Kreisen jede politische Verständigung zwischen den beiden Ländern hintangehalten wurde. Das allein ist ein Zeichen dafür, daß sie mit Politik nichts zu tun hat, daß sie ein seelisches Bedürfnis ist. Sie hat auch recht wenig mit dem Faktum zu tun, daß Deutschland für Frankreich ein richtiges Problem ist, und daß die Ergründung dieser Problematik die Tendenz hat sich auch geistig auszuweiten. Man sucht wohl auch nach dem "Interessanten", nach dem politisch und sozial Aufschlußreichen; aber die Richtlinien solcher Selektion werden vor allem, und in den meisten Fällen ausschließlich, von einer reinen Qualitätskritik gegeben.

1) Siehe dazu *Hartig* Kulturautarkie, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 833.

Befonders wichtig und erfreulich war Frankreichs Anteilnahme am Goethejahr. (Sie bildet eine Parallele zu der Bedeutung, die das Erlebnis Napoléon für Goethe gehabt hat².) Auch hier entscheidet weniger das Quantitative als das Qualitative. Man übersetzte zunächst die Goethebiographien von Friedrich Gundolf, Emil Ludwig und Philipp Witkop. Aber das war nur Vorarbeit. Was Frankreichs führende Schriftsteller zur Deutung und Ergründung des Großen von Weimar schrieben und sprachen, das ist die Hauptflache. In den umfangreichen Sonderheften der Nouvelle Revue Française und der linksgerichteten Monatschrift Europe haben wir kulturelle Kundgebungen vor uns, deren Niveau die entsprechenden deutschen Kundgebungen teilweise an Originalität und Formkraft überragt. Und was sonstwie in Büchern (zum Beispiel von André Suarès) in Zeitschriften und Zeitungen aller Parteiuancen zu lesen war, beweist, daß Goethe für die französischen Geistigen nicht bloß ein Name ist, vor dem man sich pflichtschuldig verneigt, sondern daß er zum ehernen Bestand ihres Geisteslebens gehört. Ein großer deutscher Verlag hätte Goethe, sein Volk und sich selbst nicht besser ehren können, als wenn er eine Auswahl aus diesen Goetheessays veranstaltet hätte. Und um ihr einen paradoxen Beigeschmack zu geben, hätte er sie mit dem geistvollen und enthusiastischen Vortrag des Hypernationalisten Léon Daudet eröffnen können.

Was das deutsche Denken betrifft, so braucht man nur die philosophischen Zeitschriften Frankreichs flüchtig anzusehen, um festzustellen, daß sie dessen Analyse und Bewertung eine Aufmerksamkeit zuwenden, die häufig über seine wirkliche Bedeutung hinausgeht. Wenn nach Nietzsche kein deutscher Denker in Frankreich populär geworden ist, so hängt das nicht mit einem Widerstand zusammen sondern liegt wohl daran, daß die Durchschlagskraft der deutschen Philosophen der Gegenwart nicht stark genug ist, um dem auf eigenem Grund und Boden wachsenden Philosophieren den Rang abzulaufen. Es gibt aber im heutigen Deutschland keine Ideenströmung, keinen großangelegten oder auch nur interessanten Versuch geistiger Erneuerung, an denen die französische Intelligenz achtlos vorüberginge, oder die sie systematisch unterschätzte.

In der Dichtung vollzieht sich die Bilanz zwischen der Assimilation deutscher Dichtung in Frankreich und derjenigen französischen Schrifttums in Deutschland durchaus zugunsten der erstgenannten. Es gibt vielleicht in Frankreich keinen Vermittler von dem Rang eines Ernst Robert Curtius, obschon die Félix und Pierre Bertaux, die Henri Lichtenberger und Maurice Betz ausgezeichnete Arbeit leisteten. Deutschland hat andererseits kein gleichwertiges Gegenstück zu Félix Bertaux' wohlausgeglichenem, ungemein gelicheitem und glänzend geschriebenem Panorama de la littérature allemande. Die Kritikerarbeit würde am Ende wenig bedeuten, wenn die Verleger nicht mittäten. Es fällt mir gar nicht ein das zu verachten, was große und auch mittlere deutsche Verlagshäuser für André Gide und Colette, Roger Martin du Gard, Jean Giraudoux, Julien Green, André Maurois und andere getan haben. Aber es läuft in der deutschen Übersetzerleistung so viel Unbeträchtliches, Uninteressantes mit unter, daß die wahrhaft bedeutenden Namen überflutet werden. Die französischen Verleger und ihre Berater haben mehr Sinn für Qualität bewiesen. Von Thomas Mann und Heinrich Mann, Arthur Schnitzler, Hermann Hesse und Jakob Wassermann, Franz Werfel, Joseph Roth und Leonhard Frank, Ernst Glaeser und Hermann Kesten wurden die Hauptwerke über-

2) Siehe Koch Goethe und der Europäische Gedanke, in den Sozialistischen Monatsheften 1932 I Seite 199.

tragen, und nur selten wird ein deutsches Buch präsentiert, das es nicht verdient in Frankreich hochgebracht zu werden. Emil Ludwig und Hermann Keyserling wurden vielleicht etwas überschätzt, aber auch hier ging der Enthusiasmus keineswegs an Unwürdige. Es gibt natürlich Lücken. Gerhart Hauptmann zum Beispiel kommt schlecht weg, und wenn Rainer Maria Rilke die verdiente Prominenz zuteil wurde, ist Richard Dehmel so gut wie nicht bekannt. Aber das Ensemble ergibt eine Ausstrahlung der repräsentativen Werte deutscher Gegenwartsdichtung in einem Land, dessen Schrifttum von jeher eines der bedeutendsten und mannigfaltigsten der Kulturwelt ist. Wer sich die Mühe gibt den Gründen dieser erfreulichen Aneignung nachzuforschen, der entdeckt, daß sie vor allem in dem Rückgang der traditionellen, neoklassischen Lebens- und Kunstauffassung liegen. Die reine Latinität ist im modernen Frankreich kein literarisches Glaubensbekenntnis, so intensiv sich auch einige begabte Schriftsteller noch für sie einsetzen. Die stärksten Dichter der älteren und der jüngeren Generation sind Persönlichkeiten, die meist mit der gesamten europäischen Kultur unserer Zeit gefättigt sind, und denen besonders ein Verzicht auf den Anteil, den Deutschland an dieser Kultur hat, als Akt der geistigen Selbstverfümmelung gälte. Was die dramatische Literatur anlangt, so hindert die Tatsache, daß das durchschnittliche Pariser Theaterpublikum eine Vorliebe für das gut gebaute psychologische Gesellschaftsstück und das bühnenwirksame Lustspiel hat, die Pariser Theaterkritik nicht daran sich für deutsche Stücke von guter Qualität und unzweifelhaftem Modernismus einzusetzen. Es gehört sich an dieser Stelle zu bemerken, daß die Anteilnahme der französischen Gebildeten an den Werten deutscher Gegenwartsdichtung sich besonders stark in der Provinz zeigt, überhaupt die französische Provinz ein geistiges Eigenleben führt, von dem man sich in Deutschland nichts träumen läßt, und ihre "lettrés" für das Neue und Starke in einer Dichtung in hohem Maß empfänglich sind.

Am intensivsten ist, in ganz Frankreich, hier aber namentlich in Paris, die Anteilnahme an deutscher Musik und deutschem Musikleben. Es manifestiert sich da ein Interesse im Qualitativen und im Quantitativen, das für sich allein die überlieferte und ständig nachgesprochene Meinung von der französischen Vergeschlossenheit für alles Deutsche erledigen müßte. Dieses Interesse erklärt sich nicht etwa aus einer Unzulänglichkeit französischer Tonkunst (wie manche der deutschen Gebildeten so gern glauben und behaupten); denn sowohl die Originalität der französischen Komponisten der beiden letzten Generationen, wie die Sorgfalt und das Verständnis, womit in Paris alte und neue Musik betrieben wird, können von keinem Kenner der Dinge bestritten werden. Es handelt sich einfach um einen Akt der Gerechtigkeit und Aufnahmefreudigkeit. Keine Saison vergeht in Paris, in der nicht ein paar bedeutende deutsche Dirigenten eine Reihe von Konzerten leiten, in der sich nicht eine intime Durchdringung von französischer und deutscher Musikpflege wiederholt. Hier hat die Pariser Musikkritik, die auf einem hohen Niveau steht, ungemein viel getan, und man darf behaupten, daß in der Vermittlung deutscher musikalischer Werte und Leitungen die alte Kulturstätte an der Seine hinter keinem der führenden deutschen Zentren zurücksteht.

Die Situation deutscher Bildender Kunst in Paris ist hingegen unbedeutend. Aber auch hier handelt es sich keineswegs um Kulturchauvinismus, überhaupt um keine bewußt geförderte Tendenz, sondern um die Ratifizierung einer Kon-

tinuität, die durch die so hervorragende französische Malerei und Plastik der Gegenwart und unmittelbaren Vergangenheit geht. Die (nicht allein von Einheimischen sondern auch von in Paris als dem Weltzentrum der Kunst anfälligen Fremden geschaffene) französische Kunstleistung ist so weitschichtig, so überragend und nuancenreich, daß sie die Aufnahmefähigkeit des französischen Markts weit übersteigt. Und wenn das Eigene große Mühe hat sich durchzusetzen, bleibt für die deutsche Arbeit, die in ihren Spitzenleistungen absolut anerkannt wird, nicht genug Interesse übrig. Wer seit 10 Jahren das Pariser Kunstleben in objektiver Weise verfolgt, versteht das recht gut.

Eine aparte Stellung nimmt seit einem halben Dutzend Jahren die deutsche Filmkunst in Frankreich ein, und das ist um so beachtlicher, als die Wirkung hier nicht etwa auf die Oberschicht der Gebildeten beschränkt bleibt, sondern ein großer Teil aller Klassen des Volks Anteil nimmt. Die Filmkunst, wie die ganze Kinematographie, ist französischen Ursprungs, und in der Vorkriegszeit war Frankreich darin allen Ländern weit voraus. In den Nöten der Kriegs- und der Wiederaufbauzeit geriet Frankreich ins Hintertreffen, aber in den letzten Jahren bildet es wieder die Avantgarde. Der französische Film hat in einigen Persönlichkeiten und Leistungen wieder internationale Geltung errungen; das gilt sowohl für den Stummfilm wie für den Tonfilm. Es ist über diese Tatsache vieles gesagt worden, und es läßt sich auch vieles sagen. Ganz sinnlos aber war stets der Vorwurf, daß das französische Publikum durch seine Widerspenstigkeit die Erneuerung des französischen Films in Hinblick auf seine internationale Wirkung behindere. Er wird allein durch die Aufnahme, die ein großer Teil dieses Publikums den höchsten Leistungen des deutschen Films bereitet, hinfällig. Was in Deutschland seit 5 bis 6 Jahren an wirklich guten Schöpfungen herauskam, bestand in Paris nicht nur die Kostprobe sondern wurde dort von der Kritik und den Besuchern der Häuser, die diese Filme herausbrachten, mit Enthusiasmus aufgenommen. Georg Wilhelm Pabst zum Beispiel ist bei dem Pariser Kinopublikum wahrscheinlich populärer als in Berlin, und Mädchen in Uniform war in Paris einer der größten Kassenerfolge dieses Jahres. Kulturpolitisch interessanter als diese Publikumserfolge ist der Umstand, daß gerade die geistvollsten französischen Filmästhetiker in ihren Philippiken gegen den französischen Durchschnittsfilm und in ihren Anregungen zu dessen Erneuerung vornehmlich auf deutsche, nicht etwa auf amerikanische Filme exemplifizieren.

Dieser summarische Überblick genüge, um wenigstens bei den Lesern die Mär einer gegen alles Fremdländische, besonders gegen alles Deutsche mißtrauischen und abwehrenden Geistes- und Kulturautarkie Frankreichs zu zerstören. Unter denen, die sie noch immer weitergeben, sind viele Menschen, die der Dinge nicht kundig sind, aber es sind unter ihnen auch manche, die ihre eigene Verstocktheit mit einer imaginären französischen Verstocktheit rechtfertigen möchten. Da ist der Punkt, wo die Verbreitung dieser Mär nicht nur kulturpolitisch sondern in jeder Beziehung gefährlich wird. Wenn zwischen den beiden Ländern politisch und wirtschaftlich auch alles in die Brüche zu gehen droht, muß man besonders um die Erhaltung einer gewissen geistigen Freizügigkeit und Vorurteilslosigkeit besorgt sein, da über den Ruinen durch sie immer noch Wiederanknüpfungsmöglichkeiten durchgehalten werden müssen. Wenn es Kreise gibt, die auch das Geistige mit nationalistischer Befessenheit durchsetzen möchten, das Volk soll nicht mitmachen.

Es wäre nun ein problematisches Unternehmen den Einfluß, den die deutsche Geistigkeit und Kunst in der Gegenwart auf die französische hat, zu analysieren und zu präzisieren. Bei solchen Untersuchungen begnügt man sich meist mit der Feststellung einiger Ideenwanderungen und -reaktionen und gewisser Formäußerlichkeiten. Die Einflußnahme eines großen Kulturvolks auf ein anderes vollzieht sich mehr unterirdisch als auf der Oberfläche. Wenn sie besteht, wird sie erst in der Distanz der Jahrzehnte deutlich. Als Henri Matisse und andere vor dem Krieg die »germanifizierte« neue Sorbonne der Überfremdung durch deutsche Methoden bezichtigten, schien das einer Gruppe von Eiferern auch ganz plausibel. Heute sieht jeder ein, daß das, was man deutsche Methoden nannte, ganz einfach die guten, in allen Ländern gleichermaßen gültigen wissenschaftlichen Methoden waren, die einigen auf bequemen Verbalismus beschränkten Oberflächlern wegen ihrer Strenge nicht zulagten. Im europäischen Kulturleben ist alles Geistige auf Selektion eingestellt, und wenn diese Selektion an den Grenzen eines Landes haltmacht, ist das Kulturleben überhaupt bedroht. Es gehört schon schlechter Wille dazu, um eine Nation, die so konstruktiv veranlagt ist wie die französische, der Mißachtung dieser einfachen Wahrheit anzuklagen.

WALTER BAUER · VERGESSEN?



STÄDTE will ich vergessen, Straßen, Kirchtürme, von denen herab
Länder ich überfah,
Verlieren will ich die Zimmer aus meinem Gedächtnis, in denen
ich schlief und froh war,
Vergessen will ich den Nachtwind an der See, der die Vorhänge
wie Segel bewegt,

Den mächtigen schwellenden Laut des Meeres, den Anblick auftauchender
Küfte, Mond, Sterne, Wolken, alle Anblicke können aus meinem Herzen
fallen. Fort mit euch!

Euch aber, ihr Toten, ihr Erdgewordenen, Vergessenen,
Ich will euch nicht vergessen.

Raum ist in mir für all eure Wunden, für eure Schreie, für lautes und leises,
von Menschen nicht gehörtes Stöhnen,

Für das Liegen im Graben, langsam mit Wasser sich füllend,
Für das Zerrissenwerden, für den Tod, Tod, Tod.

In meinem Herzen ist Platz für die Schrecklichen Zahlen
(Kein Gedicht löscht sie aus, kein homerischer Gesang),
Für die Schrecklichen Zahlen, die schon vergessen wurden:

Rußland 2 Millionen 500 000 Tote,
Deutschland 1 Million 800 000 Tote,
Frankreich 1 Million 200 000 Tote,
England 700 000 Tote,
Und so jedes Land.

Schlagt in den Büchern nach, lest die Zahlen,
Und dann setzt euch ruhig hin zum Abendbrot.
Dieses Mahl sei euch segnet.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Staatssozialismus / Walther Pahl

Deutsch-franzö- Mitte November tagte die
fische Zusam- 4. Unterkommision der
menarbeit Deutsch-FranzösischenWirt-

schaftskommision in Berlin. Es wurden die Berichte über die Gründung von 2 Konfortien entgegengenommen, die auf die Anregungen bei der letzten Tagung in Paris hin inzwischen erfolgt ist. Das eine Konfortium vereinigt deutsche und französische industrielle Gesellschaften für eine Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Technik. Das andere, das in Form einer Aktiengesellschaft zwischen deutschen, französischen und englischen Industriellen errichtet worden ist, hat die Aufgabe große öffentliche Arbeiten in anderen Ländern auszuführen, besonders dort, wo die Durchführung finanzieller Transaktionen damit verbunden ist.

Die Tagung nahm auch einen vorläufigen Bericht über eine engere Zusammenarbeit zwischen den Industriellen auf dem Gebiet der elektrischen Konstruktionen und besonders der Elektrifizierung von Eisenbahnlinien in einer Reihe europäischer Länder entgegen. Einige Mitglieder der Kommission wurden mit der Ausarbeitung eines detaillierten Plans für die deutsch-französische Zusammenarbeit auf diesem Wirtschaftsgebiet beauftragt.

Ein breiter Raum wurde den Finanzierungsfragen gewidmet. Das in Deutschland und Frankreich geltende System der Übernahme von staatlichen Ausfallgarantien bei Lieferung ins Ausland wurde eingehend besprochen. Die Frage der Zusammenarbeit auf dem Gebiet solcher staatlicher Ausfallgarantien wird in einem Sonderauschuß geprüft.

Deutsch-französische Zusammenarbeit bedeutet den einzig fruchtbaren Versuch die deutsche Wirtschaft neu zu beleben. Ob sie über bloße Vorarbeiten hinaus wirklich funktionieren wird, das hängt von der deutschen Außenpolitik ab, deren Leitung bis jetzt von Tendenzen beherrscht war, die jede Annäherung beider Völker an einander verhinderten.

Stahlwerke
und Staat

Durch den Erwerb von 126 Millionen des 250 Millionen Mark betragenden Aktienkapitals der Gelsenkirchener Bergwerke über Gelsenkirchen (252), Phönix (192,8) und van der Zypen (19) beherrscht das Reich insgesamt 463,8 Millionen des 775 Millionen Mark betragenden Aktienkapitals

der Vereinigten Stahlwerke. Neben dem Steinkohlenkomplex von Gelsenkirchen sind die Vereinigten Stahlwerke und deren Beteiligungen die einzige Substanz im Rahmen der Herrschaftsmacht des Reichs über die Montanindustrie. Die Gelsenkirchener Bergwerksaktiengesellschaft war im Winter 1931-1932 faktisch zahlungsunfähig geworden. Nach den riesigen Kursverlusten, insbesondere der Stahlvereins- und Phönixaktien, wären sie auch bilanzunfähig und konkursreif gewesen, wenn das Reich nicht eingegriffen wäre. Der Stahlverein war schon seit Jahren bewegungs- und kreditunfähig. Er wäre zusammengebrochen, wenn er nicht mit dem Kredit des Reichs wieder untermauert worden wäre.

Das Bankhaus Hardy & Co. kaufte für die Dresdner Bank und das Reich die Gelsenkirchener Aktien. Der Hardydirektor Hans von Flotow wurde beauftragt die Frage der Sanierung und eventuellen Neugliederung des Stahlvereins für das Reich zu prüfen und entsprechende Vorschläge zu machen. Zurzeit scheinen starke Mächte am Werk, um einen der Wahrheit und den Reichsinteressen entsprechenden Bericht zu verhindern. Obwohl mehrere Monate seit der Angelegenheit der Auftragserteilung an Flotow vergangen sind, hat die Öffentlichkeit von dem Bericht noch nichts erfahren.

Arbeitsdienst

Anfang Dezember waren zirka 270 000 junge Erwerbslose im Freiwilligen Arbeitsdienst beschäftigt. Während des Winters wird ein großer Teil der Arbeiten unterbrochen werden müssen. Der Reichskommissar will in den Monaten Januar und Februar 1933 den Stand des Arbeitsdienstes auf 100 000 Mann halten. Aufrechterhalten sollen vor allem die geschlossenen Lager werden, während man die offenen Dienste für männliche Erwerbslose aufheben, nur für weibliche beibehalten will.

An einen planmäßigen Ausbau des weiblichen Arbeitsdienstes ist man erst jetzt herangegangen. Seine Aufgaben sind vor allem die Wäsche- und Kleiderpflege für männliche Arbeitslager, Küchendienst für offene Arbeitslager, Werkstattdarbeit bei der Winterhilfe, Siedlungshilfe, Schaffung von Kleingartenland, Bewirtschaftung ungenutzter Ländereien bei gemeinnütziger Verwertung des Ertrags. Der Arbeitsdienst für Mädchen wird jetzt wohl hauptsächlich im Rahmen der Winterhilfsarbeiten ausgedehnt werden.

Der Soziale Dienst, die Reichsarbeitsgemeinschaft sämtlicher Organisationen der Arbeiterbewegung, betreut zurzeit zirka 30 000 Arbeitsdienstwillige in eigenen, geschlossenen und offenen, Lagern. Weitere 20 000 Arbeitsdienstwillige wurden von den Organisationen des Sozialen Dienstes an öffentliche Körperschaften als Arbeits- und Diensträger vermittelt.

Kurze Chronik Die Vereinigten Staaten von Amerika und Canada schlossen einen Vertrag, der die *Schiffbarmachung* der Zugangsflüsse zu den großen Binnenseen für Seeschiffe mittleren Tonnengehalts im Weg öffentlicher Arbeiten vorzieht. Die Kosten dieser Arbeiten werden für die Vereinigten Staaten auf 243 Millionen Dollars und für Canada auf 30 Millionen Dollars veranschlagt. ◊ Die französische Regierung hat ein *Antidumpinggesetz* in der Kammer eingebracht. Es gibt den Behörden weitgehende Vollmachten zur Bekämpfung der ausländischen Wareneinfuhr, die durch direkte oder indirekte Ausfuhrprämien begünstigt wird. ◊ Die englische Arbeiterbildungsvereinigung Order of Woodcraft Chivalry will *Arbeitslager für Arbeitslose* errichten. Das Programm der Vereinigung ist vom Arbeitsministerium gebilligt worden, das die Arbeitslosenunterstützung an die in solchen Lagern beschäftigten Arbeitslosen weiter zahlen will. ◊ Der Kontrolle von öffentlichen und halböffentlichen Körperschaften untersteht in *England* bereits der überwiegende Teil der Neuanlagen im Inland. Durch örtliche Behörden und Baugenossenschaften wurden im Jahr 1930 200 000 000 Pfund Sterling angelegt, gegen 30 000 000 im Jahr 1914. Nicht einbegriffen ist dabei der Kapitalaufwand der Landesregierung und der öffentlichen Ämter. In enger Zusammenarbeit mit der Bank von England soll ein nationales Investitionsamt stehen, das alle öffentlich zugelassenen neuen Emissionen auf dem Kapitalmarkt überwachen soll, wobei solche Emissionen ohne seine Zustimmung nicht vorgenommen werden dürfen. ◊ In *Frankreich* fordern die Sozialisten die Verstaatlichung der Eisenbahnen, deren Defizit seit 1921 auf 15 Milliarden Francs angewachsen ist. Der Minister für Öffentliche Arbeiten, Edouard Daladier, schlägt jetzt die Fusion der 6 großen Eisenbahngesellschaften zu einem einzigen Unternehmen unter einheitlicher finanzieller, wirtschaftlicher und technischer Leitung vor. Dieser Plan, der eine völlige Neuorganisation des französischen Eisenbahnwesens zur Folge hätte und sich

daher auch auf das gesamte europäische Verkehrswesen auswirken würde, wäre eine Vorstufe zur Verstaatlichung der Bahnen. ◊ In der *Tschechoslowakei* war die Akademie der Arbeit Masaryk von der Regierung beauftragt worden einen Arbeitsbeschaffungsplan für etwa 300 000 Arbeitslose auszuarbeiten. Sie fordert jetzt in ihrem Bericht für die vorgeschlagenen öffentlichen Arbeiten 1370 Millionen Kronen an Staatsbeiträgen und 630 Millionen Kronen an Geldern der Gemeinden und anderen Behörden. ◊ In *Schweden* wurden 3 Millionen Kronen für öffentliche Arbeiten bewilligt.

Literatur Um den Nachweis, daß die öffentliche Wirtschaft nicht einen bloßen Überbau des herrschenden Wirtschaftssystems darstellt sondern der geltenden Gesamtordnung systematisch eingeordnet ist, bemüht sich *Hans Rittschl* in dem Buch *Gemeinwirtschaft und kapitalistische Marktwirtschaft* (Tübingen, J. C. B. Mohr). Durch Vergleichen der Staatswirtschaft mit der privaten Einzelwirtschaft, auf die man sich bis heute weitgehend beschränkte, sei eine Möglichkeit zur Erkenntnis der Staatswirtschaft in ihrem Wesen nicht gegeben. Rittschl setzt sich mit den Versuchen Albert Schäffles, Adolf Wagners, Margit Kafkels und Gerhard Colms die Staatswirtschaft unter den Begriff eines gemeinwirtschaftlichen Systems zu fassen auseinander und kennzeichnet die Staatswirtschaft als Wirtschaft der Gemeinschaft, von der freien Marktwirtschaft fundamental verschieden. Nur in der Anwendung des wirtschaftlichen Prinzips bestehe Übereinstimmung. Die Staatswirtschaft sei eine Bedarfsdeckungswirtschaft, »ein System, das nicht wie die Marktwirtschaft erst durch eine Heterogonie der Zwecke dem Endziel der Verforgung dient sondern dies unmittelbar zum gestaltenden Zwecke erhebt«. Rittschl verfolgt dann die verschiedenen Gestaltungsformen der Staatswirtschaft, die sich aus dem heutigen Neben- und Ineinander von Gemeinwirtschaft und kapitalistischer Marktwirtschaft ergeben, um abschließend die Frage zu beantworten, ob eine monistische Gemeinwirtschaft möglich sei. Er beantwortet diese Frage negativ. Eine monistische Gemeinwirtschaft führe mit innerlicher Notwendigkeit zum absoluten Zentralismus unter Beseitigung der Verbrauchsfreiheit und des Geldgebrauchs. Mit der Ausschaltung des Markts gehe aber die Rationalität der Wirtschaftselemente verloren.

Sozialistische Bewegung / Valtin Hartig

Österreich Vom 13. bis zum 16. November hielt die österreichische Sozialdemokratie ihren Parteitag in Wien ab. Es war kein Kongreß schmetternder Fanfaren; dazu hat die österreichische Partei wirklich keinen Anlaß, die sich seit Jahren vom Bürgertum die gleiche Behandlung gefallen lassen muß wie die deutsche jetzt. Otto Bauer sprach mehrere Stunden lang über Faschismus, Demokratie, Sozialismus; er wies der österreichischen Partei die Aufgabe zu inmitten des in den Ländern ringsum anwachsenden Faschismus eine Insel demokratischer Freiheit zu erhalten, befürwortete außerdem Verhandlungen zwischen den Spitzen der Zweiten und der Dritten Internationale. Den Höhepunkt des Kongresses bildete das Referat Karl Renners über bürgerliche und sozialdemokratische Wirtschaftspolitik. Renner stellte fest, daß die seit 12 Jahren bestehenden Bürgerblockregierungen den modernen Staat, der Wirtschafts- und Sozialstaat sein müsse, nicht als Wirtschaftsmittel zu begreifen vermögen, daß sie lediglich den Polizeiparat weiter ausgebildet hätten, und er stellte dem das Wirtschaftsprogramm der Sozialdemokratie vom 13. September 1931, das Verstaatlichung der wichtigen Industrien verlangt, gegenüber. Interessant war es zu sehen, wie die österreichischen Sozialisten in der Diskussion die deutschen beurteilten: Am 20. Juli hätte die deutsche Sozialdemokratie verlagert. Man kehrt überall lieber vor der Tür des andern als vor der eignen. Der Parteitag beschäftigte sich noch mit dem Problem die Jugendlichen für die Partei zu gewinnen und in den Organisationsapparat einzugliedern. Bemerkenswert waren einige Angaben in Julius Deutchs Bericht der Parteivertretung. Seit 1922 hat sich die Parteimitgliedschaft in Wien selbst fast verdoppelt. Anders sieht es in den Ländern aus. Von ihnen hat nur Tirol den Organisationsstand von 1922 halten können. Die übrigen haben verloren. Ein anderer Verhandlungsgegenstand war die Stellung zu den Gewerkschaften. Der Referent Paul Richter legte dar, daß in kaum einem andern Land das Einvernehmen zwischen Partei und Gewerkschaft so gut sei wie in Österreich. Der Parteivorstand wurde in der alten Zusammensetzung wiedergewählt. Zum Nachfolger für Ludwig Breitner als Finanzdezernent Wiens wurde Robert Danneberg, Vorstandsmitglied und Führer der Parlamentsfraktion, bestimmt.

Holland

Der letzte Jahreskongreß der holländischen Sozialdemokraten in Haarlem war so völlig von der Auseinandersetzung mit der Linksopposition, die sich alsdann als selbständige Partei etablierte, in Anspruch genommen worden, daß sich zur Erledigung der anderen Fragen ein Sonderparteitag nötig machte. Dieser fand am 17. und 18. September in Utrecht statt. Die holländische Regierung sucht das Defizit im Budget durch Kürzung der Beamten- und Arbeiterentlohnung in öffentlichen Diensten und durch Einschränkung der Sozialausgaben auf Grund des sogenannten Welterberichts auszugleichen. Dagegen entfalten seit Monaten die betreffenden Organisationen, unterstützt vom Gewerkschaftsbund, eine sehr rührige Agitation. Mit dieser Frage hatte sich auch der Parteitag zu befassen. Er lehnte den Welterbericht ab und stellte ihm andere Ersparnisvorschläge gegenüber: Kürzung der Militärausgaben durch eine ernsthafte Abrüstung, Zinskonversion der Staatspapiere, Vermögensabgabe von 1%, schärfere Besteuerung der Toten Hand, Errichtung eines staatlichen Tabakmonopols, Verstaatlichung dazu reifer Industriezweige und des Versicherungswesens. Bemerkenswerter waren schon die Richtlinien zu dem 1930 angenommenen Kolonialprogramm, die man jetzt beschloß. Das Programm hatte das Recht der Kolonialvölker auf volle nationale Unabhängigkeit anerkannt. Man verfloß sich nun nicht der Erkenntnis, daß bis zur Verwirklichung dieses Rechts ein Übergangsstadium nötig ist. Dafür sei Selbstverwaltung zu gewähren. Der Beamtenapparat müsse mehr und mehr mit eingeborenen Kräften durchsetzt werden. Die Befugnisse des Volksraads, der von den Indonesiern gewählt wird, seien zu vergrößern, das Wahlrecht sei schrittweise auf beide Geschlechter auszudehnen. Von den indonesischen Sozialisten war ein Vertreter auf dem Kongreß erschienen.

Dänemark

In Dänemark wurden am 6. und am 13. September 28 Sitze des 76 Mandate umfassenden Landsting in indirekten Wahlen erneuert. Seit dem Sieg der Sozialdemokratie bei den Wahlen zum Folkething im Jahr 1929 besteht die Regierung Stauning, die Koalition zwischen Sozialdemokraten und der Radikalen Linken. Ihre insbesondere sozialpolitischen Absichten und Maßnahmen werden aber stets dadurch behindert, daß die Opposition die Mehrheit im Oberhaus hat. Die Sozialdemokratie trat in den Wahlkampf

mit den Forderungen nach Agrarreform, Staatskontrolle der Trusts, Ausbau der Sozialgesetzgebung und Abrüstung. Ihre Stimmzahl ging erstaunlich in die Höhe, und der Wahlausgang ließ sich als eine moralische Stärkung der Linksregierung deuten. Deshalb schrak die Regierung auch nicht vor der Auflösung des Folkthings zurück. Dessen Neuwahl am 16. November brachte der Sozialdemokratie, obwohl sie bald 4 Jahre in der Regierung saß, einen großen Sieg. Ihre Stimmzahl stieg von 596 000 im April 1929 auf 661 000, die Zahl der Mandate von 61 auf 62. Auch die Kommunistische Partei ging von 3556 auf 17 000 hinauf und bekam zum erstenmal 2 Mandate.

Eigenpublikationen Die *Sozialistische Arbeiterinternationale* brachte das Protokoll über den Kongreß in Wien 1931 heraus (siehe diese Rundschau, 1931 I Seite 69); es erschien in Zürich, in Deutschland liefert es der Dietzische Parteiverlag. Der dicke Band ist in 2 Teile gegliedert. Der 1. bringt die Berichte, die das Internationale Sekretariat über seine Tätigkeit und über die der angeschlossenen Parteien in der Zeit von 1928 bis 1931 dem Kongreß als der höchsten Instanz vorlegte. Damit hat man eine gute Übersicht über den gesamten Körper der Zweiten Internationale. Der 2. Teil enthält das eigentliche Kongreßprotokoll, die Reden und Beschlüsse, und zwar zunächst in der Originalsprache, alsdann in einem gesonderten Teil die Übersetzung, und schließlich den Bericht über die 4. Internationale Frauenkonferenz, die dem Kongreß voranging.

Das *Jahrbuch der Deutschen Sozialdemokratie* 1931 ähnelt in seinem Aufbau dem des vorigen Jahres (siehe diese Rundschau, 1931 II Seite 672). Der politische Überblick wird durch eine gedrängte Darstellung des Wirtschaftsjahrs 1931 von Fritz Naphtali glücklich ergänzt. Die Mitgliedschaft der Partei ist um 30 000 gesunken; sie betrug am 31. Dezember 1931 immer noch 1 008 000, darunter 230 000 Frauen. Die Hauptkasse balanciert mit 2,951 Millionen Mark, die Kassen der 33 Bezirke balancieren zusammen mit 10,085 Millionen. Ein Gefüge, das mit solchen Zahlen in solcher Zeit aufwarten kann, wird so leicht nicht überwältigt.

Partei und Gewerkschaft geben in England regelmäßig ein Jahrbuch heraus: *The Labour Year Book*. Nach dem Krieg hat man mit diesem Brauch begonnen. Das Jahrbuch 1932 ist das 10. der Reihe. Mit dem deutschen Jahrbuch ist es nicht zu vergleichen, es ist unsystematischer.

Dafür will es über alles, worauf ein politischer oder gewerkschaftlicher Funktionär in seiner Tätigkeit stößt, informieren: über Löhne, über die Arbeitszeit in den verschiedenen Industriezweigen, über Lebenshaltungskosten, über Veränderungen in der Wirtschaft, über die Steuereinnahmen und die Budgets von Reich und Gemeinden, über Ein- und Ausfuhr und vieles mehr. Eine Tafel gibt den Mitgliederstand der Labour Party seit ihrer Gründung 1900 an. Daraus ist zu ersehen, daß 1930 der Partei 89 Gewerkschaften mit 2 011 484, 607 Ortsgruppen und 7 Gesellschaften (Independent Labour Party, Fabian Society und andere) mit 58 213 Mitgliedern angehörten.

Kurze Chronik Vom 29. Oktober bis zum 1. November hielt die Deutsche Sozialdemokratie in der *Tschechoslowakei* ihren Parteitag ab, und zwar zum erstenmal in Prag. Angelehnt an die sozialpolitischen Erfolge durch die Koalition sprach man sich nach eingehender Diskussion, die auf die Ausführungen des Parteivoritzenden und Sozialministers Ludwig Czech folgte, mit großer Mehrheit für die weitere Zusammenarbeit mit der tschechischen Sozialdemokratie in der Regierung aus. ◊ In *Estland* wurde am 1. November nach 4wöchiger Krise eine Koalitionsregierung gebildet, in der die Sozialdemokraten mit den 2 Mitgliedern: August Rei als Außenminister und Leopold Johanson als Verkehrsminister, neben der Bauernpartei, dem Nationalen Zentrum und einem Parteilosen vertreten sind. ◊ Die Sozialistische Partei in den *Vereinigten Staaten von Amerika* hatte als ihren Zählkandidaten bei der Präsidentenwahl am 8. November 1932 Norman Thomas aufgestellt. Die Zahl der Stimmen, die sie erhielt, schätzt sie auf rund 1½ Millionen (siehe dazu den Artikel Untermanns, in diesem Band Seite 979); nach der United-Press-Agentur waren es nur 806 000. Bei der vorigen Wahl, vor 4 Jahren, brachte es die Partei nur auf ¼ Million Stimmen.

Literatur Der Marxismus in Frankreich 1871 bis 1905 von *Ernst Polse* /Berlin, R. L. Prager/ ist eine kleine Schrift, die in gedrängter Form die verschiedenen Richtungen in der französischen politischen Arbeiterbewegung nach dem Zusammenbruch der Commune bis zur Einigung im Jahr 1905 schildert. Die verdienstvolle Arbeit charakterisiert gut die eigenartige Geistigkeit Jules Guesdes in ihren Vorzügen und in ihrer Beschränktheit.

Genossenschaftsbewegung / Erwin HasseImann

Die statistische Erfassung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens ist weniger exakt und weniger umfassend als etwa die der Konsumgenossenschaftsbewegung. Das liegt einmal an der Vielgestaltigkeit der landwirtschaftlichen Genossenschaftsbewegung und zum anderen an der Kleinheit ihrer letzten Einheiten. Von ehrenamtlichen oder nebenamtlichen, betriebswirtschaftlich naturgemäß nicht gründlich durchgebildeten Amtswaltern kann keine so gründliche statistische Erfassung und Auswertung der Betriebsergebnisse gefordert werden wie von angestellten Fachkräften. Unter diesem Mangel leidet die landwirtschaftliche Genossenschaftsstatistik, und dieser Mangel bringt es auch mit sich, daß die Genossenschaftsstatistiken in den Jahrbüchern des zentralen landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbands, des Reichsverbands der Deutschen Landwirtschaftlichen Genossenschaften Raiffeisen, unvollständig und daher ungenau sind. Zu der Unvollständigkeit und Ungenauigkeit kommt die Späte der Herausgabe hinzu (zu erklären aus der Säumigkeit der berichtenden Genossenschaften, viele Hunderte von Genossenschaften berichten überhaupt nicht), die deren Aktualitätswert mindert. So berichtet das Jahrbuch des Reichsverbands 1932 über die Geschäftsergebnisse der Genossenschaften für 1930; nur für die Bezirkszentralen liegen die Ergebnisse für 1931 vor. Immerhin lassen die Ergebnisse der Zentralen auch Schlüsse auf die Entwicklung der von ihnen betrauten Genossenschaften zu. Der Genossenschaftsbestand hat sich nur wenig verändert, auch die Verschiebungen innerhalb des Bestands sind verhältnismäßig geringfügig. Erwähnt sei, daß sich die Spezialverwertungsgenossenschaften (Viehverwertung, Obst- und Gemüleverwertung, Eierverwertung) nicht unbeträchtlich vermehrt haben, während sonst Bestandsrückgänge zu verzeichnen sind. Im allgemeinen ist die Tätigkeit und Wirksamkeit der landwirtschaftlichen Genossenschaften durch die Krise stark gehemmt worden. Die Kreditgenossenschaften sind durch das Einfrieren großer Teile der ausgeliehenen Gelder stark eingeschnürt, vielfach gradezu erlarrt; die Bezugs- und Absatzgenossenschaften können wegen des Preisdrucks ihre Aufgabe der Marktregulierung nicht erfüllen; das Bezugsgefchäft leidet unter dem Kaufkraftschwund der Landbevölkerung, das Ab-

satzgefchäft unter dem der Stadtbevölkerung. Trotzdem haben einige Genossenschaftsarten recht erfreuliche Fortschritte gemacht. So die Viehverwertungsgenossenschaften, über die in dieser Rundschau (1932 I Seite 539) bereits berichtet wurde. So auch die Eierverwertungsgenossenschaften. Die genossenschaftliche Obst- und Gemüleverwertung ist noch im Ausbau. Das landwirtschaftliche Verwertungsgenossenschaftswesen hat im ganzen gesehen zwar noch große Lücken und noch große Aufgaben vor sich, aber es scheint auf gutem Weg die landwirtschaftliche Veredlungsproduktion den Bedürfnissen des deutschen Markts anzupassen und diesen für deutsche landwirtschaftliche Erzeugnisse aufnahmefähiger zu machen. Der genossenschaftliche Getreideabatz hat 1931 seinen Anteil am Gesamtgetreideabatz, der in einzelnen Gegenden, vor allem im Osten Deutschlands, schon sehr groß ist (Pommern mehr als 70 %, Ostpreußen mehr als 60 %) noch vergrößern können, wenn auch sein aboluter Umfang ungefähr gleich geblieben ist. Mit dem Umfang des Bezugs- und Absatzgefchäfts der 28 berichtenden landwirtschaftlichen Hauptgenossenschaften steht es so:

Produkt	Menge (in 1000 Doppelzentner)		Wert (in 1000 Mark)	
	1930	1931	1931	1931
Getreide	14 735	14 515	296 564	303 024
Kartoffeln	1 558	2 189	6 714	9 163
Düngemittel	35 438	28 624	271 416	218 480
Futtermittel	8 225	8 918	136 578	138 981
Sämereien und Saatgut	1 320	1 062	29 917	24 256
Brennstoffe	21 011	18 306	38 109	34 081
Maschinen	—	—	16 917	12 699
Sonstiger Bezug und Abatz	2 646	3 110	44 795	34 794
Zusammen	84 900	76 800	841 000	775 500

Finanziell war der Abschluß der Zentralgenossenschaften für das Jahr 1931 noch günstig. 20 haben mit Gewinn abgeschlossen, 5 ohne Gewinn oder Verlust und nur 2 mit Verlust. Auch die Reichsbezugszentralen für Düngemittel, Maschinen, Saatgut konnten für 1931 noch über einigermaßen befriedigende Ergebnisse berichten. Das selbe gilt auch von den bezirklichen Kreditzentralen; von den 28 berichtenden Zentralkassen hat im Jahr 1931 keine mit Verlust gearbeitet. Allerdings hat sich die Verschuldung der Zentralkassen an die Banken, das heißt im wesentlichen an die Preußenkasse (jetzt Deutsche Zentralgenossenschaftskasse), sehr vergrößert, da die Einlagen stark zusammengeschmolzen sind.

Deutsche Zentralgenossenschaftskasse Die Preußische Zentralgenossenschaftskasse, deren Präsident seit dem 29. Juli der ehemalige Oberregierungsrat im Reichsernährungsministerium Hans Helferich ist, wurde durch Verordnung des Reichspräsidenten vom 21. Oktober 1932 zur Deutschen Zentralgenossenschaftskasse umgebildet, die der Aufsicht des Reichsfinanzministers unterstellt worden ist. Ihr Kapital wurde um etwa 41 Millionen Mark auf 100 110 000 Mark herabgesetzt. Reich und Preußen sind an dem Unternehmen jetzt gleich stark, mit je 42 500 000 Mark, beteiligt, die genossenschaftlichen Beteiligungen machen 15 110 000 Mark aus. Die Geschäftsführung der Zentralgenossenschaftskasse liegt in den Händen eines Direktoriums, dem der von der Reichsregierung bestellte Präsident vorsteht, und dessen Mitglieder von dem Ausschuß der Zentralgenossenschaftskasse mit Zustimmung der Aufsichtsbehörde bestimmt werden. Dieser Ausschuß besteht aus dem Präsidenten als Vorsitzenden, je 3 Vertretern der Reichs- und der preußischen Regierung, 6 Vertretern des landwirtschaftlichen, 2 Vertretern des gewerblichen und 1 Vertreter des Konsumgenossenschaftswesens, je 3 Kredit- und Genossenschaftsfachverständigen und je 1 Vertreter der Deutschen Reichsbank und der Deutschen Rentenbankkreditanstalt. Der Ausschuß hat die gesamte Geschäftsführung der Zentralgenossenschaftskasse prüfend zu überwachen und die notwendigen allgemeinen Anweisungen und Richtlinien für die Kreditpolitik zu geben. Er hat also sehr wichtige, entscheidende Befugnisse, wogegen die Bedeutung der Hauptversammlung, der Vertreterin der Anteilsinteressen, naturgemäß nur gering ist. Die Neugliederung bedeutet also nicht nur eine Verschiebung der Vormachtstellung in der ehemaligen Preußenkasse von Preußen auf das Reich, sie bedeutet auch eine Verlagerung der Kompetenzen innerhalb der Organe (der Wirkungskreis des alten Ausschusses war bedeutend kleiner) und eine Stärkung des genossenschaftlichen Einflusses, da das genossenschaftliche Element im Ausschuß stärker vertreten ist als früher. Am Aufgaben- und Wirkungskreis der ehemaligen Preußenkasse (sie war faktisch seit langem eine deutsche Genossenschaftszentralbank) wird sich wohl, entgegen manchen Befürchtungen, kaum etwas ändern. Die selbe Verordnung des Reichspräsidenten gibt im 2. Kapitel dem Reichsfinanzminister die Ermächtigung Beträge in Höhe von 127 Millionen Mark in den

Haushaltsplänen der Jahre 1936 bis 1938 für die Sanierung und Rationalisierung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens bereitzustellen und zu diesem Zweck schon jetzt der Deutschen Zentralgenossenschaftskasse Reichsschatzanzweisungen zur Verfügung zu stellen, wodurch also diese Stützungsaktion in die Gegenwart verlegt werden soll. Außerdem erhält der Reichsfinanzminister die Ermächtigung Garantien zur Stützung von gewerblichen Kreditgenossenschaften und von Baugenossenschaften bis zu 14 Millionen Mark zu übernehmen. Im 3. Kapitel der Notverordnung des Reichspräsidenten wird die Reichsregierung ermächtigt die Bestimmungen des Genossenschaftsgesetzes über die Revision der Genossenschaften zu ändern, das heißt zu verschärfen; dieser Ablicht der Reichsregierung kann man nach den Erfahrungen der letzten Jahre auf dem Gebiet vor allem des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens nur zustimmen.

Frankreich In der französischen Konsumgenossenschaftsbewegung gewinnen die großen Bezirksgenossenschaften (Entwicklungs-genossenschaften) immer mehr an Bedeutung. Es gibt deren etwa 40 bis 50 bei einer Gesamtzahl von 1500 dem Verband Französischer Konsumvereine angeschlossener Genossenschaften. Aber diese 40 bis 50 Genossenschaften erzielen heute gut die Hälfte des gesamten konsumgenossenschaftlichen Umlatzes in Frankreich, und ihr Anteil an der Gesamtbewegung wächst stetig. Damit wächst auch die Einheitlichkeit und mithin auch die Schlagkraft der französischen Konsumgenossenschaftsbewegung, ihr Wirken wird planmäßiger und zielicherer. Das steigert wiederum die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, was sich vielleicht am besten darin zeigt, daß die Hälfte des genossenschaftlichen Gesamtumsatzes in Frankreich von nur etwa 30 % der Gesamtmitgliedschaft erzielt wurde. Im Jahr 1931 haben die Bezirksgenossenschaften die Anzahl ihrer Mitglieder um 34 000 auf 821 000, die Anzahl ihrer Verteilungsstellen um 303 auf 4081 und ihren Umsatz um 135 800 000 auf 1 522 500 000 Francs erhöhen können. Auch das 1. Halbjahr 1932 brachte erfreuliche Resultate. Der Umsatz betrug 788 300 000 Francs, gegen 755 650 000 im 1. Halbjahr 1931, die Mitgliederzahl stieg auf 845 000 am 30. Juni 1932, 45 000 mehr als Mitte 1931, die Zahl der Verteilungsstellen betrug Mitte 1932 4362, gegen 3386 Mitte 1931. Die finanzielle

Basis der französischen Bezirkskonsumgenossenschaften ist allerdings noch recht schmal, beträgt doch zum Beispiel der durchschnittliche Genossenschaftsanteil des Mitglieds nur knapp 22 Mark, wovon etwa 18 Mark eingezahlt sind. Solange die Entwicklung ansteigt (und das ist zurzeit der Fall, für 1932 ist die ansteigende Kurve sogar steiler geworden), solange also aus den Betriebsergebnissen noch Reserven gebildet werden können, bedeutet das keine ernste Gefahr, immerhin erschwert eine schwache finanzielle Fundierung den Fortschritt. Das verhältnismäßig starke Anwachsen des eingezahlten Genossenschaftskapitals (14 % in einem Jahr, während gleichzeitig die Mitgliederzahl nur um gut 5 % und der Umsatz um knapp 5 % stieg) zeigt jedoch, daß die französischen Bezirksgenossenschaften auf dem Weg sind dem Mangel abzuweichen.

Kurze Chronik Die Nordische Großeinkaufsgesellschaft, der die Konsumgenossenschaftsorganisationen der 3 skandinavischen Länder und Finnlands angehören, plant die Anlage einer großen Kaffeeplantage auf Java, die den gesamten, nicht unbedeutlichen Kaffeebedarf der nordischen Genossenschaften decken soll. \diamond Die britischen Konsumgenossenschaften konnten auch im Krisenjahr 1931 ihre Mitgliederzahl noch beträchtlich, um 188 000, auf 6 636 000 steigern, ihren Umsatz allerdings nicht ganz halten. Die an sich schon sehr solide Kapitalsgrundlage der Genossenschaften konnte durch eine beträchtliche Vermehrung des Anleihekaptals und der Reserven weiter gefestigt werden. \diamond Das Konsumgenossenschaftswesen der Vereinigten Staaten von Amerika ist noch immer trotz herrlichsten Proklamationen und trotz aller lobenswerten Propagandaarbeit in einem geradezu kläglichen Zustand der Schwäche und Zerplitterung. Kürzlich feierte eine der dort in einer Reihe von Exemplaren bestehenden Großeinkaufsgesellschaften, die Central Cooperative Wholesale Superior, ihr 15jähriges Bestehen. Diese Großeinkaufsgesellschaft hat 1931 einen Umsatz von ganzen $1\frac{1}{2}$ Millionen Dollars erreicht, ihr sind heute 101 Genossenschaften mit ganzen 25 000 Mitgliedern angeschlossen. Sie ist etwa mit einem mittlern deutschen Konsumverein zu vergleichen. Und genau so wie mit ihr sieht es auch mit den anderen Großeinkaufsgesellschaften aus. In summa: Bedeutung des Konsumgenossenschaftswesens für die Gesamtwirtschaft gleich 0.

Nationale Bewegung / Friedrich Weigelt

Indien Über das Schickal der 2. Round - Table - Konferenz wurde in dieser Rundschau (1932 I Seite 167) berichtet. Das ergebnislose Bemühen der englischen Regierung um eine den verschiedenen Rassen- und Religionsgruppen genehme Verfassung veranlaßte sie schließlich Mitte August den eignen Entwurf zu veröffentlichen, der als Ergebnis der langen Vorverhandlungen dem indischen Kolonialgebiet oktroyiert werden sollte. Der Vorbericht stellte erneut zuerst fest, daß die Regierung nur deshalb habe eingreifen müssen, weil die Vertretung der indischen Gruppen selbst bisher zu einer Lösung unfähig war. Es wurde die Bereitschaft ausgesprochen den Entwurf für den Fall zurückzuziehen, daß ein einheitlich ausgearbeiteter Gegenvorschlag von den Indern vorgelegt würde, bevor das englische Parlament ihn berät. Der englische Verfassungsentwurf bezieht sich nur auf die Provinzialvertretungen. Es scheint also, daß die Frage der Zentralregierung vorläufig außer acht gelassen werden soll, bis diese Regelung fertiggestellt ist. An der separaten Wählerschaft der Gruppen wird festgehalten. Nach dem Entwurf waren 1513 Sitze in folgender Verteilung vorgelesen: Allgemeine Hinduklasse 705, Pariaklasse 71, Sikhs 35, Mohammedaner 489, Christliche Inder 21, Europäer 23, Handel und Industrie 54, Arbeiter 38, Univerlitäten 8. Um den indischen Frauen den Weg zur praktischen politischen Tätigkeit freizumachen, sind, so schrieb MacDonald in einem Begleitbrief, 37 Sitze für weibliche Abgeordnete reserviert worden. Mittlerweile hatte der Kampf zwischen der Regierung und der Unabhängigkeitsbewegung schärfere Formen angenommen als jemals zuvor. Im 1. Halbjahr 1932 wurden fast 40 000 Personen verhaftet und in die Gefängnisse gebracht, darunter fast alle Führer, auch Gandhi. Die Veröffentlichung des Verfassungsentwurfs führte zu einem Briefwechsel zwischen Gandhi und dem Londoner Indienamt. Gandhi verlangte das gleiche Wahlrecht für die Parias wie für die Hindus. MacDonalds Hinweis, man habe ja grade die Regelung für die Parias getroffen, um ihnen die Vertretung ihrer Sonderinteressen zu ermöglichen, überzeugte Gandhi nicht. Er drohte mit dem Hungerstreik, den er dann am 20. September begann und gegen 2 Fronten durchführte. England sollte gezwungen werden den Parias Gleichberechtigung

zu gewähren, die oberen Klassen der Inder jedoch, die Hindus und ihre Kastenvertretungen, sollten sich mit der politischen Vertretung der Parias einverstanden erklären. Die Hindus waren gegen jede Zusammenarbeit mit den "Unberührbaren". Etwa 45 Millionen dieser Ärmsten sind gesellschaftlich, wirtschaftlich, kulturell und politisch völlig ausgeschlossen und entrechtet. Sie werden mit den niedrigsten Arbeiten beschäftigt, müssen von den Hindus getrennt wohnen und dürfen nie in Berührung mit diesen kommen. Die Kinder sind vom Schulwesen entweder ausgeschlossen oder dürfen durch die Fenster außerhalb des Schulraums vom Unterricht profitieren. Tempelbesuch ist einem Paria verboten.

Durch seinen Hungerstreik erreichte Gandhi, daß den Parias 2 Hindutempel zur Mitbenutzung freigegeben wurden. Wer die im Abendland herrschenden religiösen Vorstellungen ins Fanatische potenziert und sich dann vorstellt, daß das Allerheiligste dem moralischen Druck eines einzigen Mannes geopfert wird, der wird eine Vorstellung von der politischen Wirkungspotenz Gandhis bekommen. Er zwang dann die Hindus und die Vertretung der Parias zu Verhandlungen. Ambedkar, der Führer der Parias, erkannte die Notwendigkeit zu einem raschen Handeln, die Hindus fürchteten eine Volkserhebung bei einem eventuellen Tod Gandhis, schließlich mutmaßten sie auch, daß die Engländer sich den Hindustarrsinn politisch nutzbar machen und sich in 45 Millionen Parias einen starken Stützpunkt ihrer Macht sichern könnten. So kam es zu einer Einigung, der Gandhi zustimmte. Danach werden die Parias statt der 71 Sitze des englischen Entwurfs 148 Sitze erhalten. Im Gesamtparlament sollen sie mit 18 % vertreten sein. Daraufhin brach Gandhi seinen Hungerstreik am 6. Tag ab. Sein heroischer Kampf, in dem er sich selbst zu opfern bereit war, ganz im Gegensatz zu den uns gewohnten Politikern, die gern andere opfern, hat die Einigung Indiens einen gewaltigen Schritt vorwärts gebracht.

Das Indische Problem ist nicht nur ein politisches, es ist ein wirtschaftliches und vor allem ein soziales Problem. Die wirtschaftliche Ausbeutung Indiens durch England hat Reginald Reynolds den Lesern der Sozialistischen Monatshefte in seinem Artikel (in diesem Band Seite 927) vor Augen geführt. Reynolds war früher der Sekretär Gandhis, er hat dem britischen Vizekönig von Indien jenen Brief überbracht, in dem Gandhi die

civil obedience aufkündigte, Steuerstreik, passive Resistenz, Boykott proklamierte, und er ist der Vizepräsident der Friends of India, die dafür eintreten, daß die Engländer Indien sofort verlassen. Und doch: Solange in Indien das Kastensystem besteht, bringt die bloße politische Freiheit Indiens keine Lösung. Gandhi weiß das sehr genau. Seit Jahren hat er den Kampf gegen den Kastendünkel aufgenommen. Er hat ein kleines kastenloses Mädchen adoptiert, ist zusammen mit Parias, und der Allindische Nationalkongreß hat unter seinem Einfluß praktisch eine Einheit aller Hindus in den Reihen des Kongresses verwirklicht; ohne das wäre der Kongreß niemals jene Massenbewegung geworden, die auf dem Weg ist es zu einer nationalen Einheit ganz Indiens zu bringen. Was Gandhi durch seinen Hungerstreik erreichen wollte, hatte er bereits auf der Sitzung der sogenannten Minderheitenkommission der Round-Table-Konferenz am 13. November 1931 dargelegt: »Wir wollen nicht in unseren Registern die Unberührbaren als eine besondere Klasse rubriziert haben. Sichts mögen für immer Sichts bleiben, Europäer auch Europäer. Aber sollen die Unberührbaren in Ewigkeit Unberührbare bleiben? Ich würde vorziehen, das Hindutum ginge unter, als daß "Unberührbarkeit" am Leben bliebe. Ich will ihre Rechte nicht für die Herrschaft der ganzen Welt verkaufen. Ich wünsche mit großem Nachdruck zu sagen, daß, wenn ich die einzige Person wäre hierin Widerstand zu leisten, ich den Widerstand mit meinem Leben leisten will.«

Minderheitenrecht Auf dem Kongreß der Vereinigung für Internationales Recht zu Oxford vom 8.

bis zum 12. August wurde auch eingehend über Minderheitenrecht und Völkerbund verhandelt. Der Kongreß stellte fest, daß der Völkerbund den Minderheiten gegenüber keine Pflicht nicht erfüllt habe; seine Art die Minderheitsbeschwerden zu behandeln sei eine Gefahr für den Weltfrieden. Wie man das Minderheitenrecht in einem zerrissenen Europa, in dem jeder seinem Nachbarn mißtraut, besser wahren könne, wußte aber auch diese Körperschaft von Völkerrechtslehrern nicht anzugeben.

In der 1. Oktoberwoche wurde in Genf in der 6. Kommission des Völkerbunds die Frage des Minderheitenschutzes einen Tag lang besprochen. Zugrunde lag der Bericht über die Minderheitenfrage, den der Delegierte Uruguays, Alberto Guani,

verfaßt hatte. Wie zu erwarten war, machte der deutsche Delegierte, Frederic von Rosenberg, einen Vorstoß, der zu einer allgemeinen Debatte führte. Doch blieb diese Debatte akademisch, denn die deutsche Taktik enttäuschte alle Minderheitenvertreter. Rosenberg beschränkte sich auf rein äußerliche Fragen, technische Verbesserungsvorschläge und ähnliche Dinge, ohne auch nur durch einen einzigen Antrag zu einer Stellungnahme zu kommen. Als der Vertreter Polens, August Zaleski, vorschlug den Minderheitenschutz auf alle Völker auszudehnen, begnügte sich der Vertreter Deutschlands, anstatt diesen Vorschlag zu einem Antrag zu verdichten, mit einer farblosen Zustimmungserklärung, die fast den Eindruck machte, als hätte Deutschland einen solchen Beschluß zu fürchten. Die Anregung zur Behandlung der Beschwerden dem Rat ein ständiges Gremium von Sachverständigen beizugeben wurde von mehreren Seiten damit bekämpft, daß die Minderheiten diesen Ausschuß zu politischen Manövern mißbrauchen könnten. So endigte die Debatte mit schroffer Ablehnung durch die Kleine Entente und einige andere Staaten, Zustimmung Österreichs, Ungarns und Bulgariens und Sympathieerklärungen Norwegens und Hollands.

Die Meinung, daß die Nationalstaaten aus ihrer Struktur heraus zu einer Unterdrückung nationaler Minderheiten neigen, durch die sie ihre Existenz gefährdet sehen, wird durch die Nachkriegsentwicklung Europas aufs neue erhärtet. Sie trifft sich mit den Darlegungen Kurt Trampfers, der in seinem Buch *Die Krise des Nationalstaats* (München, Knorr & Hirth) das Nationalitätenproblem im neuen Europa behandelt. Trampfer zeichnet geschichtlich das Vordringen des nationalpolitischen Gedankens, der aus der Großen Französischen Revolution und der deutschen Romantik entstanden sei und schließlich in Europa zur Bildung neuer Staaten nach dem Weltkrieg geführt hätte. Die Undurchführbarkeit des Nationalstaats durch das Übergreifen der Nationalitäten an den Grenzen, durch die Einlagerung von nationalen Minderheiten innerhalb fremder Mehrheitsvölker, durch die Verteilung in Stadt- oder Landbezirken infolge besonderer Berufe, wie das besonders bei den nationalen Juden der Fall ist, wird eingehend dargelegt. Auch die Minderheitenpolitik des Völkerbunds, die einen Teil der europäischen Völker unter besondere Minderheitenverträge stellt, während andere unabhängig davon ihre Min-

derheitspolitik treiben, liefere den Beweis, daß auch in dieser Form kein Volk vor kultureller Unterdrückung sicher ist. Selbst die vorbildlichen Staaten Estland und Lettland haben sich in neuerer Zeit durch die schlechten Vorbilder anderer europäischer Nationen dazu verleiten lassen ihre Minderheitenschutzverträge stark zu verschlechtern. So kommt Trampfer zu neuen Vorschlägen. Er gibt diesem Abschnitt die Überschrift *Der nationalständige Staat und die überstaatliche Konnationalität*. Darin verlangt er die Anerkennung der kulturellen Selbstverwaltung durch die Minderheiten und Beschränkung der Mehrheitsherrschaft auf die rein staatlichen Obliegenheiten. Das estländische Kulturautonomiegesetz gibt ihm das praktische Beispiel. Auf Europa übertragen erscheint Trampfer diese Regelung auch als ein Schutz vor einem neuen Krieg. Die Gedankengänge Trampfers führen auf einen richtigen Weg, der aber dann nicht beschritten wird. Nationalkulturelle Autonomie, die das Ziel jeglichen Minderheitenrechts ist, kann nicht in einem einzelnen Staat so verwirklicht werden, daß jede Gefahr für den Bestand dieses Staats ausgeschlossen ist. Das kann nur bei der Vereinigung der Staaten zu einem relativ autarken Wirtschaftsgebiet geschehen. Nationale Differenzierung erfordert wirtschaftliche Integrierung.

Informationsmittel In Paris erscheint die Zeitschrift *Prométhée*, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat für die nationale Freiheit der kaukasischen Völker, der Ukraine und Turkestans, einzutreten und in der europäischen Öffentlichkeit zu werben. Was den Charakter der Zeitschrift betrifft, so scheint sie mit den Bestrebungen der Minderheitenorganisationen aller europäischen Länder Hand in Hand zu gehen, die auf die Erringung der kulturellen Freiheit gerichtet sind. Ihr besonderes Aufgabengebiet sieht sie in der Aufklärung über die Unterdrückung der betreuten Länder durch das bolschewistische Rußland. Als Informationsorgan bietet die Zeitschrift reichhaltiges Material, das natürlich mit der nötigen Kritik zu verwenden ist. Man sollte sich in Europa jedenfalls viel mehr mit den Vorgängen in diesen Gebieten beschäftigen, in denen das Leben ihrer Völker auf die politischen und wirtschaftlichen Interessen der Weltmächte stößt, wobei das nationale Selbstbestimmungsrecht mißachtet, womöglich als überhaupt nicht vorhanden angesehen wird.

Kurze Chronik Der Haager Gerichtshof hat durch sein Urteil den *Memelkonflikt* (siehe diese Rundschau, 1932 I Seite 461) beendet. Die Frage, ob der litauische Gouverneur den deutschen Landespräsidenten Otto Boettcher absetzen und an seine Stelle den Großlitauer Edwardas Simaitis berufen durfte, ist vom Gericht mit Ja beantwortet worden. Die weiteren Forderungen der Litauer wies der Gerichtshof zurück, und er legte nochmals die Rechte des Gouverneurs im einzelnen fest. Glücklicherweise hat sich der neue Gouverneur mit der memelländischen Vertretung besser gestellt. ◊ Die belgische Regierung protestierte gegen eine Kundgebung der Landsmannschaften von *Eupen-Malmedy*, die am 1. Oktober in Krefeld abgehalten wurde, und zu der der Reichswehrminister und der Reichsinnenminister Begrüßungstelegramme gesandt hatten. ◊ In Prag trat bei der Gerhart-Hauptmann-Feier eine begrüßenswerte Gemeinschaft zwischen *Deutschen und Tschechen* in den Reden hervorragender Politiker zutage.

Literatur Das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart hat, wie alle Jahre, auch diesmal einen *Kalender des Auslandsdeutstums* fertiggestellt (Stuttgart, Verlag Ausland und Heimat). In schönen Bildern zeigt er aus allen Gegenden der Welt deutsche Niederlassungen, und mit kurzer Anmerkung wird stets auf ihre Bedeutung hingewiesen. Diese Informationen sind für die breite Öffentlichkeit durchaus geeignet. ◊ Das Buch *Otto Hellers* Der Untergang des Judentums (Wien, Verlag für Literatur und Politik) enthält eine kritische Auseinandersetzung mit den gesamten nationalen Problemen des jüdischen Volks vom Standpunkt eines mißverständenen historischen Materialismus aus. Die Kapitel über die jüdische Geschichte, die jüdische Religion, den Antisemitismus und den Zionismus sind ganz unzulänglich. Etwa 2/3 des Buchs entfallen auf die Darstellung der von der bolschewistischen Regierung Rußlands den Juden gegenüber geübten Politik. Der Verfasser hat die jüdischen Siedlungen in der Krim und in Sibirien bereist und schildert ihr wirtschaftliches Leben. Dieser Teil des Buchs ist möglicherweise als Materialsammlung von Wert. Für den Verfasser steht es natürlich fest, daß durch die Ansiedlung der Juden in den autonomen Bezirken die Judenfrage gelöst ist, weil damit die Trennung des jüdischen Volks von Natur- und Volksleben aufhöre.

WISSENSCHAFT

Biologie / Hans Haultain

Bewegungsentwicklung Das ebenso wichtige wie interessante Gebiet einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte der Bewegungen, das bisher wegen methodischer Schwierigkeiten vernachlässigt wurde, beleuchtet *Georg Hirsch* (Halle) im 74. Band des Anatomischen Anzeigers (Jena, Gustav Fischer). Wie die rezente Fauna rudimentäre Organe aufweist, können entsprechende Bewegungen nachgewiesen werden, deren Wurzeln phylogenetisch tief herabreichen, und sie finden sich im Bestand der gewöhnlichen alltäglichen Bewegungen. Daneben treten unter Sonderbedingungen (sporadisch noch in der jetzigen Umgebung altertümlich anmutende Bewegungen auf, zum Beispiel bei der Brunft, besonders beim Höhepunkt der Kopulation, in Situationen höchster Gefahr oder ernststen Kampfs. Diese Erscheinungen kann man in mancher Beziehung mit den atavistischen Rückschlägen auf morphologischem Gebiet in Parallele setzen. Allgemein war man seit Darwins Werk über den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren bei der Betrachtung nur bemüht gewisse Reflexe stammesgeschichtlich rückwärts zu verfolgen. »Die Bedeutung solcher (sporadisch in die Oberschicht des Handelns empor tauchenden) Reaktionen ist aber viel größer. Offenbar sind viele Reaktionen, die in neuer Umwelt, das heißt bei veränderter Reizlage, ihre ursprünglichen Beziehungen verloren, aus der Schicht aktuellen Vorkommens in tiefere Schichten hinabgelunken, wo sie als latente Disposition das ursprüngliche Bild phylogenetisch alten Geschehens bewahren. Erhalten blieb die Möglichkeit der Auslöschung unter bestimmten Bedingungen. Treten nun solche überschichteten Reaktionen in die Oberschicht des Geschehens, teils (spontan oder experimentell) erzeugt, so werden mit ihrem Auftauchen auch die Anlässe altertümlicher Beziehungen zu einer phylogenetisch schon abgelösten Reaktionsumwelt wieder manifest.« Eine so aktivierte altertümliche Bewegung kann die Stellung der Arten zu einander beleuchten, sie kann auf die Phylogenen 2. Form und Funktion hinweisen. Hirsch hat in jahrelangen Versuchen den Reaktionskomplex niederer Wirbeltiere untersucht, und er konnte an Kampfreaktionen einiger einheimischen Lurche zeigen, wie sich der Umfang des Reaktionsbilds vergrößern läßt. Zwischen

Amphibien und Reptilien besteht in ihrem Verhalten Feinden gegenüber ein ausgesprochener Unterschied. Fast alle Reptilien sind angriffslustige Räuber, und sie verfügen außer über ein kräftiges Gebiß noch über besondere Haltungs- und Bewegungsreaktionen. So stellen sich manche Arten bei Angriff und Abwehr hoch und sperrig auf, sie krümmen den Rücken, senken und drehen den Kopf, der Bewegung der Gegner folgend, blähen sich auf, stoßen und beißen. Demgegenüber werden die Amphibien als unkämpferisch beschrieben, und die seltenen Ausnahmen wie unsere Knoblauchkröte, die bei Erregung sich steil aufrichtet und mit weitgeöffnetem Maul schreit, sind stets besonders aufgefallen. Mit Hilfe des Experiments gelingt es nun unter adäquaten Reizsituationen bei der Kröte reptilienähnliche Kampfreaktionen auszulösen, die die gleichen Elemente enthalten: Steiltstellen des Rumpfs durch extreme Bein Streckung, Verbiegungen der Wirbelsäule, Drehung und Drehbewegung, Aufbäumen des Körpers und Stoßbewegung. Bei allen verglichenen Lurchen zeigt sich trotz vorhandener Abweichung ein gemeinsamer Reaktionskern.

Die Deutung der Ergebnisse hat 2 Möglichkeiten: 1. Die Befunde sind reine Ausdruckerscheinungen oder singulär auftretende Phänomene, wogegen aber die vielfache Abtufung in Variationen spricht. 2. Sie stehen in zeitlich entwicklungs geschichtlichem Zusammenhang. Man könnte sie wohl als Anfangsstufen eines künftigen Entwicklungsstadiums auffassen, weil sie bei Fischen fehlen, bei Urodelen noch nicht beobachtet wurden. Die Anuren würden in dieser Entwicklungsreihe schwache, die Reptilien starke Reaktionen zeigen.

Doch viel wahrscheinlicher ist, daß wir hier nur altes biologisches Erbgut vor uns haben, das tief in die Lebensgewohnheit der Stammformen der Stegozophalen hinabreicht. Vielleicht gingen von ihnen divergierende Entwicklungslinien aus, wo die uns vorliegenden Reaktionen gut ausgebildet waren, die dann im einzelnen wieder aus der Oberschicht habitueller Reaktionen verschwanden, während in anderen Richtungen, so nach den Reptilien, sich die Linien kräftiger hielten. Bei Erzielung eindeutigerer Ergebnisse wäre die hier geschilderte Forschungsrichtung für noch nicht völlig geklärte Fragen der Stammesbeziehung von großer Bedeutung, und es fiel von der Verwandtschaft der Reaktionen her Licht auf die Probleme der morphologischen Verwandtschaft. Darüber hinaus ergeben

sich als weiteres Ziel eine systematische Entwicklungsgeschichte und Entwicklungsmechanik der Reflexe, Deflexe, Automatismen und Handlungen, die durch vergleichende Untersuchungen der Tierklassen und -arten zu erarbeiten wären; kehren doch in der Kampfhandlung höherer Wirbeltiere Elemente wieder, die in jenen Reaktionskomplexen enthalten sind.

Wachstum und Lebensraum Die Dichte der Population hat einen Einfluß auf die Lebensprozesse der Organismen, die sie bilden. Vor allem ist das individuelle Wachstum betroffen, nach seiner Intensität wie nach seiner Größe. So sind Insektiere kleiner als Festlandtiere, Süßwasserfische verschieden groß je nach der Mächtigkeit der Flüsse und so weiter. Größe und Entwicklungsgeschwindigkeit stehen aber in enger Beziehung zum Lebensraum. So wurde festgestellt, daß bei steigender Kopfzahl eines Volkes von Legehennen die Legetätigkeit abnimmt. Der Lebensraum tritt also als limitierender Faktor für die Größe und Wachstumsintensität der Populationen auf, indem er diese durch die Geburts- und Sterblichkeitsrate und Reproduktionsfähigkeit reguliert. Um den Zusammenhang zwischen individuellem Wachstum und dem Lebensraum genauer zu untersuchen, wurden von *Jan Podhradsky* /Brünn/ zahlreiche Versuche an Kaulquappen angestellt. Es bestand ein deutlicher Zusammenhang zwischen Lebensraum und Körpergröße. In allen Versuchen mit gleich großen Wassermengen wuchsen die Tiere am besten, die einen relativ größeren Raum zur Verfügung hatten. Bei übermäßig großem Lebensraum sind die Kaulquappen aber im Wachstum gehemmt. Sie wachsen in großen Räumen zuerst langsam; haben sie aber eine gewisse Größe erreicht, so daß für sie der Lebensraum nicht mehr einmal groß ist, so wachsen sie regelmäßig weiter. Bei sehr niedriger Belegungsziffer und abnorm großem Lebensraum kann diese Einwirkung sehr lange dauern. Dabei kann es sich nicht um einen ökologischen Faktor handeln sondern eher um schwer definierbare biophysikalische Zusammenhänge. Die gleiche Hemmung tritt nach normalem Wachstum auch dann ein, wenn der Lebensraum für die Tiere klein wurde. Ein relativ zu kleiner Raum hemmt den Substanzanatz, wie die Untersuchung der Gewichte der frischen und trockenen Substanz zeigt. Mit dem Massenwachstum geht das Längenwachstum parallel. In engen und hohen Gefäßen wachsen die Kaulquappen

schlechter, ebenso in niedrigen und breiten, wobei die optimalen Bedingungen jedoch nicht den extrem breiten und niedrigen Gefäßen entsprechen. Das Optimum liegt bei einer gewissen Breite und Höhe. Bei engen und hohen Gefäßen scheint der Störungsfaktor die anormale Art der Bewegung zu sein, denn die Kaulquappen müssen sich mehr auf dem Boden oder an der Wasseroberfläche, wo nicht genug Platz ist, aufhalten. Auch die schädlichen Exkretionsstoffe, die bei engen Gefäßen sich in großer Konzentration am Boden anhäufen, wirken stärker ein. Darin ist auch in ganz flachen Gefäßen die Hauptursache der Wachstumserniedrigung zu sehen.

Stehen diese Befunde für Wassertiere allgemein fest, so ist auch für Säugetiere, zum Beispiel für Ratten und Mäuse, das selbe erwiesen. Da Victor Vetuliani /Pulawach/ auch bei Ratten zeigt, daß übermäßig großer Lebensraum zur Wachstumsstörung führt, kann als allgemeine Regel abgeleitet werden: Die optimalen Bedingungen für das Wachstum sind nicht nur durch einen minimalen sondern auch durch einen maximalen Raum limitiert. Unterhalb wie oberhalb dieser Grenzen verläuft das Wachstum unregelmäßig.

Sinneshaare Die Anatomie der Sinneshaare ist überaus reich bearbeitet worden, während über ihre Physiologie fast gar keine Untersuchungen vorliegen. Nunmehr hat *Gustav Schmiedberger* in eingehenden Versuchen die Bedeutung der Gesichtsvibrillen (labiale, supraorbitale und Wangenborsten) geklärt, während das an der Innenseite der Vorderpfote stehende Karpalvibrillenbündel nicht berücksichtigt wurde. Auf Grund seiner Beobachtungsergebnisse vertritt Schmiedberger die Auffassung, daß die Schnurrhaare sehr leistungsfähige Organe des Tastsinns sind. Der Tastsinn der Gesichtshaut wird durch diese Hilfsvorrichtung gleichsam dem Kopf vorgelagert, und so die Nahwirkung in eine Art Fernwirkung verwandelt. Auf diese Weise kann die Katze die Nähe von Gegenständen im Dunkeln feststellen, die Apparatur der Schnurrhaare wirkt hier aber als wichtiges Schutzorgan und schützt den Kopf vor gefährlicher Berührung. Eine schnurrhaarlose blinde Katze erfährt bei der Berührung mit der Nase zunächst nur, daß sich an der relativ kleinen berührten Stelle ein Hindernis befindet, und nur durch weiteres Abtasten kann sie sich nach und nach über die Beschaffenheit des der betreffenden Stelle benachbarten

Raums unterrichten. Dagegen stellt eine mit Schnurrhaaren verlebene Katze durch die nichtüberführten Borsten sofort auch fest, nach welcher Richtung hin der Raum frei ist. Auf diese Weise hat die Katze im Dunkeln eine verhältnismäßig große Orientierungssicherheit. Die Schnurrhaare befähigen das Tier im Weg stehenden Objekten unmittelbar im schnellen Laufen auszuweichen. Die erhebliche Erweiterung des Tastbereichs des vordern Körperendes durch diesen Apparat befähigt die Katze außerdem zu einem verhältnismäßig raschen Auffinden kleiner Öffnungen. Die Hilfe durch die Gesichtsvibrillen bei der Orientierung im Dunkeln wird auch dadurch erhöht, daß die Schnurrhaare für die feineren Luftbewegungen, die bei der Annäherung der Tiere an feste Gegenstände auftreten, verhältnismäßig empfindlich sind. Die Schnurrhaare scheinen auch von Bedeutung für die Fähigkeit der Tiere sich nach dem Geruch zu orientieren, und zwar in dem Sinn, daß sie die Geruchsorientierung irgendwie unterstützen. Allgemein können sich Katzen schlecht nach dem Geruch orientieren, beschnurte Katzen aber deutlich besser als entschnurte.

Kurze Chronik Eine Deutsche Arbeitsgemeinschaft für *Erdstrahlenforschung* wurde in Stuttgart ins Leben gerufen, um die bisherigen Ergebnisse auf dem Gebiet der Erdstrahlenforschung zu verwerten und auszubauen. Unter anderem soll in Hohenheim der Einfluß der Erdstrahlen auf Obstbäume werden untersucht werden. \diamond Zur Errichtung eines *Museums der Gartenkunst* in dem Schloßchen Bagatelle im Bois de Boulogne stiftete der französische Maler Ferdinand Bac der Stadt Paris eine größere Geldsumme. \diamond Der Münchner Professor *Wilhelm Troll* erhielt den Lehrstuhl der Botanik an der Universität Halle, als Nachfolger Kurt Noacks. Sein Spezialgebiet ist Morphologie und Biologie der Pflanzen. Er nahm als Botaniker an der Sundaexpedition der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft 1929-1930 teil. \diamond An der Universität Berlin *habilitierte* sich Caesar Boettger für Zoologie; er ist durch zahlreiche Arbeiten auf dem Gebiet der Zoologie, Zoogeographie und vor allem der Molluskenkunde bekannt geworden. Für Strahlenkunde *habilitierte* sich dort Friedrich Philipp Ellinger mit einer Arbeit über die Lichtempfindlichkeit der menschlichen Haut, ihre Bestimmung und Bedeutung für die lichtbiologische Konstitutionsforschung.

Psychologie / Hugo Ehlers

Gestalttheorie Die Gestaltpsychologie, von Wolfgang Köhler und Max Wertheimer begründet, rückt der alten um die Jahrhundertwende weit verbreiteten Assoziations- und Elementenpsychologie (zu der auch die sogenannte Mind-stuff-Theorie gehört) zu Leibe. Sie betont allgemein die Ganzheit, die Gestaltqualität, statt vom Element, vom Einzelnen, Summativen, der "Und"-verbindung, auszugehen.

Nach alter Ansicht perzipiert bei der Wahrnehmung etwa eines Baums oder Hauses jedes Stäbchen der Netzhaut zusammen mit allen anderen eine bestimmte elementare Wahrnehmungseinheit. Man arbeitete mit der Konstanzannahme, die besagt, daß einem bestimmten Reiz ein für allemal eine bestimmte Empfindung zugeordnet ist. Reiz und Empfindung sind völlig heterogen, ihre Koppelung ist unverfänglich. Durch das Gedächtnis können Sinnesindrücke reproduziert werden. So ist das, was ich gegenwärtig sehe, nicht vollinhaltlich in diesem Augenblick empfunden, sondern es vermischen sich mit der aktuellen Empfindung assoziierte Elemente früherer Empfindung. Ich empfinde zum Beispiel einen liegenden Apfel als süß, ohne ihn zu schmecken. Das ist das Bild der alten atomistischen Assoziationspsychologie: Allem Psychischen liegt die Summe neben einander gegebener elementarer Inhalte zugrunde.

Die Gestaltpsychologie erweist die Konstanzannahme als unmöglich. Der Leib ist keine Apparatur sondern ein Lebewesen, ein biologisches Ganzes. Der Strom von Gefühlsnissen ist keine Summe. Wie der einzelne Vorgang verläuft, hängt vom Ganzen ab, nicht umgekehrt. Das Ganze ist von einer Tendenz zum Gleichgewicht bestimmt. Diese Lehre verwirft die große Zäsur zwischen Psychischem und Physischem. Es kommt ihr nicht darauf an, ob ein Vorgang physisch oder psychisch ist, sondern welchen Charakter seine Gestalt hat. Diesen Grundlagen entsprechend schreibt sie jedem Organismus seine spezifische konstitutionelle Umwelt zu. Nur diejenigen Dinge existieren für das Individuum, die zu ihm in Lebensbeziehungen stehen. Der Charakter des Verhaltens des Individuums ist das primär Wichtige. Die Wahrnehmung fremdpsychischer Objekte erklärte die alte Psychologie durch Analogieschluß. Für die Gestaltpsychologie handelt es sich nicht darum aus Physischem Psychisches zu erschließen sondern ein-

fach den Gestaltcharakter unmittelbar zu sehen. Auch die Tatfachen der Synästhesie werden als Beweis dafür herangezogen, daß Empfindungsinhalte verschiedener Modalität die gleiche Gestalt zukommen kann. Ein hoher Ton hört sich nicht deshalb spitz an, weil er assoziativ mit spitz verbunden ist, sondern viel unmittelbarer, weil die Gestalten verwandt sind.

Man kann mit László Grünhut (Erich Jaensch und László Grünhut Gestalttheorie und Gestaltpsychologie /Langenfalza, Hermann Beyer & Söhne/) 3 Theilen der Gestaltpsychologie unterscheiden. Zunächst die deskriptive These, daß wir überall im Seelischen auf einheitliche, sinnvolle Ganzheiten treffen, die mehr sind als Summen ihrer Teile und darüber hinaus transponierbar, also dem Ehrenfelskriterium genügen (zum Beispiel eine Melodie, die, in verschiedenen Tonarten gespielt, wiedererkannt wird, obwohl alle absoluten Bestandteile verändert sind); dieses sagt noch nichts darüber aus, wie Gestalten zustande kommen, was für Faktoren sie bestimmen. An diese deskriptive These knüpft sich unmittelbar die dynamische. Die Gestalten sind nach Wertheimer »Zusammenhänge, bei denen nicht, was im Ganzen geschieht, sich daraus herleitet, wie die einzelnen Stücke sind und sich zusammensetzen, sondern umgekehrt, wo, im prägnanten Fall, das, was an einem Teil dieses Ganzen geschieht, bestimmt wird von inneren Strukturgesetzen dieses seines Ganzen«. Die 3. Hauptthese ist nun die psychophysische. Sie besagt: Wenn wir sinnvolle einheitliche psychische Vorgänge und Zustände, psychische Gestalten erleben, so spielen sich in unserm Nervensystem sinnvolle und einheitliche, physikalisch-chemische Vorgänge, physische Gestalten ab. Nach Köhler sind »die psychischen Gebilde deshalb Gestalten, weil ihnen im Nervensystem physische Gestalten entsprechen. Ein phänomenaler Kreis ist nicht darum mehr als eine Summe von Farbpunkten, weil das "Zusammen" dieser Farbpunkte gewisse geometrische Eigenschaften hat, sondern weil im Gehirn zwischen 2 elektrolytisch dissoziierten, ungleich konzentrierten Lösungen eine Potentialdifferenz entsteht.« Köhler will demnach die psychischen Gestalten ohne Annahme von einheitbildenden Tätigkeiten erklären. Arthur Kronfeld (Perspektiven der Seelenheilkunde /Leipzig, Georg Thieme/) weist darauf hin, daß die Vorstellung von Einheit sich nicht auf eine Einheit von Vorstellungen zurückführen lasse.

In seinem großangelegten Werk *Das Gestaltproblem in der Psychologie im Lichte analytischer Befinnung* / Leipzig, Johann Ambrosius Barth/ erklärt Bruno Petermann, daß die Gestalttheorie in unmittelbarer Parallele zu der reinen Aggregattheorie stehe. »Alle diese Auffassungen, ob sie nun synthetisch oder antisynthetisch eingestellt sind, orientieren sich letztlich am Reiz und wollen im unmittelbaren Übergang vom Reiz zum Eindruck den Gehaltinhalt verständlich machen, entweder in expliziten Bemühungen um diese Aufgabe oder implizit als unmittelbare Folge ihrer Gesamthaltung. Sie sind demzufolge in einem ganz bestimmten Sinn "Automatentheorien", indem nämlich der Prozeß von außen her oder im physiologischen Wirkungszusammenhang als zwangsläufig gesteuert gelten soll.« Petermann charakterisiert die Gestalttheorie als eine Lehre von der automatenhaften Feldimmanenten Selbstgliederung in der Dynamik des psychophysischen Gesamtfelds. Damit wird er dem fundamental Neuen der Gestalttheorie, das weit über die Bedeutung einer psychologischen Erkenntnis hinausgeht und zu der Forderung der Dinge hinüberleitet, nicht gerecht.

Wundt Am 16. August konnte der 100. Geburtstag eines derjenigen Männer gefeiert werden, denen die Psychologie, wie sie heute auf den Universitäten vorwiegend betrieben wird, ihr Dasein verdankt. Wilhelm Wundt wurde 1832 in Neckarau bei Mannheim geboren, zu einer Zeit, als in Deutschland die Auflösung der Hegelschen Schule und damit der Vorherrschaft der Philosophie begann. Er studierte in Heidelberg, Tübingen und Berlin Medizin und besonders Neurologie. Seine Arbeiten in den Jahren 1858 bis 1874 galten dem Grenzgebiet zwischen Medizin und Psychologie: Studien über Muskelbewegung, Sinneswahrnehmung, Mechanik der Nerven und Nervenzentren. 1874 wurde er als Nachfolger Friedrich Albert Langes mit der außerordentlichen Professur für Induktive Philosophie nach Zürich berufen, 1875 nach Leipzig, wo er bis zu seinem Tod wirkte. Schon 1862 hatte er in seinen Beiträgen zur Theorie der Sinneswahrnehmung die Experimentelle Psychologie gefordert. In Leipzig schuf er 1875 das erste Psychologische Institut. Um diese Zeit verfaßte er die Grundzüge der physiologischen Psychologie, die um die Jahrhundertwende noch als *das* Lehrbuch der Psychologie galten.

Wundts Leitung in der Psychologie, die ihn berühmter als seine philosophischen Systemgedanken machte, beruht zuerst in der universalen Anwendung der experimentellen Methode, die der Psychologie endlich den Rang einer exakten Wissenschaft zu sichern schien. Aus seiner Schule gingen 2 Generationen namhafter Experimentalpsychologen hervor. Entscheidend für die Geschichte der Psychologie war Wundts Hinwendung zum Voluntarismus. Als beherrschenden Faktor des Seelenlebens sah Wundt wie Schopenhauer das Willenselement an, jedoch nicht so, daß alle seelischen Erlebnisse auf Willensvorgänge zurückgeführt werden sollen. (Eine prinzipiell neue Auffassung des Willens, die, losgelöst von dem Wollenden, erst noch der Zukunft angehört, hat auch Wundt nicht gebracht.) Mit diesem Voluntarismus hängt sein Prinzip der Apperzeption zusammen, nach dem seine Psychologie Apperzeptionspsychologie genannt wird. Für das Gebiet des Psychischen ist der Vorgang der schöpferischen Synthese charakteristisch. Psychische Vorgänge ergeben in ihrer Kombination ganz neuartige Produkte, die sich nicht voraussetzen lassen. Dieses Prinzip gilt für alle psychischen Erscheinungen. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts schuf Wundt seine vielbändige *Völkerpsychologie*. Wundt ist als Psychologe niemals in Teilfragen steckengeblieben. Die Aufgabe der Philosophie ist nach ihm die Herstellung einer die Totalität der Wirklichkeit umfassenden, die Ergebnisse der Einzelwissenschaften zu einem Ganzen vereinigenden Weltanschauung. Metaphysisch vertrat er einen idealistischen Monismus, wonach das Psychische das eigentlich Wirkliche das Physische eine bloße Erscheinung bleibt. Beide Seiten, die reale und die phänomenale, sind einander durchgängig parallel.

Kurze Chronik Der Begründer der Individualpsychologie *Alfred Adler* wurde für 5 Jahre auf den neubegründeten Lehrstuhl für medizinische Psychologie an das Long Island Medical College herufen. Adler leitete bereits vor 3 Jahren eine an der Columbiauniversität für ihn errichtete individualpsychologische Klinik. ◊ Der Münchener Professor für Psychiatrie *August Bollroem* wurde nach Königsberg berufen. ◊ Der Direktor des Städtischen Psychologischen Instituts in Hannover *Wilhelm Hiltke* wurde dort Honorarprofessor für Psychologie und Psycho-technik an der Technischen Hochschule.

Sozialwillenchaften / Kurt Richter

Schmidt (Conrad) † Conrad Schmidt ist am 14. Oktober, im Alter von fast 69 Jahren, in Berlin nach langer Krankheit gestorben. Seiner muß in tiefer Dankbarkeit in dieser Rundschau gedacht werden, die er 23 Jahre hindurch, von 1908 bis 1930 bearbeitet, und in der er, von den einzelnen Neuercheinungen ausgehend, aber weit über ihren Inhalt hinaus, eine Fülle neuer Erkenntnisse niedergelegt und auch anderen neue Forschungswege gezeigt hat. Nun haben wir einen der wenigen Theoretiker verloren, die, in marxistischer Denkweise wurzelnd, zur Analyse des ökonomischen Weltbilds neue und weite Ausblicke haben eröffnen können. Seine volkswirtschaftlichen Studien in Berlin und in Königsberg führten ihn zu den national-ökonomischen Klassikern, über Smith und Ricardo geht sein Weg zu Marx. Seine Doktorarbeit *Der natürliche Arbeitslohn*, die Ludwig Ellfer als 1. Heft der Reihe *Staatswissenschaftliche Studien 1887* herausgab, zeigt bereits den Weg, den er eingeschlagen hat. Um seine Studien nach der empirischen Seite hin zu ergänzen, unternahm er eine Reise nach England, wo er mehrere Monate lang mit Friedrich Engels in Verkehr stand. Schmidt wandte sich nun dem großen Problem zu, das in dem damals allein veröffentlichten 1. Band des *Kapitals* gestellt und nicht gelöst war. 1889 veröffentlichte er seine Schrift *Die Durchschnittsprofitrate*, die eine Lösung auf der Grundlage des Marx'schen Wertgesetzes anstrebte; Engels gratulierte ihm dazu, hielt aber die Frage damit nicht für gelöst. Schmidt selber gab später den Versuch auf diesem Weg wieder auf. Mit jener Abhandlung hoffte er sich damals habilitieren zu können und wandte sich deshalb an Johannes Conrad in Halle und an Wilhelm Roscher in Leipzig. Aber die deutschen Universitäten verschlossen sich einem jungen Gelehrten, der die Marx'sche Werttheorie angenommen hatte. So wurde Schmidt zu literarischen Arbeiten gedrängt; er schrieb für die *Vollische Zeitung* und ging dann als Handelsredakteur der *Züricher Post* nach Zürich. Hier gelang es ihm sich den Zugang zur Universitätsdozentur zu erkämpfen; aber erst nach dem Krieg konnte er noch einige Jahre als Hochschullehrer in Deutschland wirken, als ihn Konrad Haenisch zum Professor für Nationalökonomie an die Technische Hochschule Berlin berief. Freilich war es jetzt zu spät.

Als mit dem Erscheinen des 3. Bands des *Kapitals* die Lösung des Problems der Durchschnittsprofitrate bekannt wurde, wie Marx sie sich gedacht hatte, fand Conrad Schmidt sie nicht genügend begründet. Das Arbeitswertgesetz charakterisierte er nunmehr als eine »als Axiom frifizierte Arbeitshypothese«, deren Brauchbarkeit sich erst durch richtige Ergebnisse nachweisen ließe; dieser Nachweis sei aber im 3. Band bei der Erklärung der Durchschnittsprofitrate nicht gelungen. Schmidt verfluchte darum eine theoretische Begründung des Mehrwerts und eine Analyse der kapitalistischen Wirtschaft ohne das Arbeitswertgesetz, überhaupt ohne solche Prämissen, die sich nicht unmittelbar aus der Eigenart der kapitalistischen Produktion als Warenproduktion ergeben. Werden in der kapitalistischen Wirtschaft Waren produziert, also Güter, die nicht von den Produzenten selber verbraucht werden, so hätte diese Produktion für die Produzenten keinen Sinn, wenn sie nicht für diese produzierten Waren mehr an Werten eintauschen könnten als sie selber an Kosten dafür aufwenden. Darum muß also das Verhältnis aller Preise zu einander von den Produzenten so gehalten werden, daß die Produktion von Mehrwert möglich ist; wo aber das Preisverhältnis anders wäre, würden die Produzenten die Produktion einstellen oder auf andere Waren umstellen. Aus der Eigenart der kapitalistischen Produktion als Warenproduktion leitete Conrad Schmidt seine neue Theorie der kapitalistischen Wirtschaft her. Er hat sein System in den *Sozialistischen Monatsheften* (1909 III Seite 1197 und 1317) vor nunmehr 23 Jahren kurz umrissen. Er arbeitete dann 20 Jahre hindurch weiter an ihm. Aber es wurde nie vollendet. Die *Sozialistischen Monatshefte*, an denen Conrad Schmidt seit 1896 mitarbeitete, enthalten damit den entscheidenden Teil der wirtschaftstheoretischen Ergebnisse seiner Lebensarbeit. Den kommenden Theoretikern des Marxismus (die nicht mehr vom Schlag der alten "Marxisten" sein dürfen) bleibt es vorbehalten sie weiter, zum Ziel zu führen. Sie werden der Sache des Sozialismus dienen, wenn sie sich dabei die kritische Denkweise zu eigen machen, die Conrad Schmidt sein Leben lang geleitet hat.

Sozialismus Als selbständiger, nicht in traditionellen Bahnen bleibender Denker zeigt sich *Georg Klein* in seinem System eines idealistischen Sozialismus /Wien, Wil-

helm Braumüller/. Er gibt seinem Buch den Untertitel Theoretische Grundlegung einer planwirtschaftlichen Volks- und Weltwirtschaftsordnung. Er sieht in der kapitalistischen Ordnung den Gegensatz zwischen der gesellschaftlichen Produktion und der individualistischen Rechtsordnung. Der Sozialismus hat diesen Gegensatz aufzuheben, indem er die Menschen aus ihrer Individuation befreit und die Gesellschaft als einziges Wirtschaftssubjekt einsetzt. Klein beschreibt dann die Organisationsform einer Planwirtschaft, in der das eigentliche Wirtschaftssubjekt die Gesellschaft ist. Ihr wird ein Obereigentum an allen Produktionsmitteln eingeräumt, alle Kapitalien und Betriebsmittel werden von der organisierten Gesellschaft an die Betriebe geliehen, und die von den Konsumenten für ihre Konsumgüter ausgegebenen Gelder fließen wieder an die organisierte Gesellschaft zurück. Ein solches Bild einer Organisation der sozialistischen Wirtschaft ist und wird öfter gezeichnet. Abgesehen von den Ballodischen und den früheren Versuchen hat in den letzten Jahren Carl Landauer etwas Ähnliches geliefert (Planwirtschaft und Verkehrswirtschaft /München, Duncker & Humblot/), ebenso Eduard Heimann (Sozialistische Wirtschafts- und Arbeitsordnung /Potsdam, Alfred Protte/), in den Grundzügen auch Paul Hermsberg (in seinen Aufsätzen über Planwirtschaft, in der Zeitschrift Die Arbeit). Die von den Sozialistischen Monatsheften konzipierte und gezeichnete organische Gestaltung der Wirtschaft, die durch Zusammenfassung der Gewerbe ökonomisch zum Sozialismus, staatspolitisch zur substantiellen Demokratie führt, ist Klein unbekannt. Solange er sich nicht mit diesem System gedanklich auseinandergesetzt hat, wird sein Gedankengebilde wirklicher Fruchtbarkeit ermangeln. Die Besonderheit seines Systems ist die idealistische Begründung und die Ablehnung der ökonomischen Geschichtsauffassung. Es wird konsequent nach einer vorgefaßten Idee ohne Analyse der kapitalistischen Wirtschaft und der in ihr wirkenden realen Kräfte konstruiert, und für die Verwirklichung dieses Plans glaubt Klein den objektiven Geist bemühen zu sollen. Er verspricht uns in seinem Vorwort noch eine besondere Abhandlung über seine geschichtsphilosophischen Grundlagen sowie eine Kritik am kapitalistischen Wirtschaftssystem, aber schon der vorliegende Band läßt es als nicht möglich erscheinen mit seinen idealistischen Gedankengängen ein sozialisti-

ches System zu begründen, er enthält zudem unhaltbare Auslassungen über den Marxismus. Kleins Ansicht, die Mehrwertlehre falle mit der Erkenntnis, daß es keinen stofflichen, objektiven Wert gibt, ist eine unbewiesene, große Teile der sozialistischen Literatur und darunter zum Beispiel die Gedankengänge Conrad Schmidts außer acht lassende Behauptung. Über die Bedeutung der Ausbeutungstheorie macht sich Klein falsche Vorstellungen, wenn er sie vorzugsweise in dem Nachweis einer »Ungerechtigkeit der heutigen Ordnung« sieht. Wenn Klein in der kapitalistischen Wirtschaft den Gegensatz zwischen der gesellschaftlichen Produktion und der individualistischen Rechtsordnung sieht, wenn er darin »die Quelle« alles wirtschaftlichen, sozialen und moralischen Notstands der Menschheit erkennt, so hat er damit ebenso recht, wie er mit solchen Anschauungen auf marxistischem Boden bleibt. Es wird ihm aber schwer fallen aus diesem Auseinanderklaffen unmittelbar und ohne Zwischenschaltung einer materiellen Analyse des kapitalistischen Wirtschaftsprozesses die Schwierigkeiten unserer Wirtschaft und die Not unserer Zeit zu begreifen. Man braucht sich nicht dabei aufzuhalten, daß Klein dem historischen Materialismus (dessen heuristischen Charakter er, wie die meisten, verkennt) unterzuschoben versucht, daß ihm zufolge »das individuelle Denken hoffnungslos von einer bestimmten Wirtschaftsstruktur a priori bestimmt ist«. Er sieht selber im wirtschaftlichen Egoismus das »Grundprinzip der herrschenden Wirtschaftsordnung und daher für den einzelnen a priori zwingendes Gesetz seines natürlichen Daseins«. Er weiß, daß die materiellen Interessen das ganze politische Leben bestimmen, er glaubt selbst im Sozialismus höchste Leistungen nur erreichen zu können, wenn der Mehrertrag den Leistenden zufließt. Wenn aber der wirtschaftliche Egoismus für Klein im kapitalistischen und im sozialistischen System so große Bedeutung hat, werden dann für die Menschen grade an dem Tag, an dem der Übergang zum Sozialismus beschloffen und (durch allgemeine Bilanzabschlüsse!) vollzogen wird, die wirtschaftsegoistischen Motive verschwunden sein? Gewiß schließt der Sozialismus die höchsten Ideale in sich, und es ist falsch, wenn wir das zu wenig zeigen. Aber wer heute vor den realen Kräften der klassenmäßig einander gegenüber tretenden ökonomischen Interessen die Augen verschließt, leistet diesen Idealen einen schlechten Dienst.

Die große programmatifche Schrift *Karl Kautskys Die proletarifche Revolution* und ihr Programm erfchien in 3. Auflage /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/. Bis auf einige Streichungen ift das Werk unverändert geblieben. Im Vorwort zeichnet Kautsky eine knappe Skizze der gefellfchaftlichen Situation, in die die neue Auflage fällt. Sein Wunsch ift es, daß diefe Auflage zur Klärung im proletarifchen Lager beitrage. Es fieht nicht fo aus, als ob fie es vermöchte. Aber der Wille des fozialiftifchen Theoretikers (der nach dem Krieg durch die Praxis des bolschewiftifchen Regimes über feine eigne antirevifioniftifche Tätigkeit vor dem Krieg aufgeklärt wurde) ift in der Zeit gewollter Unklarheit, die fich als Magie drapiert, fehr zu begrüßen.

Veranstaltungen Der *Verein für Sozialpolitik* hielt diefes Jahr feine Tagung unter Werner Sombarts Vorfitz vom 27. bis zum 30. September in Dresden ab. Das Thema Die Weltwirtschafskrise wurde in 2 Fragenkreife geteilt, in Industrialifierung und Arbeitslofigkeit und in Die Autarkie. Der erltgenannte Fragenkreis wurde eingeleitet durch Referate von Manuel Saitzew und Gerhard Colm. In der Frage der Autarkie wurden die beiden entgegengesetzten Standpunkte von Constantin von Dietze und Emil Lederer vertreten. Dietze führte als Argumente für die Autarkie die Notwendigkeit der Erhaltung der Landwirtschaft an, die Schwierigkeiten im internationalen Güteraustausch und das Argument der Nahrungsfreiheit. Lederer vertrat demgegenüber vorzugsweife handelspolitifche Argumente, die gegen das Verlangen nach folcher Selbstgenüglamkeit fprächen. Den grundlegenden Unterschied zwischen einzelstaatlicher und wirtschafsimperialer Autarkie legte niemand dar.

Gemeinverftändliche Schriften In 4. Auflage erfchien in der Sammlung Göfchen /Berlin, Walter de Gruyter & Co./ die Abhandlung Ferdinand Tönnies' über die Entwicklung der Sozialen Frage bis zum Weltkrieg. Das Bändchen kann als ausgezeichnete knappe Einführung in diefes Gebiet und in Tönnies' Anfchauungsweife empfohlen werden. In der felben Sammlung erfchien die 2. Auflage von Siegfried Tſchierſchkys Grundriß *Kartell und Trust*. Das Bändchen ift in der Anlage im wefentlichen unverändert geblieben, in feinem Material aber auf den neuelften Stand der Entwicklung gebracht.

Ein verhältnismäßig großer Raum ift den wirtschaflichen Fragen in Knaurs *Konversationslexikon* /Berlin, Th. Knaur Nachfolger/ gegeben, fo daß es gelegentlich der erften Information dienen kann. Es foll daher auch an diefer Stelle auf das Werk empfehlend hingewiefen werden, das auf erftaunlich geringem Raum zu erftaunlich niedrigem Preis ein reiches, obendrein aktuelles Material bietet.

Kurze Chronik An der Univerſität Göttingen wurde ein Seminar für *Wirtschaftslehre der Unternehmungen* eingerichtet. ◊ Als Nachfolger des verftorbenen Georg von Schanz wurde *Karl Bräuer* als Ordinarius für Nationalökonomie nach Würzburg berufen; er lehrte früher an der Technifchen Hochschule Dresden, zuletzt an der Univerſität Breslau und hat fich mit finanzwirtschaflichen, auch mit finanzgefchichtlichen Arbeiten befchäftigt. ◊ Der Leiter des öfterreichifchen Instituts für Konjunkturforschung *Friedrich Hayek* übernimmt den Lehrstuhl für Nationalökonomie und Statiftik an der Univerſität London, nachdem er ſchon im vergangenen Jahr als Gaſtprofefſor dort gewirkt hat. ◊ Die Leitung jenes Wiener Instituts wurde dem Privatdozenten *Oskar Morgenſtern* übertragen. ◊ Der Privatdozent für Finanzwiſſenſchaft an der Univerſität Köln *Franz Helpenſtein* erhielt dort einen Lehrauftrag für Betriebliche Steuerlehre. ◊ Der Referent am Deutſchen Institut für Zeitungskunde in Berlin *Hans Traub habilitierte* ſich an der Univerſität Greifswald für Zeitungswiſſenſchaft; in feiner Antrittsvorlefung behandelte er Zeitung, Film und Funk als wiſſenſchaftliche Aufgabe. An der Univerſität Freiburg erhielt *Friedrich Lutz* die *venia legendi* für Nationalökonomie. ◊ Die Handelshochſchule in Königsberg beging Ende Juli die Feier ihres 25jährigen Beſtehens. Aus dieſem Anlaß wurde dem Betriebswiſſenſchaftler *Ernst Walb*, der nach der Gründung der Anſtalt als erſter Lehrer dort wirkte, die Würde eines Ehrendoktors verliehen.

Literatur Die Stellung der deutſchen Finanzwiſſenſchaft zu den grundlätzlichen Problemen der Heeresausgaben behandelt eine fleißige Arbeit *Herbert Douffets* als 7. Band der Beiträge zur Finanzkunde, herausgegeben von Bruno Moll und Felix Boesler /Leipzig, Akademifche Verlagsgelellſchaft/. Sie ift im wefentlichen eine Geſchichte der finanzwiſſenſchaftlichen Ideen auf dieſem Gebiet.

Geschichte / Michael Freund

Mathiez † Mitten in seiner Arbeit starb im Februar in Paris der französische Historiker Albert Mathiez, im Alter von 58 Jahren. Mathiez konnte mit Recht als einer der hervorragendsten Historiker der Großen Französischen Revolution angesehen werden. Er begann mit Studien über den Ursprung der revolutionären Kulte und über die Kirchenpolitik der Französischen Revolution. Autour de Danton und Autour de Robespierre bezeichnen eine weitere Etappe. Zum Schluß seines Lebens konnte er noch eine großangelegte Geschichte der Revolution geben, die bis zur Geschichte der Thermidorreaktion gediehen ist. Er war ursprünglich Schüler Alphonse Aulards, aber der "Robespierriest" Mathiez trennte sich bald von dem "Dantonisten" Aulard. Es war eine Neuerung, als Mathiez in Paris die Professur für Geschichte der Großen Französischen Revolution erhielt, wiewohl er doch von der traditionellen Haltung der Inhaber dieses Lehrstuhls ab. Mathiez begründete die Gesellschaft der Robespierrestudien, die als ihr Organ die Annales Révolutionnaires und später die Annales Historiques de la Révolution Française herausgab. Er hat eine Zeitlang eine probolschewistische Haltung an den Tag gelegt und ist auch von bolschewistischen Historikern als ihr Mann auf den Schild gehoben worden. Die radikale Unterdrückung der Geistesfreiheit in Rußland führte aber dann zu einer bitteren Polemik zwischen den russischen Historikern und Mathiez und verwandelte die Freundschaft in unverföhlliche Feindschaft. Ein bedeutender Gelehrter ist dahingegangen. Auf Grund seiner Anregungen und Vorarbeiten wurde jetzt an der Sorbonne ein Studienzentrum für die Französische Revolution geschaffen; es soll die französischen wie die außerfranzösischen Forschungen zur Geschichte der Großen Revolution zusammenfallen.

Israel Der Versuch der Begründung einer neuen jüdischen Staatlichkeit mußte auch eine neue Anschauung der Geschichte des alten israelitischen Staats bewirken. Von den neuen Eindrücken und Erlebnissen getragen ist eine neue Geschichte Altisraels, die man zu den bedeutendsten Versuchen der Geschichtschreibung des Altertums zählen muß: das Buch *Elias Auerbachs* *Wüste und Gelobtes Land* /Berlin, Kurt Wolff/, der 1. Band eines großangelegten Werks, der bis zum Tod

des Königs Salomo führt. Land und Nation rücken in der Geschichtschreibung Auerbachs in den Mittelpunkt. Die unvergleichliche Bedeutung des jüdischen Volks für die religiöse Geschichte der Menschheit brachte es mit sich, daß bei der Geschichtschreibung Altisraels das religiöse Interesse bei weitem überwog, und daß sie in der Tat vornehmlich von Theologen geleistet wurde. Auerbach dagegen begreift, ohne das religiöse Moment zu vernachlässigen, die Geschichte Israels vor allem als die Geschichte eines Volks, das auf einem bestimmten Boden um sein Dasein und seine Macht ringt. Die lebendige Anschauung des Landes, in 20jährigem Aufenthalt in Palästina erworben, ist das wesentlichste Fundament seiner Geschichtschreibung. Nicht daß Auerbach geographischen Dogmatismus triebe. (Eine kurze Auseinandersetzung mit Siegfried Passarge wäre vielleicht zweckdienlich gewesen (siehe dazu die Rundschau Anthropogeographie, in diesem Band Seite 875).) Das Einzigartige an der altisraelitischen Geschichte, das einst Ernest Renan dazu veranlaßte die Geschichte Israels mit der Roms und Griechenlands zu den providentiellen Geschichten der Menschheit zu zählen, ist vielmehr ein leitender Gesichtspunkt Auerbachs. Was »gegen Schickial und Sternenlauf« erkämpft wurde, tritt stark hervor.

Die staatliche und militärische Geschichte steht im Vordergrund, weil die Geschichte eines Volks, nicht eines Glaubens, gegeben werden soll. Auerbach vereint dabei auf das glücklichste die Gabe große Zusammenhänge anschaulich darzustellen und die großen Linien der geschichtlichen Entwicklung zu verdeutlichen mit der Fähigkeit zur kritisch forschenden Arbeit im einzelnen. Wie Auerbach die Bausteine zu seinem Geschichtsbild zusammenträgt, neue Auffassungen über archäologische und chronologische Dinge störungslos in eine weit ausholende Erzählung einfügt, vereinigt eine gelehrte und eine literarische Leistung von außergewöhnlichem Niveau. Die Überprüfung der Quellen mit dem umfangreichen Werkzeug, das jegliche echte Geschichtschreibung des Altertums verlangt (Geographie, Topographie, Ethnologie, Archäologie, Philologie), und das Auerbach souverän handhabt, war für ihn um so gebieterischer, als er ja eine beschreibende Geschichte Altisraels, »so wie sie denn eigentlich gewesen« ist, geben wollte. Der besondere Charakter des Judentums inmitten der orientalischen Völker half dabei und hemmte anderer-

seits. Israel war, wie Auerbach nachdrücklich darlegt, die einzige Nation des Orients, die ihre Geschichte mit Bewußtsein erlebte. Sie besaß beinahe schon etwas wie eine Geschichtsphilosophie. Reichlich fließen darum die Quellen. Aber die Nation überlieferte die Geschichte schon in einer bestimmten Prägung, die Geschichte ist schon festgelegt. Die wichtigste dieser Festlegungen war die Deutung auf eine "Heilsgeschichte". Das Land Palästina vor sich, kehrt Auerbach mit betontem Akzent zur "Profangeschichte" zurück. Von Charakter, Entwicklung, Geschehen der israelitischen Religiosität, von ihrem Werden zwischen Wüste und Gelobtem Land, wie aus ihr nicht zuletzt das Gelobte Land entsteht, erfährt man in dem Buch Auerbachs nicht allzuviel. Man hätte wohl auch, wenigstens andeutungsweise, eine Auseinandersetzung mit Max Webers stark angefochtener Soziologie des alten Judentums erwartet. Es mag zum Teil daran liegen, daß der Band eben mit dem Tod Salomos abbricht, also die klassische Prophetie nicht mehr darzustellen hatte, die Auerbach übrigens scharf von der wesentlich der Unterschicht Kanaans zugehörigen »Ekklesia« abhebt. Größe und Entartung unter Salomo werden eindrucksvoll dargestellt. Das Buch erreicht damit seinen Höhepunkt. Aber Auerbach legt dar, wie recht eigentlich unter Saul die Grundlagen jener Machtstellung geschaffen wurden, die David ausbaute, und deren sich Salomo erfreute. Im ganzen kann gesagt werden, daß Auerbachs Werk unter den Geschichtswerken zur antiken Historie in vorderster Reihe steht.

Marx Ein Schüler Kurt Breyfigs, Werner Heider, unternimmt es die Marxistische Geschichtsauffassung neu darzustellen (Die Geschichtslehre von Karl Marx, in den Forschungen zur Geschichts- und Gesellschaftslehre / Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger/). Sein Unternehmen unterscheidet sich von den Darstellungen Heinrich Cunows oder Karl Kautskys dadurch, daß er nicht nach dem fragt, was für die Erfordernisse des heutigen Tages aus dem Werk Marxens gemacht werden kann, sondern einfach deutet, beschreibt, interpretiert. Ein großes Verdienst erwirbt er sich dadurch, daß er die große philosophische Konzeption Marxens, seine geistige Universalität gegenüber einer ökonomischen Verengung, wieder stark in unser Bewußtsein zurückruft. Was neben ihm andere dargelegt haben, umreißt Heider, dem mancherlei neues Material zugute

kommt, in eindrucksvoller Weise erneut: daß Marx in seinem ökonomischen Werk von einem philosophisch-menschlichen Problem bestimmt wird; dem nämlich, wie das Schaffen von Menschen aus Fleisch und Blut zur toten Sache erstarrt und gerinnt. Doch führt bei Marx der Kampf gegen die »Verdinglichung« nicht zu einer spiritualistischen Haltung, die den Fesseln des materiellen Lebens entrinnen will, die nicht in der Materie durch deren Beherrschung frei sein will sondern die Freiheit von der Materie, von den objektiven Formen des Lebens sucht. Von hier aus kämpft Marx gegen Hegel, weil nach seiner Auffassung diesem nur das Selbstbewußtsein als das wahre Sein erschien; darin liegt eine dämonische Überhebung über die gemeine Wirklichkeit, »absolutes Wissen, eben weil das Selbstbewußtsein nur sich selbst weiß und von keiner gegenständlichen Welt mehr geniert wird«. Marx stellt gegen die reine Spiritualität mit ihrem Subjektivismus den »Materialismus«. Aber es wäre verfehlt in diesem nur das zu sehen, was die landläufige Auffassung unter Materialismus versteht. Hier steht eine Geisteshaltung und eine Lebensform gegen eine andere, wobei dahingestellt bleiben kann, ob Hegel nicht doch mehr Achtung vor der »Realität« hatte als Marx vermutete. Aber er argwöhnte in Hegels Idealismus das, was Hegel von der Französischen Revolution gesagt hatte: den Versuch die Welt auf die Vernunft, das heißt auf den Kopf zu stellen und damit ein Ich auf den Thron zu erheben, das alle Gehäule der äußeren Welt durchbricht. Damit hängt ein anderer Zug Marxens zusammen, den Heider stark hervorhebt: die Achtung vor der Geschichte und dem geschichtlichen Werden. Sie bedingt die Erkenntnis von der Fruchtbarkeit der Leiden, ja, wie ein italienischer Sorelist als Grundzug der Marxistischen Idee formuliert hat: die Erkenntnis von der »Fruchtbarkeit des Bösen«. »Das "Schlechte" ruft den Kampf, den Vater aller Entwicklung, hervor; wer also dieses "Schlechte" verneinen will, der hat sich die absurde Aufgabe gesetzt die Geschichte, die Entwicklung auszutreiben.« So richtet sich Marxens Mißtrauen vor allem gegen die hierarchischen Gesellschaftsformen, die alles frei Wachsende unter ihre Reglung und ihre "Wahrheit" zwängen wollen, und die schließlich in Erstarrung enden. Gegen Platon schon hat Marx eine instinktive Abneigung, da dessen Hierarchie nach dem Vorbild des ägyptischen Priesterstaats gestaltet ist. Georges Sorel hat

in Marxens Geist den Begriff des kirchlichen Staats und der Theokratie eines gewissen Staatssozialismus gebildet, wie der Bearbeiter dieser Rundschau in seinem lobenden erscheinenden Buch über Georges Sorel /Frankfurt, Vittorio Klostermann/ des nähern darzulegen unternimmt. Hervorstechendes Merkmal der Weltanschauung Marxens ist so der Wille zur Geschichte und geschichtlichen Bewegung. Darum Schätzung der Revolution. Von der Größe des Marx'schen Werks ist Heider durchdrungen, daher vom Vulgärmarxismus ebenso weit entlernt wie vom Antimarxismus. Man wird darum seine Arbeit, die dem Leser eine Fülle von Ideen vermittelt, begrüßen.

Über Marx als Historiker besonders aufschlußreich ist seine Arbeit *Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte*, die jetzt von Jakob Peter Mayer neu herausgegeben wurde /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/. Mayer untersucht sie in der Einleitung auf ihre prinzipiellen Gesichtspunkte bei der Analyse historisch-politischer Situationen, Textkritische Vergleiche der Erstausgabe mit späteren Ausgaben sind dankenswert. Zum 60. Jahrestag der Commune gibt Alexander Emel in der Sammlung Elementarbücher des Kommunismus /Berlin, Internationaler Arbeiterverlag/ die von Marx verfaßten Adressen des Generalrats der Internationale, die leither den Titel *Der Bürgerkrieg in Frankreich* führen, neu heraus. Von Interesse ist ein beigefügter Gedenkartikel Lenins über die Commune, der allerdings über das Übliche eines Gedenkartikels nicht viel hinausreicht.

Kurze Chronik In den Räumlichkeiten der alten Ungarischen Wache in Wien wurde ein *Ungarisches Historisches Institut* errichtet. ◊ Als Nachfolger Richard Laqueurs wurde der Hallenser Privatdozent *Woldemar Graf Uxkull-Gyllenband* Ordinarius für Alte Geschichte an der Universität Tübingen; er hat über die archaische Plastik der Griechen, Plutarch und die Biographie und die Theorien der Entstehung der griechischen Kultur Studien veröffentlicht. ◊ Den Lehrstuhl in Halle nimmt jetzt *Siegfried Kaehler* ein; er hat durch ein Buch über Wilhelm von Humboldt und den Staat die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. ◊ Nachfolger Kaehlers als Ordinarius für Neuere Geschichte an der Universität Breslau wird *Gisbert Beyerhaus* aus Bonn, der durch Arbeiten über die Staatsanschauung Calvins, die Parteigeschichte im Zeitalter Bismarcks vorzüglich hervorgetreten ist.

Religionswissenschaft / Theodor Stegried

Gunkel † Der Meister der alttestamentlich-religionsgeschichtlichen Schule, Hermann

Gunkel, ist am 11. März in Halle, in seinem 70. Lebensjahr, gestorben. Gunkel lehrte zuerst in Göttingen, Halle und Berlin. Dann war er lange Zeit Ordinarius in Gießen, bis er 1920 nach Halle berufen wurde. Gegenüber der textkritischen Methode Julius Wellhaufens führte er die literarkritische und religionsgeschichtliche Methode in die Theologie ein. Epochemachend war sein Werk *Die Sagen der Genesis* /1901/. Im Jahr 1926 veröffentlichte er noch einen großen Kommentar zu den Psalmen. Sein Kommentar zur Genesis erlebte 5 Auflagen und gehört zu den Standardwerken der alttestamentlichen Wissenschaft. Aus der Fülle seiner Arbeiten seien nur noch genannt: *Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit* /1895/, *Zum religionswissenschaftlichen Verständnis des Neuen Testaments* /1903/, *Reden und Aufsätze* /1913/. *Das Märchen im Alten Testament* /1917/. In der Analyse der Mythenstoffe, ihrer literarischen Formen und der Wandlung ihres geistigen Gehalts war er der bahnbrechende und führende Mentor, und durch das religionsgeschichtliche Verständnis des Alten Testaments wies er auch dem religiösen Verständnis überhaupt neue Bahnen.

Irrationalität Seit langem spielt der Begriff des Irrationalen in der Theologie eine wichtige

Rolle. Es wäre aufschlußreich seine Geschichte zu verfolgen. Das 1. Stadium ist wohl durch die Auseinanderletzung mit dem Positivismus bestimmt. Man weist auf eine unergründliche Tiefe, sei es der Welt, sei es des Ich, die durch die empirische Wissenschaft nicht berührt werde. Im 2. Stadium versucht man dieses Irrationale trotz und in seiner Irrationalität zu deuten und zu präzisieren. Das epochemachende Werk Rudolf Ottos über das Heilige hat hier die bedeutendste Arbeit geleistet. Schien hier das Irrationale noch mehr oder minder ferne Hintergründe des Lebens zu umspielen, so hat die grunderfütternde geistige Krise es unmittelbar in dem Licht der täglichen und alltäglichen Konflikte und Erschütterungen erfahren lassen. In solchem Sinn wurde es in einem 3. Stadium, wenn auch wohl nicht dem Namen nach, zum Zentrum für Karl Barths Römerbrief. Aber die unmittelbare Nähe und Taghelle, in die es hier geletzt war, for-

derte eine neue Auseinandersetzung. Im Dienst solcher Arbeit steht eine scharfsinnige und vielseitige Arbeit *Heinz Erich Eifenhuths* über den Begriff des Irrationalen als philosophisches Problem /Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht/. Die leitende Tendenz der Arbeit ist die Zuwendung zur konkreten Lebensunmittelbarkeit einerseits, ein zäher Wille zu ihrer theoretischen Bewältigung andererseits. Von der zuvor gekennzeichneten Situation aus und unter der soeben genannten Tendenz will die Kritik gewürdigt sein, die Eifenhuth an 3 maßgeblichen Theologen der Gegenwart: an Rudolf Otto, Karl Heim und Karl Barth, übt. Nachdem einmal die Dialektische Theologie die Rätzel und die Unheimlichkeit, die das konkrete Leben grade auch für den Glauben behält, an den Tag brachte, lehnt es Eifenhuth entschieden ab, daß man von neuem in eine selbst zurechtgemachte theologische Gedankenwelt flüchte, er fordert einen Ausweis aller religiösen Thesen an dem unmittelbaren Lebensphänomen selbst. Darum fällt für ihn zugunsten einer am Phänomen orientierten Lebensanalyse die fachliche Scheidewand zwischen Philosophie und Theologie. Diese auf den ganzen Menschen in seiner konkreten Einheit gerichtete Tendenz findet besonders prägnanten Ausdruck. Den Weg zur religiösen Zone erschließt sich der Verfasser in der Auseinandersetzung mit Martin Heidegger. Der Interpretation des Lebens aus dem Vorlaufen in den Tod und der damit unvermeidlichen radikalen Isolierung des Selbst setzt er schon im Ansatz die Aufgeschlossenheit gegen das Du und die Offenbarung eines Sinnes aus und in der Duverbundenheit entgegen. Dabei soll die Kategorie des Irrationalen überhaupt vermeidbar bleiben. Das »Unersfaßliche« entzieht sich nicht nur der Kritik sondern auch dem konkreten Lebensbezug; denn menschliches Leben kommt nur im Verstehen zu sich selbst. Die Arbeit Eifenhuths ist ein beachtliches Zeichen für den Wirklichkeitswillen, wie er sich in der Theologie wieder Bahn zu brechen beginnt. An 2 Punkten schießt der Verfasser über das Ziel. Wird das Verstehen nicht doch immer wieder vor das Dunkel geführt, und ist nicht, wenn das Du, wenn die Verbundenheit mit ihm, wenn die Liebe die Sinngebung oder der Sinn selbst ist, dies ein Sinn mitten im Dunkel und in der Fragwürdigkeit? Und bleibt das Du der einzige Ort, an dem es »Offenbarung« oder Sinnenthüllung gibt? Aber vielleicht greift man mit dieser 2. Frage der weiteren Arbeit des Verfassers zu schnell vor. Seine Einseitigkeit

hat daran ihr Recht, daß sie nach einer Seite tracks und unbeirrt ihren Weg geht, dazu nach einer solchen, die aus der Sackgasse der theologischen Selbstsicherheit und der zwar wohlgemeinten, aber vom puren Phantasma und vom absurden Einfall nicht zu unterscheidenden pathetischen Verficierung herausführt.

Enzyklopädie Das Lexikon *Die Religion in Geschichte und Gegenwart* liegt nunmehr mit 5

Quartbänden abgeschlossen vor /Tübingen, J. C. B. Mohr/. Im Vergleich zur 1. Auflage ergibt sich, daß im besondern die Fragen der Soziologie und Sozialethik neu und eingehend durch hervorragende Fachleute behandelt sind. Auch die Religionsgeschichte ist entsprechend dem Fortschreiten der Religionswissenschaft gründlich ausgebaut worden. So repräsentiert dies Werk in zulänglicher Weise den gegenwärtigen Forschungsstand. Es zeigt diesen in der Systematischen Theologie auch in seiner Vielspältigkeit und Brüchigkeit. Aber das ist nicht die Schuld dieses Werks. Es kann jedem, der sich über die Fragen der Religion und Theologie orientieren will, empfohlen werden. Für den wissenschaftlichen Gebrauch muß eine überaus bedauerliche Einschränkung gemacht werden. Wer von einem Lexikon erwartet, daß es ihn sicher über Einzelheiten orientiert, die er wissen möchte, wird enttäuscht sein. Die Literaturangaben, insbesondere der ausländischen Literatur, erwiesen sich bei verschiedenen Stichproben als mangelhaft, und grade bei Literaturangaben wäre besondere Exaktheit am Platz gewesen. An Ungenauigkeiten fehlt es nicht. Manchmal orientiert der Brockhaus zuverlässiger. Es ist zu wünschen, daß in einem Ergänzungsband die Mängel beseitigt würden, die der allzu kleine Redaktionsstab nicht ausmerzen konnte.

Inzwischen hat auch eine katholische Enzyklopädie zu erscheinen begonnen. Es handelt sich um das *Lexikon für Theologie und Kirche*, eine 2., neu bearbeitete Auflage des Kirchlichen Handlexikons /Freiburg, Herder & Co./, Herausgeber ist Michael Buchberger, Bischof von Regensburg. Die 3 vorliegenden Bände machen einen außerordentlich geliebten Eindruck. Besonders beachtlich ist die Fülle der historischen Personen behandelnden Artikel, die ein ganz besonderer Vorzug eines Nachschlagewerks sind. Das Neuerscheinen dieser Enzyklopädie wird von den Historikern ganz besonders begrüßt werden.

Veranstaltungen Im August fand in Frankfurt eine Tagung des *Freien Deutschen Protestantismus* statt. Den Hauptvortrag hielt Heinrich Hermelink /Marburg/ über die Verkündigung des Freien Protestantismus. Das Schicksal des Protestantismus liege in dessen Händen. Er rette das reformatorische Prinzip, das Selbstvergötzung des Menschen ausschaltet, und stelle den Menschen mitten in seine lebendige Gegenwart (Berufsgedanke); von ihr aus müsse der religiöse Gehalt immer wieder neu ergriffen werden. Besondere Ausdruck fand auf der Tagung der Wille zur Wirklichkeitsverankerung durch das starke Echo, das der Kieler Systematiker Hermann Mandel, der Verfasser eines ungemein lebendigen und knappen Büchleins über Wirklichkeitsreligion /Kiel, Walter G. Mühlau/, für seine Gedanken fand. Anschließend an die Frankfurter Tagung berief der *Weltkongreß für Freies Christentum* in Sankt Gallen eine Delegiertenkonferenz ein. Man beschloß wieder größere Kongresse abzuhalten. Der nächste soll in Kopenhagen stattfinden.

In Berlin wurde im Oktober eine *Millionswoche* veranstaltet, die neben wissenschaftlichen Vorträgen in verschiedenen Stadtteilen Volksabende bot. Auch diese standen auf beachtlicher Höhe. Besonders genannt sei der Vortrag des Millionsinspektors Ludwig Weichert über Primitivität in Afrika und Deutschland. Weichert ist der Verfasser des außerordentlich lesenswerten und tiefgründigen Buchs *Kehre wieder, Afrika* /Berlin, Heimatdienstverlag/, der Titel ist die erste Zeile eines afrikanischen Volkslieds (siehe über dieses Buch hier den Artikel Thorwirths, 1929 II Seite 1014).

Totenliste In Erlangen starb am 18. März 1931 der Neutestamentler *Philipp Bachmann*, in seinem 68. Lebensjahr. Er veröffentlichte eine Schrift über die Augsburger Konfession /1900/, behandelte die Versöhnungslehre J. Ch. K. von Hofmanns; des bekannten Schulhaupts der sogenannten Erlanger Theologie, /1911/ und schrieb einen Kommentar zu den Korintherbriefen /1905 und 1909/.

In Sankt Gallen starb am 22. März *Hermann Kutter*, im Alter von 67 Jahren. Er ist der eigentliche Inspirator der neuen christlich-sozialistischen Bewegung in der Schweiz und damit auch in Deutschland. Aufsehen erregte 1903 sein Buch *Sie müssen*. Gemeint war die sozialistische Bewegung, die gar nicht anders könne als der Verwirklichung der

Bergpredigt dienen. Doch setzte Kutter Reich Gottes und Kultur einander nicht gleich, betonte vielmehr die Transzendenz der religiösen Gehalte. Dabei hat er zugleich die dialektische Theologie Karl Barths entscheidend beeinflusst. Von ihm stammt die heute bei Barth, Tillich und anderen geläufige religiöse Kritik am Religionsbegriff. Vor allem wirkte er durch seine Persönlichkeit auf den Kreis der ihm Näherstehenden. Neben allem andern fand er noch Zeit zu wertvollen philosophischen Publikationen: Im Anfang war die Tat (über Kant) /1923/, Plato und wir /1927/, Über das Problem des Unbedingten /1928/.

Am 6. Mai starb in Heidelberg der Kirchenhistoriker *Hans von Schubert*, im Alter von 71 Jahren. Er kam von Straßburg über Kiel nach Heidelberg, wo er von 1906 bis zu seiner Emeritierung den Lehrstuhl für Kirchengeschichte innehatte. Sein Hauptarbeitsgebiet war die Geschichte der Reformation.

In Cassarate bei Lugano starb am 18. August der Waldenserprediger *Paolo Calvino*, in hohem Alter. Durch Jahrzehnte hat Calvino in fast allen protestantischen Ländern Europas für seine Waldensergemeinde geworben; er war wohl die international bekannteste Gestalt der Waldenserkirche. Seine religiöse Arbeit begann er unter den Arbeitern am südlichen Gotthard; dann gründete er die Gemeinde in Lugano.

Am 21. September starb in Königsberg der Alttestamentler *Max Löhr*, im Alter von 67 Jahren. Er hatte sich 1890 in Königsberg habilitiert und lehrte dort mit einer 7jährigen Unterbrechung, die ihn nach Breslau führte, bis zu seiner Emeritierung. Löhr hat eine große Zahl von Kommentaren verfaßt, so zu den Klageliedern des Jeremija und den Büchern Samuel. Er schrieb eine Geschichte Israels /1900/, eine Einführung in das Alte Testament /1912/ und eine Alttestamentliche Religionsgeschichte, die 1919 bereits in 2. Auflage erschien.

Am 5. November starb in Berkeley in Californien *Charles Wendte*, im Alter von 82 Jahren. In Chicago, Newport und Bolton war er Prediger der Unitarischen Kirche. Auf seine Initiative gingen die Kongresse für Religiösen Fortschritt zurück, deren einer 1912 in Berlin stattfand und den repräsentativen Höhepunkt der Liberalen Theologie markierte. Unter dem neuen Namen eines Weltbunds für Freies Christentum und Religiöse Freiheit wurde noch kurz vor dem Tod Wendtes versucht die religiös freigelassenen Kräfte wieder zu sammeln.

Kurze Chronik Der nationalsozialistische Ministerpräsident Oldenburgs hat der evangelischen Kirchenbehörde »Rassenverrat« und darum Volksverrat vorgeworfen, weil sie einen Neger, der in Togo als Missionar wirkte, als Redner auftreten ließ. Der Evangelische Oberkirchenrat strengte daraufhin die Beleidigungsklage an. Der Generalpredigerverein Oldenburgs hat in einer Resolution vor einem *Rassenhaß* gewarnt, »der sich mit positivem Christentum nicht verträgt, der gegenüber dem deutschen Gedanken im Ausland höchst unklug ist und mit gesundem Rassengefühl nichts gemein hat«. ◊ In armenischen Handschriften, die er auf einer Studienreise durch Rußland und Transkaukasien sammelte, entdeckte Hans Lewy /Berlin/ bisher unbekannte Texte *Philos* aus einer Schrift Fragen und Antworten zum 1. und 2. Buch Mose. ◊ Eine weitere Entdeckung ist in England gemacht worden: A. Mingand fand in der Sammlung orientalischer Manuskripte der John Rylands Library in Manchester eines der Hauptwerke des geistigen Führers der *Antiochenischen Schule*, des Kirchenvaters Theodorus von Mopsuestia, der von 350 bis 428 lebte und wegen seiner Betonung des Rechts historischer Forschung und Kritik auf dem Konzil zu Konstantinopel 533 verdammt wurde. Der neue Fund in Manchester ist ein für die Täuflinge geschriebenes Werk, das eine Auslegung des Bekenntnisses von der Wesenseinheit von Gott Vater und Gott Sohn gibt, jenes Bekenntnisses, das auf dem Konzil von Nicäa 325 in den Mittelpunkt der Lehre gestellt worden ist. ◊ Der König von Siam schenkte der Bonner Universitätsbibliothek ein 45bändiges Exemplar des in der Palisprache abgefaßten *Kanons der Buddhisten*, des Tripitaka. ◊ Am 26. Januar wurde einer der bedeutendsten Vertreter der Religionswissenschaft, *Adolf Jülicher* in Marburg, 75 Jahre alt. Seine Einleitung in das Neue Testament wurde zum Standardwerk der neutestamentlichen Forschung. Jetzt arbeitet der unermüdliche Gelehrte trotz schwerer Behinderung durch ein Augenleiden an den Texten der alten lateinischen Bibelübersetzungen. ◊ Am 16. August wurde der Tübinger Neutestamentler *Adolf Schlatter* 80 Jahre alt. Schlatters große Theologie des Neuen Testaments gibt weniger exakte Analyse als ein intuitives Verständnis der neutestamentlichen Denkweise. Auf Schlatter geht die Abgrenzung des christlichen Geistes gegen Hellenismus und Idealismus zurück.

Literatur In einer ebenso scharfen wie wissenschaftlich gründlichen Schrift rechnet *Carl Anders Scharbau* mit Mathilde Ludendorffs Verleumdung vom Diebstahl der Evangelien aus Indien ab /Gotha, Leopold Klotz/. Der Verfasser schreibt aus gründlicher Kenntnis des Stoffs und der indologischen Wissenschaft der Gegenwart. Man wird diese Aufklärungsbroschüre auch über ihren Spezialzweck hinaus empfehlen müssen. Sie gibt in ausgezeichneter Weise den Stand der Forschung zur Frage Indien und Neues Testament wieder. (In der Presse wurde darauf hingewiesen, daß der Vater Mathilde Ludendorffs, der Professor Spieß in Wiesbaden, seinerzeit nach Herausgabe einer Übersetzung von Michael Servet von der Kirchenbehörde gedrängt wurde aus dem Werk keine Einleitung herauszunehmen; sie hatte vor einer kritiklosen, bloß äußerlichen Übernahme der Trinitätslehre gewarnt. Die Christliche Welt bringt diese Nachricht unter dem Stichwort »Alle Schuld rächt sich auf Erden.«) ◊ Betrachtungen über die Zeit bietet *Friedrich Muckermann* (Der Mönch tritt über die Schwelle /Berlin, E. C. Etthofen/). Es sind gesammelte Aufsätze. Sie greifen oft packend ins Gegenwartsleben hinein. ◊ Die katholische Aktion beleuchtet *Carl Dallago* /Dresden, Wolfgang Jess/. Eine schneidende Auseinandersetzung mit der propagandistischen Art des katholischen Aktivismus, aber auch mit der katholischen Journalistik, die zum Beispiel selbst Kierkegaard in den Katholizismus zurückbiegen möchte. ◊ Der Verlag Leopold Klotz in Gotha gab eine sehr zeitgemäße Broschüre heraus: *Die Kirche und das Dritte Reich*, Fragen und Forderungen deutscher Theologen. In dem bisher veröffentlichten 1. Band nehmen 23 protestantische Theologen verschiedener theologischer und kirchenpolitischer Richtung das Wort. Allen an der Haltung der protestantisch kirchlichen Kreise Interessierten ist das Werk dringend zu empfehlen. ◊ Hans Kohn schildert in einem umfangreichen Band *Martin Buber*, sein Werk und seine Zeit /Dresden, Jakob Hegner/. Bubers Hingabe an den Chasidismus wird auf die 3 Grundprinzipien zurückgeführt: »seine Weltfreudigkeit und Weltfrömmigkeit, seine tätige Bereitschaft und Bereitung und seine Gegenwärtigkeit, seine individuelle, objektiv-intuitionale Ethik«. Bubers Versuch den Zionismus gegen den Nationalismus abzugrenzen wird in dem Buch ausführlich geschildert.

Rechtswissenschaft / Karl Steinhoff

Internationale Gerichtsbarkeit Es gibt verschiedene Standpunkte, von denen aus das Problem der internationalen Gerichtsbarkeit angefaßt werden kann. Es sei dabei jene Auffassung ausgeschieden (die allerdings in Deutschland leider weit verbreitet ist), daß internationale Gerichtsbarkeit sinnlose Illusion von Schwärmern sei, da es in allen Beziehungen der Völker zu einander niemals auf Recht sondern nur auf Macht ankomme. Macht geht vor Recht: Das ist der Grundsatz, den diese Art Leute sogar im eignen Haus anwenden oder anzuwenden bereit sind. Deshalb sind sie unfähig zu begreifen, daß, zumal im internationalen Verkehr, so etwas wie Recht überhaupt existieren könne. Den Gegenpol zu dieser Auffassung bildet die (heute allerdings weniger als je in weiten Kreisen lebendige) Meinung, daß internationale Gerichtsbarkeit alle Beziehungen der Staaten zu einander umfassen müßte, also außer den Rechtsstreitigkeiten im engern Sinn auch alle politischen Streitigkeiten. Diese Ansicht fand bereits ihren konkreten Niederschlag im Genfer Protokoll von 1924, das einen wahren Friedensplan darstellt und darum bekanntlich nicht in Kraft trat (aber heute, in veränderter Form, im Herriotplan wieder aufersteht). Dazwischen steht die Mittelmeinung, die eine internationale Gerichtsbarkeit auf reine Rechtsfragen zwischen den Staaten beschränken will und alle politischen Streitfragen von vornherein ausschließt. Diese Auffassung zu begründen dient ein Vortrag *Erich Kaufmanns*, der als 1. Heft der Grundfragen der internationalen Politik, herausgegeben vom Carnegielehrstuhl für Außenpolitik und Geschichte an der Deutschen Hochschule für Politik /Leipzig, B. G. Teubner/, erschien. Kaufmann wendet sich mit gleichem Eifer gegen die Rechtsfeindlichkeit, die kein internationales Recht gelten lassen will, wie gegen den Geist, der aus dem Genfer Protokoll spricht. Seinen Ausführungen gegen die Rechtsfeindlichkeit kann man nur zustimmen. Scharfen Widerspruch machen aber seine mit mehr Aufgeregtheit als Beweiskraft vorgetragenen Auffassungen nötig, die die Bemühungen um einen umfassenden Ausbau internationaler Gerichtsbarkeit als eine naive und törichte, gradezu utopische Angelegenheit abtun zu können glauben. Man versteht es, daß Kaufmann der Mittelmeinung realpolitische Kraft beimißt. Das ist der alte Standort des juste mi-

lieu, dem eine konstruktive Politik nicht real erscheint, und dem neue Ideen nur Verdacht erregen. Aber was hat die Wissenschaft mit so zeitlicher "Realpolitik" zu tun? Wie kann es für eine wissenschaftliche Unterfuchung darauf ankommen, ob heute die von ihr bekämpfte Auffassung »tot« oder, »wo sie in Ausläufern besteht, nicht ernst zu nehmen« ist? Das Problem der internationalen Gerichtsbarkeit ist zu ernst, als daß man es mit Schlagworten auch nur in Berührung bringen dürfte. Dabei bringt schon ein einziges Argument das ganze Gebäude Kaufmanns ins Wanken: Wo ist denn die Grenze zwischen Rechts- und politischer Streitigkeit? Überall, sagt Kaufmann, wo die Rechtsnormen aufhören. Ja, was sind denn Rechtsnormen, und werden nicht Rechtsnormen stets neu geschaffen? Es besteht nicht der geringste Einwand dagegen, daß alle zwischenstaatlichen Beziehungen ebenso wie alle menschlichen und innenstaatlichen durch Rechtsnormen geregelt werden könnten. Keineswegs braucht die Gewalt für alle Zeit ultima ratio zu bleiben, wie Kaufmann behauptet. Allerdings ist Voraussetzung, daß die in Beziehung gesetzten Völker nicht von Trugbildern beherrscht werden. Die These Kaufmanns unterstellt, daß bis in alle Ewigkeit die Völker eine Politik treiben, die nicht eine Kooperation in großen Produktionsgebieten und damit ein Weltgleichgewicht im Auge hat sondern von Herrschaftsstreben und nationalistischem Ressentiment bestimmt ist. Ist es wirklich erlaubt, in der heutigen Zeit schwerster Krise, wo kein europäisches Volk sich selber helfen, nur die Einigung des Kontinents alle retten kann, nur unter solchen Voraussetzungen Gedankengänge über internationale Gerichtsbarkeit zu entwickeln? Für Kontinentaleuropa als eines der 5 sich bildenden Weltwirtschaftsreiche muß der Zusammenbruch kommen, der, aus dem brennenden Wunsch nach Stabilität, schließlich auch in allen Streitfragen das Recht und nur das Recht entscheiden läßt. Es ist kein Naturgesetz, daß die Entwicklung des internationalen Rechts immer vor der bloßen Gewalt haltzumachen gezwungen ist. Man muß nur endlich den Mut finden aus dem abgestandenen Sumpf herauszukommen und das Neuland zu betreten. So erfreulich der Kampf Kaufmanns gegen die Rechtsfeindlichkeit ist, so ist doch zu bedauern, daß er selbst sich nicht aus der Zeitgebundenheit befreien konnte. Eine internationale Gerichtsbarkeit, beschränkt

auf reine Rechtsfragen im Sinn Kaufmanns, ist nichts als eine blendende juristische Spielerei für den Juristenstand; die Völker sind an einer solchen Gerichtsbarkeit desinteressiert. Aber der Gedanke umfassender internationaler Gerichtsbarkeit ist nicht tot, wenn auch seine offiziellen Vertreter im Augenblick nicht sehr zahlreich sein mögen. Er lebt in der Sehnsucht der Völker und wird, wenn auch vorerst begrenzt auf Kontinentaleuropa, zum Durchbruch kommen müssen, wenn nicht dieses Europa zum Selbstmord bereit ist.

Verfassungsrecht

Unter dem Titel Mussolini veröffentlichte *Fritz Ermarth* in der Sammlung *Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart* /Tübingen, J. C. B. Mohr/ eine verfassungsrechtliche Studie über die Regierung Italiens. Die wesentlichen formalen Grundlagen des faschistischen Italiens wurden bereits in dieser Rundschau (1928 I Seite 261) kurz aufgezeigt. Die Studie Ermarths versucht außer der Darstellung der Rechtsgrundlagen auch die treibenden Kräfte zu analysieren und deren eigenartiges Zusammenspiel zu schildern. Die besondere Stellung der Faschistischen Partei zum Staat wird so gebührend berücksichtigt. Aber auch der entscheidende Gedankeninhalt des Faschismus: der korporative Aufbau des gesamten Staatslebens, wird dargelegt. Hierbei wird deutlich, wie jede Art von Verfassungsbetrachtung doch von der tragenden Idee einer Verfassung ausgehen sollte. Denn in welcher äußern formellen Organisationsart sich das Verfassungsleben eines Volks abspielt, ist gegenüber den wirklich tragenden Ideen erst in 2. Linie von Bedeutung. Auf die Zeitgemäßheit, auf die Qualität dieser Ideen kommt es an, wenn das Verfassungsrecht eines Landes auf realem Grund und nicht auf dem Sand des Formalismus gebaut sein soll. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, als sei die bloß formale Organisiertheit des Staats in einer bestimmten Richtung schon das allein Wesentliche. Die parlamentarische Staatsform zum Beispiel allein braucht noch keineswegs den politischen Fortschritt zu verbürgen. Wenn in ihr die Parteien nach alten, hergebrachten Ideen und Formeln selbst wenn sie längst erstarrt sind, Politik machen, so herrscht trotz freiheitlicher Form Stillstand oder gar Rückschritt. Die Staatsform allein ist noch kein Allheilmittel. Entscheidend ist die tragende Idee, auf der der Staat aufgebaut ist. Diese tragende Idee ist in

Italien der Korporativgedanke. Wir dürfen bei aller Kritik am formalen italienischen Staatsrechtssystem nicht verkennen, daß diese Auffassung sozialistisches Gedankengut ist. Mit Schlagworten und tagespolitischer Phrasenologie ist dieser korporative Aufbau nicht totzureden, wenn uns auch die Durchführung nicht gefallen mag. Man muß sich mit ihr auseinandersetzen. Denn das Verhältnis zwischen Politik und Wirtschaft verträgt keinen Aufschub, es muß geklärt und dann verfassungsrechtlich praktisch gelöst werden. Oder glauben wir, daß die geschichtliche Entwicklung uns den sozialistischen Wirtschafts- und Staatsaufbau eines Tages fix und fertig auf den Tisch legen wird? Kritik kann auf die Dauer nicht konstruktive Ideen ersetzen. Auf diesem Gebiet haben wir leider in den Jahren seit dem Krieg vor lauter Vorarbeiten das Handeln vergessen. Aber in der Gegenwart liegen auch Möglichkeiten. Setzen wir dem rückwärts gerichteten Verfassungsprogramm der Reichsregierung ein eignes Programm entgegen, das die entscheidende Bedeutung der Produktivkräfte erkennen läßt, in dem Aufbau der Wirtschaft mit ihrem Schlußstein: der Kammer der Arbeit als legislativer Körperschaft neben dem Parlament des allgemeinen Wahlrechts.

Souveränität: In der Staats- und Völkerrechtswissenschaft gibt es heute kaum einen schwierigeren und trotz allen (zum Teil sehr scharfsinnigen) Versuchen mehr im Halbdunkel der Unklarheit bleibenden Begriff als den der Souveränität. Während zur Zeit der Entstehung des Begriffs seine wissenschaftliche Erklärung verhältnismäßig eindeutig und erschöpfend sein konnte, da er ja aus einer sich weitgehend mit ihm deckenden tatsächlichen Lage erwuchs, wurde das Problem mit der zunehmenden Kompliziertheit der staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse immer verwickelter. Widersprüche mit der Wirklichkeit treten auf, die man kramphast mit dem gleichsam als heilig und unantastbar verehrten Souveränitätsbegriff in Einklang zu bringen versucht. Kein Wunder, daß in dem hieraus entstehenden Durcheinander der Meinungen, die sich bekämpften, die Ansicht auftauchte, es sei am besten der ganzen die Entwicklung des Staats- und Völkerrechts hemmenden Konfusion dadurch ein Ende zu machen daß man den Begriff überhaupt abschaffe ihn als nicht mehr existent erkläre. Andere wiederum wollten ihn wenigstens aus dem Völkerrecht gestrichen

lehen. So heißt es im 2. Band des Wörterbuchs des Völkerrechts und der Diplomatie /Berlin, Walter de Gruyter & Co./ nach eingehender Begründung: »Es wäre vielmehr höchst Zeit, daß dieler Begriff, nachdem er durch Jahrhunderte eine mehr als fragwürdige Rolle in der Geschichte der Rechtswissenschaft gespielt hat, aus dem Wörterbuch des Völkerrechts endgültig verschwinde.«

Nun hat neuerdings der ehemalige litauische Minister *Simon Rosenbaum* einen interessanten Versuch der Revision dieses Begriffs unternommen (Der Souveränitätsbegriff /Zürich, Hans A. Gutzwiler/). Er geht davon aus, daß die Souveränität trotz bisweiliger Todeserklärung eine bedeutende Tatfache sei, an der man nicht vorbeikomme. Nach eingehender Darstellung der geschichtlichen sowie rechtswissenschaftlichen Entwicklung des Begriffs und Kritik der bestehenden hauptsächlichlichen Theorien verucht er eine eigne neuartige Erklärung zu geben. Während bisher der Begriff abstrakt aus sich heraus erklärt wurde, glaubt Rosenbaum, daß er nur aus dem Wesen des Staats als eines Rechtsinstituts abgeleitet werden könne. Sein Gedankengang ist kurz folgender: Der Staat existiert zur Erfüllung bestimmter Zwecke, die er dadurch verwirklicht, daß er selbst handelt und zugleich anderen (physischen und juristischen) Personen zu handeln befiehlt. Daraus folgt, daß der Staat berechtigt ist selbst zu handeln und anderen zu befehlen, soweit diese Handlungen und Befehle zur Förderung des Staatszwecks oder der Staatszwecke dienen. Da dies ein Recht eines jeden Staats ist, so folgt, daß ihn niemand, also kein anderer Staat, an der Ausübung seiner Rechte hindern darf, wie umgekehrt auch er nicht die anderen Staaten. Um diese Definition der Souveränität ganz zu verstehen, muß man nach Rosenbaum den Begriff der Freiheit heranziehen, die er als das Recht bezeichnet seine Individualität frei und unabhängig von jedem anderen entwickeln zu dürfen. Diese Freiheit wird vom Rechtsstaat nicht beschränkt sondern rechtlich und tatsächlich erst ermöglicht. Mit der Unterwerfung des Individuums unter die Staatsmacht wird daher seine Freiheit nicht beschränkt, sondern sie ist dadurch entstanden und geschützt. Was aber für das Einzelindividuum die Freiheit ist, ist für den Staat Souveränität, mit den allerdings wesentlichen Unterschieden, daß der Staat nicht nur selbst handeln sondern auch anderen befehlen kann (sogenannte Herrschermacht) und andererseits

auf die Durchführung seiner Zwecke wegen der öffentlichrechtlichen Verpflichtung dazu nicht verzichten kann. Die Grenzen des Handelns und Befehlens sollen im übrigen durch das Recht an sich, im Gegensatz zum Gesetz, bestimmt sein. Aus der Reihe mannigfaltigster Konsequenzen, die Rosenbaum aus dieser Theorie zieht, sei nur noch hervorgehoben, daß hiernach auch zwischen der Idee des Völkerbunds und der Souveränität kein Widerspruch besteht: Ein Völkerbund ist grade eine höhere Entwicklungsstufe der Souveränität, da er die rechtlichen Beziehungen zwischen den Staaten sichert und sie vor dem willkürlichen Eingreifen fremder Mächte schützt. Wenn wir das Resümee ziehen, so können wir die Schrift Rosenbaums als ein einziges heißes Bemühen bezeichnen den Begriff der Souveränität seiner Allmacht zu entkleiden, ohne dabei in die (notwendigen) Widersprüche seiner Vorgänger zu verfallen. Aber indem Rosenbaum den Begriff der Souveränität aufrechtzuerhalten sucht, nimmt er ihm gleichzeitig seinen ganzen Inhalt. Seine Schrift ist der bisher glänzendste Beweis dafür, daß der Souveränität in der modernen Staatenwirklichkeit keine Existenz mehr zukommen sollte, auf keinen Fall im Völkerrecht. Werfen wir also die antiquierte Vorstellung von der Souveränität, die so viel Unheil gestiftet hat, dorthin, wohin sie gehört: in die Rumpelkammer historischer Reminiszenzen, und machen wir damit die Bahn frei für einen vernünftigen und planmäßigen Aufbau des Vereinigten Europäischen Kontinents. Denn stets und überall ist Souveränität nichts als ein willkommenes und bequemes Vorwand für nationalistisch trennende Außenpolitik gewesen. Nicht Souveränität sondern Solidarität ist für uns das Gebot der Stunde. Auch die Menschheitsgefinnung, von der die Schrift Rosenbaums getragen ist, drängt dahin, mag der Autor immerhin annehmen, daß die Staaten die Fiktion der Souveränität nicht entbehren können und deshalb heute noch eines Wegweisers bedürfen, den er ihnen in seiner geistvollen Souveränitätstheorie bietet.

Kurze Chronik An der Universität Breslau haben nationalsozialistische Studenten gegen den Professor *Ernst Cohn*, der, obgleich er 28 Jahre alt, wegen seiner besonderen wissenschaftlichen Leistungen von der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät vorgeschlagen war und dann den Lehrstuhl für Bürgerliches Recht erhalten

hatte, in wüster Weise demonstriert und seine Vorlesungen zuerst unmöglich gemacht. Die Fakultät, in der grade auch deutschnationale Rechtslehrer eine hervorragende Rolle spielen, hat sich für Cohn eingesetzt und die Würde der Univerſität zu wahren geſucht. Beſonders aber iſt feſtzustellen, daß der Reichskommiſſar für das preußiſche Kultusminiſterium Wilhelm Kähler in entſchiedener Weiſe für den angegriffenen Gelehrten Stellung nahm, indem er ihn zum Mitglied der Juriftiſchen Prüfungskommiſſion am Breslauer Oberlandesgericht ernannte; eine Betrauung, die ſonſt meiſt erſt einem Ordinarius nach mehrjähriger Tätigkeit zuteil wird. Von dem kommiſſariſchen Vertreter des preußiſchen Unterrichtsweſens werden alſo in dieſem Fall Recht und Anſtand auf der Univerſität geſchützt. ◊ Der Direktor des Berliner Inſtituts für Ausländiſches Öffentliches Recht und Völkerrecht Viktor Bruns umriß in einem Vortrag die Aufgaben des *Internationalen Rechts* und zeigte, wie ſich der Wirkungskreis des Haager Gerichtshofs im Lauf der Jahre ſtändig erweitert hat. Die Tendenz ſeiner Ausführungen bezeichnet das von ihm zitierte Wort Napoléons: »Immer wird der Geiſt über das Schwert liegen.« ◊ Im Deutſchen Reich ging die *Eheſcheidungshäufigkeit*, auf je 10 000 beſtehende Ehen gerechnet, von 29,5 im Jahr 1930 auf 28,5 im Jahr 1931 zurück. ◊ Auf den Lehrſtuhl für Öffentliches Recht an der Univerſität Köln wurde als Nachfolger des verſtorbenen Fritz Stier-Somlo *Carl Schmitt* von der Handelshochſchule Berlin geſetzt. ◊ An der Univerſität Berlin *habilitierte* ſich Eduard Wahl für Internationales Recht und Rechtsvergleichung; in ſeiner Antrittsvorleſung ſprach er über die Probleme des internationalen Perſonen- und Familienrechts in der Freiwilligen Gerichtsbarkeit.

Literatur Das Buch *Emile Zola Der Fall Dreyfus* und andere Kämpfe in Briefen und Bekenntniſſen, mit einer biographiſchen Einleitung von Denise Zola /Dresden, Carl Reißner/, enthält in der Hauptſache einen Teilabdruck aus dem Buch Zolas *Mein Kampf um Wahrheit und Recht*. Einzelne bisher unbekannte Briefe ſind neu hinzugefügt. Die große Zeit jenes das Gewiſſen aufrüttelnden Kampfs, deſſen Ausgang ein ruhmvolles Zeugnis für das Rechtsgefühl in der franzöſiſchen Nation darſtellt, wird durch dieſes Buch wieder lebendig und der Nachkriegsgeneration vor Augen geführt.

Hygiene / Liſbeth Berndt

Film als Forſchungsmittel Diejenigen Fächer der Medizin, zu deren Studium das Erfaffen bildhafter Eindrücke und bewegter Vorgänge gehört, haben den Film ſchon ſeit längerer Zeit als ausgezeichnetes Lehrmittel in ihr Programm aufgenommen. Doch auch als Forſchungsmittel *sui generis* rückt der Film immer mehr in den Vordergrund. In höchſt intereſſanter Weiſe referierte darüber Ernst Herz auf der Tagung der ſüdweſtdeutſchen Psychiater in Frankfurt am 24. und 25. Oktober 1932. Die mechanisch eingeſtellte Filmapparat fixiert den lebenden Bewegungsablauf im Bild ſicherer und genauer als es das Auge des Beobachters tun kann, der durch andere Vorgänge der Umwelt abgelenkt iſt. Nun ſpielen grade bei logenannten Geiſteskrankheiten Bewegungsstörungen verſchiedenſter Art eine große Rolle. Dank der Fixation der Bewegungsvorgänge im laufenden Bild iſt ein vertieftes Studium all ihrer einzelnen Phafen ermöglicht und dadurch eine feinste Analyſe der einzelnen Krankheitsbilder und eine genaueſte Differenzierung der einzelnen Krankheitsarten gegen einander. Auf dieſe Art wurde im Lauf der letzten Jahre eine Reihe von Bewegungsstörungen bei endogenen und organiſchen Psychoſen ſtudiert, ſo die hyperkinetiſchen Zuſtandsbilder der Geiſteskrankheiten, die Bewegungsstörungen bei Idiotie, Epilepſie, Paralyſe, Encephalitis. Dadurch wurden auch der Hirnpathologie neue Wege gewieſen. Die feinere und feinste Filmanalyſe mit Hilfe der Zeitlupe wurde ein wichtiges Hilfsmittel beim Studium der amyotatiſchen Unruheerſcheinungen der Nervenkrankheiten und beſonders auch beim Eindringen in den Ablauf derjenigen Bewegungen, die bei geringſter Exkurſion ſchnellſtens ausgeführt werden, wie Pupillenbewegungen, Nyſtagmus, Erſchrecken und anderes. Daß der Film als Beweiſsmittel in der Gutachtertätigkeit des Psychiaters und Neurologen eine große Rolle ſpielen wird, liegt auf der Hand. Mit Recht weiſt Herz darauf hin, wie wichtig es iſt das zerſtrente wertvolle Material einem größeren Kreis von Ärzten durch die Herausgabe eines Lehrbuchs in Filmen nutzbar zu machen, und wie notwendig die Schaffung eines Zentralinſtituts wäre, das durch Bereitſtellung der koſtſpieligen techniſchen Apparat unter der Aufſicht von geſchulten Beratern geeigneten Krankenaniſtalten die Herſtellung von Filmen ermöglichen würde.

Betäubungsmittel Seit der Verordnung vom 1. April 1931 über das Verschreiben Betäubungsmittel enthaltender Arzneien und ihre Abgabe in den Apotheken, die in allen ihren Teilen stark einschränkende Bestimmungen enthielt, ist der Verbrauch an Medikamenten dieser Art erheblich zurückgegangen. Ein deutliches Bild davon gibt eine Statistik, die das Reichsgesundheitsamt seit einer Reihe von Jahren über die Mengen der Betäubungsmittel führt, die im Inland an den Kleinhandel abgegeben werden. Während Morphin für das Jahr 1930 noch mit einer Menge von 1160 Kilogramm registriert wurde, waren es 1931 nur noch 920, der Bedarf für 1932 wird mit etwa 750 errechnet, das heißt es ist ein Rückgang von über 40% gegenüber dem Jahr 1930 eingetreten. Die starke Abnahme in dem Verbrauch von Opium wird in erster Linie darauf zurückgeführt, daß Opium und Opiumextrakt enthaltende Arzneien ebenso wie Opiumtinktur ohne erneute ärztliche Rezeptur nicht mehr unbegrenzt abgegeben werden dürfen, und daß auch die Ausgabe der sogenannten Choleratropfen dem Handverkauf entzogen worden ist. Wenn man alle Arzneien, die Opium, Opiumextrakt und Opiumtinktur enthalten, unter der Rubrik Opium zusammenfaßt, ergibt sich für das Jahr 1930 ein Verbrauch von 2600, 1931 von 1850 und 1932 von voraussichtlich 1200 Kilogramm. Die besonders stark verschärften Bestimmungen über die Verordnung von Kokain haben den Bedarf an dieser Droge von 412 Kilogramm im Jahr 1930 auf 188 im Jahr 1931 und auf aller Wahrscheinlichkeit nach 80 Kilogramm im Jahr 1932 herabgemindert.

Inwieweit es erlaubt ist den Rückgang in dem Verbrauch der Raufachmittel, soweit er öffentlich bekannt geworden ist, mit einer etwaigen Abnahme der Suchtkrankheiten in Parallele zu setzen, läßt sich noch nicht übersehen. Doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Zahl derjenigen, die dieser Geist und Körper zerrüttenden Seuche anheimfallen, allmählich, und immer stärker, sinken wird.

Tularämie Durch eine Verordnung des Reichsministers des Innern vom 13. Juli 1932 wurden die Vorschriften über Krankheitserreger vom 21. Oktober 1917 dahin erweitert, daß bei dem Arbeiten mit dem Erreger der Tularämie und bei dem Verfenden dieses Krankheitserregers die gleichen Sicherheitsmaßnahmen anzuwenden sind wie bei dem Erreger der Pest. Die

Tularämie ist eine noch wenig bekannte Krankheit, die bei wildlebenden Nagern (Kaninchen, Hasen, Erdhörnchen und anderen), aber auch schon bei Schafen beobachtet worden ist, und zwar bisher in Nordamerika, Japan, Rußland, Schweden und Norwegen. Beim Menschen sind gehäufte Fälle dieser Krankheit erst seit dem Jahr 1924 in Nordamerika und Schweden bekannt geworden; doch nimmt man an, daß manche leichtere Pestepidemie, zum Beispiel in Rußland, schon auf sie zurückzuführen ist. Der Erreger der Tularämie, das bacterium tularense (nach dem Tularbezirk in Californien genannt), wurde 1912 von George Walter MacCoy entdeckt. Die Krankheit wird von Tier zu Tier übertragen durch blutlaugende Fliegen, Läufe, Zecken und durch das Vertilgen von infizierten Kadavern. Die Übertragung beim Menschen erfolgt durch den Stich von Fliegen oder Zecken, aber auch schon durch das Berühren von Organen oder Körperflüssigkeiten erkrankter Tiere. Klinisch tritt die Krankheit in Form einer pestähnlichen Bakteriämie auf, mit allen Zeichen einer akuten Infektion, wochenlangem Fieber zwischen 38 und 40° und hochgradigen Drüenschwellungen. Die Hauptgefahr einer Einschleppung der Krankheit besteht in der Einfuhr von lebenden Nagern; deshalb hat zum Beispiel Schweden ein Einfuhrverbot für Hasen und Kaninchen erlassen. Deutschland ist bisher von der Tularämie verschont geblieben, doch hat der Reichsinnenminister vor einiger Zeit die Landesregierungen ersucht alle entsprechenden Stellen auf die Möglichkeit einer Ansteckung aufmerksam zu machen.

Veranstaltungen Die 8. Tagung der *Internationalen Vereinigung gegen die Tuberkulose* fand vom 6. bis zum 9. September in Amsterdamm und im Haag statt. Luis Sayé Sempere aus Barcelona berichtete über relativ günstige Erfahrungen, die er mit der Goldbehandlung bei Haut- und Drüsentuberkulose, speziell auch bei der Tuberkulose der Kinder, in den Fürsorgestellen gemacht hat. Großes Interesse erregte die Aussprache über das Thema Fürsorge nach der Heilstättenentlassung, dessen Hauptreferent der Holländer Bernard Herman Vos war. Man wird auf seine Ausführungen noch zurückkommen müssen; denn es ist ein außerordentlich wichtiges soziales Problem den richtigen Weg zu finden, um die aus der Heilstätte oder dem Krankenhaus Entlassenen wieder in den Arbeitsprozeß einzugliedern.

Kurze Chronik Das Organisationskomitee des 6. Internationalen Kongresses für Unfallheilkunde und Arbeitsmedizin setzte einen Preis von 1000 Franken für die beste, noch nicht veröffentlichte Originalarbeit über das Thema Die Bedeutung des vorherigen Gesundheitszustands für die Abschätzung der Folgen eines Betriebsunfalls aus. ◊ In Paris wurde unter dem Schutz des Völkerbunds eine *Internationale Hochschule für Hygiene* gegründet. Ihre Ziele sind: durch ständige Einrichtungen für den Unterricht und für Forschungen die vom Völkerbund auf dem Gebiet der Hygiene eingerichteten Studienreisen, Befichtigungen und Kurse zu ergänzen, den Unterricht auf den nationalen Hygieneschulen im internationalen Sinn durch ein theoretisches und praktisches Studium zu erweitern, die Ausbildung und Fortbildung von Hygienikern, Verwaltungs- und Gesundheitsbeamten durch ein Studium zu erleichtern, das sie für die Leitung von nationalen Hygieneschulen oder von Gesundheitsbehörden tauglich machen soll. ◊ Nach langer Pause wurde der Berliner Dermatologische Lehrstuhl endlich wieder neu besetzt. Als Nachfolger Georg Arndts wurde *Walter Friboes* aus Rostock berufen. ◊ Am 29. Juni wurde *Adolf Loewy* in Berlin 70 Jahre alt. Er hatte seine ärztliche Tätigkeit als praktischer und Armenarzt angefangen, wurde im Jahr 1895 auf Grund seiner Arbeiten über Atmung, Stoffwechsel, Blut Privatdozent für Anatomie und Physiologie an der Berliner Universität, dann 1900 Professor ohne Amt und erhielt endlich 1922 eine seinen Fähigkeiten entsprechende Tätigkeit als Direktor des neugegründeten Schweizer Forschungsinstituts für Hochgebirgsklima und Tuberkulose in Davos, an dem bisher etwa 150 Forscher der verschiedensten Nationalitäten gearbeitet haben, und aus dem bereits an 200 Arbeiten hervorgingen. Vor kurzem veröffentlichte er ein Buch über die Physiologie des Höhenklimas. ◊ Am 10. September wurde *Hans Virchow*, der älteste Sohn Rudolf Virchows, 80 Jahre alt. Er wirkte eine lange Reihe von Jahren als Erster Profektor am Berliner Anatomischen Institut. Ihm unterstand dort insbesondere die Leitung des Präparierensaals der weiblichen Studenten, die *Waldeyer*, der Gegner des Frauenstudiums, ablehnte. Virchow ist als besonders geschickter Präparator berühmt; er hat eine große Reihe von Arbeiten aus den Gebieten der Anthropologie und Anatomie veröffentlicht.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Lyrik

Bei Georg Bondi in Berlin erscheint eine Gesamtausgabe von *Stefan Georges*

Werken. Nicht die kostbaren Bücher, die einstmal Melchior Lechter illustrierte, werden vorgelegt, sondern einfache Bände, in immer noch sehr schönem Druck. Der Teppich des Lebens und Die Lieder von Traum und Tod: diese Gedichte, die Epoche machten und als ein Tempelschatz deutscher Dichtung zu bewerten sind, scheinen nun in dem schlichten Buch weniger feierlich. Der Leser muß sich erst vom Profanen zu diesem Sakrosankten zurechtfinden, und die Umformung des Seelischen kann sich nicht ohne weiteres vollziehen. Aber in dieser für alle bestimmten Ausgabe werden auf einigen Seiten Gedichte in der alten, schon bekannten kostbaren Druckform als Beispiel des vollkommenen Heiligtums gezeigt. Und während sich nun Auge mit innerer Phantasie verbindet, verwandeln sich wieder die Sinne. Dieser psychische Prozeß zeigt, daß auch die äußere Form eines Buches nicht nebensächlich ist. Die Erwalter des Stockholmer Nobelpreises dachten einen Moment daran den Schöpfer solcher vollendeten Dichtung dieses Jahr mit der großen Weltehrung zu krönen; ihn oder Paul Valéry, seinen Zeitgenossen. Schließlich entschied man sich für John Galsworthy; weniger für den erzählenden Schriftsteller als für den Engländer. Aber vielleicht wurde damit auch entschieden, daß in dieser Zeit höchste Kultur des Worts nicht begriffen wird. Und darum wurde Stefan George noch einmal von jener Behörde überleben. (Er braucht nicht den Nobelpreis. Aber der Nobelpreis braucht ihn.)

Die Getreuen der Mackaygesellschaft in Berlin brachten ein Heft, man möchte sagen: ein Zeitdokument, die schönsten Verse *John Henry Mackays*, unter dem schlichten Titel 20 Gedichte. Mackay gelangte an den Born des Poetischen, er besaß die Geduld, um sorgfältig und ergeben abzuwarten, bis das Wort sich in ihm gestaltete. Alles bloße Herausgleudern lag seinem Wesen fern. Jede Zeile dieses kleinen Hefts beweist es:

„Wer wird das Verlorene bedauern?

Wer hat es gefeh'n? Wer vermißt?

Wo die Welt, die an seinem mit Schauern

Ihr Schicksal mißt?«

„Ist dort ein Stern nicht gefallen?

Ja. Bis er die Tiefe erreicht,

Kannst du die Erde umwallen,

Bist du gestorben vielleicht.«

Bei den *Jüngsten* ist immer die Furcht spürbar die für den Lyriker so notwendige Kraft des Wartens einzubüßen. Sie glauben, daß sie der Zeit etwas schuldig bleiben, wenn sie abseits treiben von der Realität, bis der Dichtertrieb in ihnen aufwacht. So ist man gar nicht überrascht, daß man in diesen Stimmen der Jüngsten, die vom Verlag Der Aufbruch in Berlin gesammelt wurden, ganz selten eine rein lyrische Zeile entdeckt. Man ist schon erfreut, wenn in diesem jüngsten Dichterbund Kurt Virneburg beginnt:

»Der Herbst hat auf die Straßen
Braunrotes Laub geweint.«

Vom akustischen Schmelz des Worts geht ein Reiz auf alle übrigen Sinne aus, der zur Überfönnlichkeit führt. Das kostbare Instrument des Radio wollte ursprünglich solche Wirkung des Akustischen erzielen, solche merkwürdige Vertiefung der Sinne. Aber es blieb weit hinter seiner ursprünglichen Aufgabe und Pflichterfüllung zurück, aus Gründen, die eher ein Kapitel der politischen Propaganda als der Ästhetik bilden. Das Radio wäre aber das Idealinstrument gewesen, um Urlyrik zum Menschen weiterzutragen.

Zwecklyrik Unter den vorzüglichsten Vertretern der Propagandadichtung ist in der vordersten Reihe *Johannes Robert Becher* zu nennen. Seine beiden neuen Lyrikbände *Der große Plan* /Berlin, Agisverlag/ und *Graue Kolonnen* /Berlin, Internationaler Arbeiterverlag/ sind Propagandadichtung, die richtig wäre, wenn sie der Sache des Kommunismus, nicht der bolschewistischen Herrschaft, gälte. Es bleibt aber ein Verdienst, daß der Dichter kämpfen will. Seine Darstellung unterscheidet sich dann freilich von der Orphik der allein bleibenden Lyrik wie die Religion von der Dogmenkirche. Dafür kann sie das Leben selbst gestalten helfen, nicht nur als Ausdruck sondern als Element der Zeit.

Der vom echten Menschheitsgeist befeelte Ethiker *Heinrich Werneke* (auf den in der Rundschau Geistige Bewegung schon öfter hingewiesen wurde, zuletzt in diesem Band Seite 960) veröffentlicht im Selbstverlag in Kehl einige Hefte Gedichte eines Republikaners. Ihre Tendenz ist ganz klar. Ihr Verfasser arbeitet auch selbständig an der Form.

Dagegen borgt *Hans Steiger*, der Hitlerlieder verfertigt /Berlin, Deutscher Revolutionsverlag/, bei allen politischen Lyrikern, die einst gelebt haben, und am meisten bei dem von seiner Partei versetzten Heinrich Heine. Trotzdem bleibt sein Ausdrucksmittel ganz dürftig.

Viel beschwingter, auch vom Innersten heraus, dichtet *Franz Rothenfelder*, der in seinen Gedichten Steine der Straße /Berlin, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds/ auch zur Andacht gelangt. Aus diesen beiden Zeilen seiner Dichtung hört man es:

»Und wieder läßt mich eine Nacht
Die Sterne in die Hände graben.«

Freilich, nicht allzu häufig sind in dem Band die inspirierten Zeilen. Der Gedichtband *Paul Zechs Rotes Herz der Erde* /Berlin, Arbeiterjugendverlag/ enthält ausgewählte Balladen und Gefänge dieses Dichters. Eine starke sehr bildhaft wirkende Gabe, Gedichte und Lieder, die schon in der Allgemeinen Illustrierten Arbeiterzeitung erschienen, wurden von Lilly Korpus gesammelt: *Rote Signale* /Berlin, Neuer Deutscher Verlag/. Alle, die hier dichten, sind Unbekannte, alle willkommen aufgenommen wegen ihrer Tendenz. Der starke Ton wird als der beste erachtet. Das ist eine reine Zwecklyrik, die zum Herzen spricht. Die Gelinnung ist richtig, sie dringt nur nicht in der Sache bis zum Letzten vor, daher kann die tagespolitische Anwendung fehlgehen.

Roman Das Geheimnis um den Erzähler *Bruno Traven* (siehe diese Rundschau, 1931 I Seite 301) ist noch nicht gelüftet. Die Romane, die er aus den Indianergebieten, aus dem Urwald, aus den Camps der Goldgräber schöpft und schreibt, sind ungewöhnlich fesselnde, mit vehementer Bildkraft und Naturkenntnis geschriebene Bücher. Sein Buch *Der Schatz der Sierra Madre* erschien jetzt auch im Berliner Universitasverlag. Es erzählt von 3 Menschen, die auszogen, um in der Wildnis Gold zu finden. Sie finden das Gold, sie finden aber auch den Tod. Wenigstens die habgierigsten, und der, der am gelassensten dem Treiben zusah, der eigentlich betrügerisch von dem Goldgräberglück ausgeschaltet werden sollte, wird alles erhalten. Humor und Tragik gehen bei Traven zusammen. Prächtig malt er die Menschengemüter, die Tiere der Wildnis, die unbeherrschten Landtreicher, die Banditen, das Volksleben in südamerikanischen Fieberstädten aus. Nichts entgeht seinem scharfen Auge, und alles, was er packt, weiß er mit der Sprache zu meistern (obgleich sie klingt, als wäre sie aus dem Amerikanischen übersetzt). Der rumänisch schreibende Epiker des Balkans, *Panait Istrati*, der aus tiefem Proletariat aufstieg und dann eines Tages krank und elend von Romain Rol-

land entdeckt wurde, ist ein großes Herz. Die Figur des Adrian Zograffi hat sich der Phantasie vieler Leser eingeprägt. Es ist ein pittoreskes, aber ein höllisches Elend, in dem dieser Sohn der Hafenviertel und der Bauernkate vegetieren mußte. Die moralischen Absichten Itratis erfüllen sich Itets, wenn er beweisen möchte, daß auch in dieser Niedrigkeit das Heilige der Gefinnung und der lautern Nächstenliebe gedeiht. Seine Bücher erschienen deutlich bei Rütten & Loening in Frankfurt; zuletzt Michail: Jugend des Adrian Zograffi.

Man steigt zu einer verfeinerten, ja, sogar veredelten Sphäre des Geistigen, man möchte sagen zu einer organischen Realistik empor, wenn man die Romannovelle *Jules Romains' Jemand stirbt*, übersetzt von Nanny Collin /Berlin, S. Fischer/, liest. Jemand stirbt: und er war unbekannt und verstorben, solange er lebte; jetzt, da er die Augen schließt, wird er plötzlich einer, und es nahen sich ihm alle, die ihn vergessen hatten, es enthüllen sich die Guten und die Bösen, die Winzigen und die Bedeutenden. Das ist ein schönes Sinngedicht, das den Edelmut und die Schnurrigkeit und die Schabigkeit der Menschen manchmal gradezu göttlich entlarvt. Auch der Schriftsteller, der sich romantisch geben möchte, muß ein Realist sein, durchtränkt von dem Erleben, dem er sich dann gewachsen zu zeigen hat. Die Humanität dieses französischen Dichters dokumentiert sich auch in seinem von Lilly Rademacher verdeutschten Roman *Kumpane* /Berlin, S. Fischer/. Da ist der Ton meist heiter. Die Freunde, die sich pokulierend zum Scherz und zum Begrüßeln der Welt Dinge zusammenfinden, sind wirklich Herzensfreunde, und es strahlt von ihnen in ihrer Gemeinamkeit die Heiterkeit eines hinreißenden Gemüts, das auch das Leid fühlt, ohne davon zu sprechen.

Die Arena, der berühmte Stierkämpferroman des *Vicente Blasco Ibanez*, wurde neu verdeutscht /Zürich, Orell Füßli/. Dieses spanische Werk gilt als ein Sonderstück naturalistischer Belletristik. Und wirklich, die Stilmethode Zolascher Tradition befruchtete ja den sehr produktiven Spanier, der jene Demokratie vorbereitete, die heute in Spanien regiert. Bei Orell Füßli erschien auch *Amphitrite*, *Ibanez' Fischer- und Seeräuberroman*, in deutscher Übersetzung.

Der junge Spanier *Ramon Gomez de la Serna* hatte es nach *Blasco Ibanez* schwer noch einmal den Roman der Stierkämpferarena zu schreiben (*Torero Caracho* /Leipzig, C. Weller & Co./). Er ist

nicht so soziologisch wie sein Vorgänger, er ist satirischer, und sein Held erscheint ebenso tragisch wie lächerlich. Der Reiz des Exotischen ist hier noch stärker.

Ein sehr ernstes, auch formal wertvolles Buch ist die im Grund novellistische Erzählung *Ernst Wiecherts Die Magd des Jürgen Dostkocil* /München, Albert Langen & Georg Müller/. Da hat Alfred Brust, der genialische Ostpreuße, einen Geistesgenossen gefunden. Wiechert erzählt von dem körperlichen und seelischen Zusammenfinden zweier Menschen, die ganz an ihre Erde gebunden sind und trotz dieser Fesseln ein gewaltiges Schickal der Innigkeit vollenden. Das Buch wurde mit Recht von der Raabestiftung mit dem Raabevolkspreis ausgezeichnet.

Der Lyriker *Jakob Kneip*, der den fröhlichen Roman *Hampit der Jäger* /Berlin, Horenverlag/ erzählt, bleibt auch als Romanschriftsteller oder vielmehr als gefühlvoller Schnurrenzähler dem volkstümlichen Optimismus treu. Und es ist immer erfreulich zu hören, daß ein athletischer Koloss mit der zärtlichsten Seele ausgestattet ist, die schließlich alle Dafeinschwierigkeiten überwindet.

Kurze Chronik Im Jahr 1931 erschienen in Deutschland neben 23 090

Werken in deutscher Sprache 1024 Übersetzungen und 984 fremdsprachige Werke. Auffällig (aber durch das herrschende Ressentiment leicht zu erklären) ist der Rückgang der Übersetzungen aus dem Französischen: 1928 gab es deren noch 288, 1931 sind nur noch 21 zu verzeichnen. Aus dem Russischen wurden 142, aus dem Dänischen 44, aus dem Schwedischen 39, aus dem Italienischen 30, aus dem Norwegischen 23, aus dem Englischen aber 207 Übersetzungen veröffentlicht: ein getreues Spiegelbild der offiziellen deutschen Politik. ◊ Das Haus, das Cervantes in Madrid bewohnt hat, wurde in ein *Cervantesmuseum* umgewandelt. ◊ Den Goethepreis 1932 der Stadt Frankfurt in Höhe von 10 000 Mark erhielt *Gerhart Hauptmann*, der damit nach *Stefan George*, *Albert Schweitzer*, *Leopold Ziegler*, *Sigmund Freud* und *Ricarda Huch* der 6. Träger dieses Preises ist. Auch die *Walther-Rathenau-Medaille*, geschaffen von *Hermann Hahn*, zum 65. Geburtstag *Rathenaus*, wurde *Hauptmann* verliehen. ◊ Einen der beiden großen Preise der Académie Française erhielt *Jacques Chardon* für seinen Roman *Eva* oder *Das unterbrochene Tagebuch*, dessen deutsche Übersetzung im Verlag *Erich Reiß* in Berlin erschienen ist.

KULTUR

Landwirtschaft / Hans Wilbrandt

Wachstum und Wasser Für die landwirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands und vieler anderer Länder ist einer der wichtigsten, wenn nicht der entscheidende, die Ertragsmöglichkeit begrenzende Faktor das Wasser. Durch die grundlegenden Arbeiten Conrad von Seelhorsts kennen wir die Wasseransprüche der verschiedenen Kulturpflanzen unter verschiedenen Bodenverhältnissen und bei verschiedener Ertragsmöglichkeit nach ihrer monatlichen Verteilung. Die Gesamtniederschlagsmenge begrenzt die mögliche Ertragshöhe; sie kommt aber, da die jährliche Niederschlagsverteilung nicht den nur in wenige Monate fallenden großen Wasseransprüchen der Kulturpflanzen entspricht, dem Pflanzenwachstum meist nur zum Teil zugute. Wie weit dies der Fall ist, ist eine Frage der Regenkapazität der verschiedenen Böden, über die F. Sekera von der Wiener Technischen Hochschule in den Fortschritten der Landwirtschaft in ausgezeichneter Weise berichtet. Viel wichtiger als der verschiedene Gehalt der einzelnen Böden an Nährstoffen, der durch Zuführung von Kunstdünger weitgehend ausgeglichen werden kann, ist nämlich die ganz unterschiedliche Fähigkeit der Böden Wasser, das sie in regenreichen Monaten, besonders des Winters, erhalten haben, für die Zeiten großen Wasseranspruchs der Kulturpflanzen zu speichern. Während nämlich beispielsweise Sand nach Sekeras Feststellungen nur ungefähr 10 Millimeter pro Dezimeter speichern kann, steigert sich diese Wasserkapazität bei Lehm auf rund 25 Millimeter. Da die Wurzeln der verschiedenen Pflanzen verschieden tief in den Boden eindringen, können sich in der für Flachwurzler auf leichten Böden und Tiefwurzler auf besseren Böden zur Verfügung stehenden gespeicherten Wassermenge Unterschiede im Verhältnis 1 : 5 und noch mehr ergeben. Aus der Feststellung der Regenkapazität, die Sekera für jeden einzelnen Gutsbetrieb empfiehlt, kann man in Kombination mit der normalerweise während der Hauptvegetationszeit zu erwartenden Regenmenge Schlüsse auf die Ertragsmöglichkeit der einzelnen Böden, soweit sie von dem Faktor Wasser abhängen, ziehen. Für den praktischen Landwirt ergeben sich aus der Feststellung der Regenkapazität seines Betriebs einmal wichtige Fingerzeige für das Ausmaß der Düngung, da eine Düngung für höhere Erträge als sie die Wasserkapazität zuläßt,

ja sinnlos wäre; ferner kann sich der Landwirt, wenn er die Regenkapazität seines Bodens feststellt, ausrechnen, wie weit er durch Tiefkultur die Regenkapazität des Bodens zu erhöhen imstande ist.

Traktorverwendung Das Ausmaß der Verwendung von Traktoren ist in verschiedenen Ländern der Welt sehr unterschiedlich. Über 1 Million Traktoren werden in den Vereinigten Staaten von Amerika verwendet, nur 15 000 Stück ungefähr in Deutschland. Diese außerordentliche Diskrepanz frap-piert auch den Nichtlandwirt, und man fragt sich nach der Ursache dieser Erscheinung. In der Tat bestehen über die Ökonomie des Traktors und ihre Gesetze große Unklarheiten. Es ist daher ein großes Verdienst Naum Jasny's, daß er seine Untersuchungen über den Weltgetreidemarkt neuerdings durch betriebswirtschaftliche Erforschung der Traktorhaltung (Der Schlepper in der Landwirtschaft, seine Wirtschaftlichkeit und weltwirtschaftliche Bedeutung, 62. Sonderheft der Berichte über Landwirtschaft /Berlin, Paul Parey/) vertieft. Der wesentliche Unterschied zwischen den Kosten des Traktorzugs und des Pferdezugs liegt darin, daß in der Pferdehaltung die fixen Kosten dominieren, bei der Schlepperhaltung dagegen die variablen; das heißt, ein Pferd kann man nicht nur seiner Leistung entsprechend füttern, es frisst auch, wenn es im Stall steht; der Traktor kostet dagegen nur bei Gebrauch. Auch verliert ein Pferd durch Älterwerden, selbst wenn es nicht stark angepannt wird, an Leistungskraft und muß in seinem Wert entsprechend abgeschrieben werden, während die Tilgung des Traktors in der Hauptsache seiner Leistung entsprechend gestaffelt werden kann. Diese Grundunterschiede der Kostenzusammensetzung sind ausschlaggebend für die Wirtschaftlichkeit der Traktorverwendung. Sie bewirken, daß überall dort, wo die Zugkraft nur für vorübergehende Arbeitspitzen benötigt wird, der Traktor (genügende Betriebsgröße selbstverständlich vorausgesetzt) dem Pferd wirtschaftlich überlegen ist. Das trifft vor allem für sehr viele amerikanische Farmen mit Monokultur zu, in denen die Bestellung- und Erntezeit kurze Kulminationspunkte der Arbeit bringt. Viel gleichmäßiger ist dagegen die Beschäftigung der Zugkraft in den gemischten europäischen und speziell deutschen Wirtschaften. Hier darf man nicht fragen: Traktor oder Pferd? Sondern: Welcher Anteil der Pferdehaltung

wird nur zur Brechung von Arbeitskumulationspunkten benötigt? Nur dieser Teil der Pferdekraft wird unter deutlichen Verhältnissen meist zweckmäßig durch Traktorananschaffung erlöst. Man muß nach diesen Feststellungen zu der Erkenntnis kommen, daß keinesfalls in Deutschland allgemein eine Verdrängung der Pferde durch die mechanische Zugkraft zu erwarten ist, zumal hier die größeren Betriebe verhältnismäßig gering an Zahl sind, daß ihr vielmehr ein- weilen eine Grenze gesetzt ist. Selbstverständlich spielen neben diesen grundlegenden Unterschieden in der Traktor- und Pferdekalkulation Eignung des Bodens, Betriebsgröße, daneben aber vor allem auch die Arten der Arbeiten, die von der Zugkraft zu leisten sind, eine Rolle. Während nämlich beispielsweise beim Pflügen durchschnittlich eine Pferdestärkestunde eines Traktors 0,75 Pferd erlöst werden kann, sinkt diese Ausnutzung beim Zug von Wagen auf 0,4 Pferd. Die Wirtschaftlichkeit der Schlepperbenutzung hängt weitgehend davon ab, ob es gelingt ihm die Arbeiten zuzuweisen, bei denen er mit größtem Nutzeffekt angefaßt werden kann.

Getreideernte 1932 Nachdem bereits die vorläufigen Ernteschätzungen des Statistischen Reichsamts eine außerordentlich günstige Ernte erwarten ließen, ergaben die endgültigen Ernteschätzungen, daß die deutsche Getreideernte 1932 mit rund 24 Millionen Tonnen nicht nur die bisher größte Ernte der Nachkriegszeit im Jahr 1928 um rund $\frac{1}{2}$ Million Tonnen überschritt, sondern daß sie wohl überhaupt die größte Ernte ist, die Deutschland je gehabt hat. Da auch die Kartoffelernte dieses Jahres günstiger ist als im Vorjahr, ist der hier bereits früher als wahrscheinlich bezeichnete Zustand völliger Selbstversorgung Deutschlands mit Getreide für das Erntejahr 1932-1933 tatsächlich eingetreten. Zum erstenmal seit mehr als 60 Jahren hat die deutsche Landwirtschaft alles Getreide, das in Deutschland gebraucht wird, selbst erzeugt. Daraus darf man allerdings noch nicht schließen, daß die deutsche Agrarproduktion damit ein für allemal die Grenze der Bedarfsdeckung überschritten habe. Wie Naum Jasny in den Blättern für Landwirtschaftliche Marktforschung darlegte, ist die Zurückdrängung des Einfuhrbedarfs von rund 5 Millionen Tonnen im Durchschnitt der ersten Jahre nach der Stabilisierung zu rund 3 Millionen auf Produktionssteigerung, zu

rund 2 Millionen dagegen auf Verbrauchschrumpfung infolge der Krise zurückzuführen. So sind insbesondere der Weizenverbrauch und der Bierverbrauch von der Krise betroffen. Auch die Produktionssteigerung ist nicht nur einer Verbesserung der Produktionsmethoden sondern bis zu einem gewissen Grad auch der besonders günstigen Witterung des Frühjahrs 1932 zuzuschreiben. Jasny errechnet, daß an der Erreichung der Selbstversorgung mit Getreide in diesem Erntejahr die trendmäßige Produktionssteigerung zu rund 50 %, die Bedarfsverminderung zu rund 33 % und der besonders günstige Ernteausfall zu rund 16 % beteiligt sind. Diese Feststellungen sind deswegen wichtig, weil sie zeigen, daß wir zwar in ein Grenzstadium in der Getreideversorgung gekommen sind, daß aber ein schlechter Ernteausfall, besonders, wenn er mit einer eventuellen Verbesserung der wirtschaftlichen Lage und einer daraus resultierenden Steigerung des Weizen- oder Bierverbrauchs zusammenfällt, genügt, um vielleicht doch noch einige Male einen Einfuhrbedarf herbeizuführen. Dieser wird bei einer Organisierung Kontinentaleuropas, wie sie der französische Donauplan bezweckt, ausschließlich durch Südosteuropa, nicht durch Übersee, zu decken sein. Von der Ernte von 24 Millionen Tonnen dürften rund 9 Millionen der menschlichen Ernährung, rund $2\frac{1}{2}$ Millionen der Saat, 0,8 Millionen der Biergewinnung und der Rest der Verfütterung zugeführt werden. Die zur Verfütterung einschließlich der Kartoffeln zur Verfügung stehende Menge an Kohlehydraten ist jedoch größer als in den letzten Jahren. Man muß daher annehmen, daß die bei Beginn dieses Erntejahrs leeren Speicher an seinem Ende wieder etwas aufgefüllt werden.

Kurze Chronik Das Tabakforschungsinstitut in Forchheim züchtete durch Kreuzungen *Tabakarten* mit Honig-, Kakao- und Kaffeegeruch sowie nikotinfreie Zigaretten- tabake. Als nächste Aufgabe hat es sich die Beseitigung des dem inländischen Tabak anhaftenden Verbrennungsgeschmacks zum Ziel gesetzt. ◊ Als Nachfolger Gustav Fischers, des langjährigen Inhabers des Lehrstuhls für Landwirtschaftliche Maschinenkunde an der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin, wurde *Karl Heinrich Dencker*, bisher Direktor des Instituts für Landmaschinenwesen an den Landwirtschaftlichen Versuchs- und Forschungsanstalten in Landsberg an der Warthe, berufen. Er gilt als einer der

besten Wissenschaftler und als tatkräftigster Förderer des Landmaschinenwesens. Seine Antrittsvorlesung war vor allem deswegen bemerkenswert, weil er in ihr nicht nur seine Beherrschung der landwirtschaftlichen Technik zeigte sondern auch bewies, daß er alle Fragen der Mechanisierung und ihres Ausmaßes auch von der wirtschaftlichen und kalkulatorischen Seite her sieht und damit die Maschinenanwendung richtig in den Gesamtorganismus der Betriebe eingliedert. ◊ Der Privatdozent für Bodenkunde *Max Trénel* wurde nichtbeamteter Professor an der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin; seine Arbeiten behandeln besonders kolloidchemische Erscheinungen im Boden. ◊ Als Nachfolger *Margarete von Wrangell-Andronikows*, deren Tod in dieser Rundschau (in diesem Band Seite 805) mitgeteilt wurde, übernimmt *Kurt Maiwald* aus Breslau den Lehrstuhl für Pflanzenernährung an der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim. ◊ Dem Professor an der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin und Leiter des Instituts für Züchtungsforschung in Münchenberg *Erwin Baur* verlieh die Universität Uppsala die Würde eines Ehrendoktors.

Literatur

Als 4. Heft der von Kurt Ritter herausgegebenen Sammlung Volkswirtschaftliche Studien /Berlin, Paul Parey/ erschien eine Arbeit *Harald von Loesch*s Die Mirverfälschung. Die weit in die Geschichte zurückgreifende Untersuchung weist besonders auf die psychischen Grundlagen hin, die während des Kriegs für die nachfolgende Agrarrevolution geschaffen wurden, um dann auf die Entwicklung der Nachkriegszeit einzugehen, insbesondere auf die Agrarpolitik seit dem Übergang zur neuen Wirtschaftspolitik. ◊ Die Veröffentlichungen des Moskauer *Internationalen Agrarinstituts*, die bei Duncker & Humblot in München erscheinen, bringen im 3. und 4. Heft ihres 3. Bandes wiederum eine Reihe von interessanten, wenn auch nicht immer objektiven Aufsätzen. Bemerkenswert ist darunter die Arbeit *G. S. Gordejews* Zur Theorie der Agrarkrisen. ◊ Von ihren Beiträgen zur Förderung der Landeskultur bringt die *Deutsche Bodenkulturgesellschaft* in Berlin ihr 6. Heft heraus, das vor allem verschiedene Aufsätze und Untersuchungen über Landeskultur und Freiwilligen Arbeitsdienst enthält. Während *Leopold von Funcke* in einem warmen Appell für Freiwilligen Arbeitsdienst in der Landeskultur eintritt, äußert *Franz Spliedt* eine Reihe von Bedenken.

Außenkollaktion / Herman Kranold

Deutschland und Kolonialarbeit Deutsche Kolonien: es gibt sie nicht, aber es gab sie, und es wird sie, als kontinentaleuropäische Kolonien unter deutscher Verwaltung, wieder einmal geben. Daher haben Publikationen über die ehemals deutschen Kolonien und ihre Verwaltung nach wie vor Interesse. Über die Kämpfe in Kamerun während des Weltkriegs liegt ein Tagebuch *Carl Kochs* gedruckt vor (Im Tropenhelm /Düsseldorf, Friedrich Floeder/). Es ist gut gemeint, gibt aber nicht viel. Mehr hat man von *Hans Spelmeyers* Schrift *Deutsche Kolonialpolitik im Reichstag* /Stuttgart, W. Kohlhammer/, einer Darstellung, die schon als Materialsammlung wertvoll ist. Besonders interessant ist natürlich die Darstellung der Haltung der Sozialdemokratie zu den Kolonialfragen. Aber man kann nicht sagen, daß sie mehr enthält als Zitatenschatze. Die eigentlichen Gründe für die ablehnende Haltung grade der deutschen Sozialisten und grade zur deutschen Kolonialarbeit sind dem Verfasser nicht aufgegangen, und er kann sie deshalb auch dem Leser nicht mitteilen. So kommt auch nicht zum Ausdruck, daß der Kampf um den Kolonialgedanken in den letzten Jahren vor dem Krieg in gewissem Sinn zum Angelpunkt der Gesamtauseinandersetzung zwischen "marxistischem" Utopismus und revisionistischem Aktivismus in der deutschen Sozialdemokratie geworden war, und von den sozialistischen Monatsheften als Vertreterin einer Gesamtanschauung ihrer Mitarbeiter in dieser Frage ist in dem Buch nicht die Rede; ebensowenig werden die Arbeiten *Schippels*, *Queffels*, *Hildebrands*, *Cohens* und der anderen (Schippels Name kommt in dem Buch überhaupt nicht vor) genügend berücksichtigt. Ja, nicht einmal, daß, als wohl einzige politische Zeitschrift in Deutschland, grade die sozialistischen Monatshefte seit einem Vierteljahrhundert eine Kolonisationsrundschau haben, wird dort erwähnt. So ist es denn kein Wunder, daß das Buch dem Gedächtnis zwar eine gute Stütze bietet, für das Verständnis der Dinge aber den Leser selbst sorgen läßt. Auch fördert das Buch des Hauptmanns *Charles Sacleffe* *Le problème colonial allemand* /Paris, Charles-Lavauzelle & Cie./ nicht sehr viel weiter. Der Verfasser erkennt zwar nicht nur richtig das große subjektive Interesse, das selbst jetzt noch an Kolonien in Deutschland besteht, sondern auch das objektive Interesse Deutschlands von der kolonialen Arbeit der Europäer und

von den Vorteilen kolonialer Wirtschaft nicht ausgeschlossen zu sein, und mutig stößt er die »koloniale Schuldlüge« als eine bloße Zweckphrase aus dem angelsächsischen Propagandaſchatz beiseite. Hier aber macht er halt, er bemüht sich nicht um eine Lösung, die seiner Anschauung entspricht, daß Deutschland recht habe wieder Kolonien haben zu wollen. Er spielt allerdings mit dem Gedanken, daß die deutschen Kolonien Stückweise, je nach der Abzahlung der Reparationsschuld, zurückgegeben werden könnten. Aber er stellt fest, daß England jedenfalls von dem 1919 Ergatterten nichts zurückgeben werde, und schließt daraus: »Man muß hoffen, daß Frankreich nicht einwilligen wird der Dumme des angelsächsischen Desinteresses zu sein und allein die Kosten der deutschen Kolonialpolitik zu tragen.« Es ist also noch ein weiter Weg von der Einsicht in die Berechtigung des deutschen Bestrebens am Werk der überseeischen europäischen Koloniarbeit teilzuhaben bis zu wirklicher neuer Koloniarbeit Deutschlands.

In Deutschland selbst liegt nur mehr oder weniger gute Aufklärungs- und Propaganda- respektive Antipropagandaliteratur zur kolonialen Frage vor. Über die organisierte private bürgerliche Arbeit in dieser Richtung orientiert uns wieder gut der Jahresbericht über die Arbeiten der Deutschen Kolonialgesellschaft. Max Warnack nimmt in seiner Broschüre Braucht Deutschland eigene Rohstoffquellen? /Berlin, Kolonialwirtschaftliches Komitee/ den Nachweis des deutschen Interesses an tropischen Rohstoffen für den Nachweis des deutschen Interesses an deren Bezug aus eignen Kolonien. Daß nach solcher Methode jedes Land in Deutschlands Lage dann Kolonien haben müßte, und daß sich daraus, wenn man nicht einen neuen Wettlauf um Afrika anstiften will (der jetzt nur blutig sein könnte), nur die Folgerung ziehen läßt, daß die Kolonien intraeuropäisch sein müssen, ist dem Verfasser nicht aufgegangen.

Für die Verknüpfung jeder möglichen Kolonialzukunft Deutschlands mit dem Problem der Bildung wirtschaftlicher Weltreiche und mit der Selbstzerfleischung Europas hat Arthur Dix in seinen beiden Büchern Was geht uns Afrika an? /Berlin, Georg Stilke/ und Weltkrise und Kolonialpolitik /Berlin, Paul Neff/ viel Verständnis. Er stellt gut dar und hat den Stoff beim Schreiben ganz in der Hand. Sein Urteil aber ist zuweilen unverständlich. Soll die Kolonie Goldküste für uns wirklich nur deshalb interessant

sein, weil 1. der Große Kurfürst dort einmal einen Kolonierungsansatz gemacht hat, 2. ein Streifen von Togo zusammen mit Goldküste jetzt verwaltet wird? Ein anderes Beispiel: »Die Europäerlindungen in Britisch Ostafrika«, meint Dix, »leiden darunter, daß die dortige Regierung ihre Politik in ganz besonders ausgeprägtem Maß auf die Eingeboreneninteressen eingestellt hat und die Interessen der Europäer dahinter weit zurücktreten läßt.« Diese Auffassung (übrigens ein unverdientes Kompliment) muß Zweifel am Augenmaß des Verfassers hervorrufen. Für seine Anglophilie ist es bezeichnend, daß in dem großen Abschnitt Das neue Afrika und seine Herren Portugal, Spanien, Italien, Belgien und (vor allem natürlich) Frankreich gründlich durch die Hechel gezogen, Englands ost- und südafrikanische Hühneraugen aber sorgsam gelocht werden. Den Sozialistischen Monatsheften wirft er dementsprechend vor, daß sie es falsch machen, wenn sie eine Lösung der Kolonialfrage im deutschen Sinn von einer Verständigung mit Frankreich erwarten. Der Beweis beschränkt sich allerdings in dem 347 Seiten langen zweitgenannten Buch auf die (dann wiederholte) bloße Behauptung: »Die Hindernisse für einen kolonialen Wiederaufbau von deutscher Seite kommen heute weit mehr von französischer als von englischer Seite.« (Daß Dix meint, die Sozialistischen Monatshefte hätten mehrere Herausgeber, sei als Symptom dafür notiert, wie wenig er offenbar die Einheit dieser Zeitschrift erfaßt hat, gegen die er polemisiert.) Dix erkennt dabei selbst, »daß die Geschicke Afrikas eine europäische Angelegenheit sind«. Nun wohl, dann sage er endlich, warum er den einzigen Weg zu einer europäischen Lösung der Afrikafrage nicht beschränkt sehen will, er sage es klar, ausführlich, eindeutig. Er wird gewiß finden, daß seine Argumente sachlich abgewogen werden.

Geschichte der FrankEdward Lally hat über Kolonisation die Stellung der liberalen und republikanischen Opposition im Reich Napoléons III zu dem Versuch ein unter französischem Einfluß stehendes Kaiserreich in Mexico zu schaffen ein materialreiches und gut geschriebenes Buch verfaßt (French Opposition to the Mexican Policy of the Second Empire /Baltimore, John Hopkins Press/), das auch die britische Balance-of-power-Politik an einem charakteristischen Beispiel wieder richtig kennen lehrt. Eine überaus lohnende Lektüre.

Marcel Olivier, von 1924 bis 1930 Generalgouverneur von Madagascar (als Nachfolger unter anderm von Galliéni und Augagneur), legt in einem guten Buch (6 ans de politique sociale à Madagascar /Paris, Bernard Grasset/) Rechenschaft von seinem Wirken ab und beschreibt die natürlichen sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen der Politik des Schutzes und der Entwicklung der Eingeborenen, wie Frankreich sie auf dieser riesigen, schwierigen, menschenleeren und armen Insel mit gutem Erfolg betreibt, und zu der er selbst stark beigetragen hat: zunächst einmal durch die Organisation des Arbeitsdienstes für diejenigen Heeresdienstpflichtigen, die wegen Mangels an Plätzen oder wegen geringer Tauglichkeit nicht eingeteilt werden können. Dieser Arbeitsdienst ist ein wesentlicher Beitrag zum Thema des Arbeitszwangs in den Kolonien. Dazu kommen Arbeiterschutz und öffentliche Gesundheitspflege, die sich überall sehen lassen können, und eine weitgehende Förderung der Erziehungseinrichtungen für die Eingeborenen. Auch hier, wie anderswo in Afrika und Indien, das Problem, ob eine Eingeborenenprache zur Trägerin des Unterrichts zu machen, oder ob die Sprache der herrschenden Europäer allgemein zu lehren ist. Olivier entschied sich (und die Verwaltung durch ihn und mit ihm) für die Sprache des Landes als Trägerin des Elementarunterrichts: eine Lösung, die mehr als zum Beispiel die britische Propaganda für das Suaheli in Ostafrika für sich hat, weil die dort vorhandene Zersplitterung der Eingeborenenprachen auf Madagascar nicht in ganz dem selben riesigen Ausmaß besteht, die aber auch die Schattenseite hat, daß sie die selbständige Aneignung europäischen Geistesguts selbst in der homöopathischen Verdünnung, in der es in kolonialen Zeitungen zu finden ist, den Eingeborenen ungeheuer erschwert. Das Buch Oliviers bietet einen sehr erfreulichen Beitrag zur jüngsten Kolonialgeschichte.

Die ganze bisherige Geschichte Neuseelands unter europäischem Einfluß behandelt John Bell Condliffes Werk *New Zealand in the Making* /London, George Allen & Unwin/. Das Werk bietet in allen Fragen, die mit Neuseeland zusammenhängen, überaus viel. Zur Wirtschaftstechnik der Kolonisation, zur Behandlung der Eingeborenen, zur Sozialpolitik, deren Leistungen und Grenzen grade hier sehr deutlich werden; ein Maori als Minister für Eingeborenenangelegenheiten, früheste staatliche Regulierung der Löhne in Gewerbe und Landwirtschaft, Konkurrenz

verschiedener Wirtschaftszweige um einen begrenzten Kapitalfonds, Folgen rücklichtloser Abholzung kolonialer Gebiete, praktische Stellungnahme von Arbeiterregierungen zu den Tagesfragen des Imperialismus: das sind so einige besonders lehrreiche Themata des Buches, das mit großer historischer Gestaltungskraft geschrieben ist. Aus diesem und Oliviers Buch kann man sehen, daß man aus Geschichte etwas anderes und Besseres lernen kann als den alten introjizierten Widerpruch, daß der Mensch aus der Geschichte nichts lernt. Zur Beurteilung der trennenden und der zusammenhaltenden Kräfte im Britischen Weltreich bietet das Buch ebenfalls eine Fülle von Material. Aus ihm geht hervor, daß und warum »an Reichstreu Neuseeland von keinem andern Teil des Reichs sich über treffen läßt«. Die Gründe sind: Blut, Kulturbewußtsein, Geld und Schießpulver. Die bewegenden Kräfte in der Welt des Kanonenkönigs Andrew Undershaft (in George Bernard Shaws Drama *Major Barbara*) sind also für diese weltenferne Doppelinsel wenigstens durch 2 vielleicht noch stärkere ergänzt. Das Wesen Neuseelands als des Großbritanniens im Stillen Ozean wird in Condliffes Erzählung besonders deutlich und verständlich.

Informationsmittel Paul Vagelers *Grundriß der tropischen und subtropischen Bodenkunde* /Berlin, Verlagsgesellschaft für Ackerbau/

ist auf den neuesten Stand der Wissenschaft gebracht und mit besonderm pädagogischen Talent geschrieben. Es ist gleichzeitig eine Einführung in die Wissenschaft und gewiß auch ein ausgezeichnete Ratgeber für den praktischen Landwirt in den Tropen. Register, Abbildungen, Druckanordnung, Stoffeinteilung: alles ist ganz famos dem Zweck angepaßt. Reiche eigene Erfahrung ist dem Verfasser sehr zugute gekommen, und seine Ratschläge über Bodenwahl und Bodenpflege werden gute Früchte tragen.

Karl Emil Kempsskis Arbeit über die *Ramiekultur* /Hamburg, Tropenverlag Fr. W. Thaden/ verdient schon deshalb eingehende Betrachtung, weil es sich im Rahmen der deutschen neuern Kolonialliteratur gradezu um eine Musterarbeit handelt. Sind die schriftstellerischen Leistungen der deutschen Kolonialfachleute sonst meist leider viel weniger bedeutend als ihr praktisches Wirken, das sich im Vergleich mit demjenigen anderer Völker sehr wohl sehen lassen kann, so sticht diese Arbeit auf das angenehmste davon ab. Schon äußerlich erfreuen eine klare

Gliederung des Textes, ein sehr sorgfältiges und eingehendes Sachregister und ein famoses, die wichtigsten Schriften kurz charakterisierendes Literaturverzeichnis. Daneben sind die (auch drucktechnisch ausgezeichneten) zahlreichen Bilder zu rühmen, von denen keins der bloßen Schaulust und dem (oft nur vermeintlichen) Schmuck der Veröffentlichung dient, sondern jedes einzelne wirklich etwas Wichtiges verdeutlicht. Das Entscheidende aber ist der klare, alle Umschweife vermeidende Text, der es zu einer spannenden Lektüre macht sich über Ramie unterrichten zu lassen. Des jüngst verstorbenen Albrecht Zimmermann hinterlassene Monographie *Der Mandelbaum und seine Kultur* / Berlin, Kolonialwirtschaftliches Komitee/ ist ebenfalls eine ausgezeichnete Arbeit, die die Botanik, die Ökologie, die Kultur, die Krankheiten und Schädlinge und die Ernte der *Mandel* ausführlich und fachkundig erörtert, Literatur und Statistik bringt, die Erzeugnisse des Mandelbaums darstellt und somit alle Fragen behandelt, außer den wirtschaftlichen: der Abschnitt Rentabilität umfaßt nur $\frac{1}{4}$ Seiten nichtslagende Wendungen; immerhin wird auch für die Beurteilung wirtschaftlicher Fragen der Inhalt des Buchs dem Leser manchen Fingerzeig bieten.

Kurze Chronik In *Canada* ergab die Volkszählung von 1931 eine Einwohnerzahl von 10,36 Millionen, das sind 1,57 Millionen oder 17,86 % mehr als im Jahr 1921. \diamond Nach einer Zählung vom 18. November 1931 hatte *Palästina* eine Bevölkerung von 1,04 Millionen (siehe die Rundschau Nationale Bewegung, 1932 I Seite 171), das sind 290 000 Einwohner oder 39% mehr als bei der Zählung von 1922: ein enormer Zuwachs, wahrscheinlich der höchste unter allen Kolonialgebieten. \diamond In den Hafen von Mombasa in *Kenya* haben die Engländer in den letzten 9 Jahren 70 Millionen Mark hineingebaut. \diamond Nordrhodensien hat jetzt Lukala zu seiner *Hauptstadt* gemacht; bisher war es Livingstone. Ebenso hat der Distrikt Mosambik seine Hauptstadt verlegt: von der gleichnamigen Stadt nach Nampula, 100 Kilometer von der Küste entfernt, in einer Höhe von 425 Meter gelegen. \diamond Die *Deutsche Kolonialgesellschaft*, als Nachfolgerin des Deutschen Kolonialvereins, besteht nunmehr 50 Jahre. Sie hat in diesem halben Jahrhundert, das am 6. Dezember abließ, viel für den kolonialen Gedanken und die koloniale Arbeit, nicht nur in Deutschland, geleistet.

Verkehr / Otto Schmidt

Binnen-schiff-fahrt Der Bestand der *deutschen* Binnenflotte, der sich bis 1930 ständig vergrößert hatte, ist im letzten Jahr weiter zurückgegangen. Anfang 1932 wurden insgesamt 18 931 Binnenschiffe gezählt, gegen 1916 Anfang 1931 und 19 429 Anfang 1930. Vom Gesamtbestand zu Beginn des Jahres 1931 waren: 2243 Schlepper (im Vorjahr 2281), 2570 andere Schiffe mit eigener Triebkraft (2529), 14 118 Schiffe ohne eigene Triebkraft (14 356). Während also die Schlepper und die Schiffe ohne eigene Triebkraft weiter um 1,7% abgenommen haben, weisen die übrigen Schiffe mit eigener Triebkraft (Personen- und Güterboote) eine geringfügige Zunahme auf. Hierin zeigt sich die immer stärker werdende Abwanderung des Güterverkehrs vom Schleppezug auf das Binnenschiff mit eigener Triebkraft (Schwerölmotor), das beweglicher, schneller und daher auch wirtschaftlicher ist. Die gesamte Tragfähigkeit der deutschen Binnenflotte betrug Anfang 1932 6,68 Millionen Tonnen, gegen 6,72 Millionen im Vorjahr; davon entfielen auf die Schiffe ohne eigene Triebkraft 6,24 Millionen Tonnen (im Vorjahr 6,28 Millionen). Während die Tragfähigkeit aller Binnenschiffe ohne eigene Triebkraft Anfang 1930 rund 20mal so groß wie die der Schiffe mit eigener Triebkraft (ohne Schlepper) war, betrug dieses Verhältnis Anfang 1932 nur noch knapp 18 : 1. Die durchschnittliche Tragfähigkeit der Binnenschiffe hat sich weiterhin erhöht, bei den Schiffen ohne eigene Triebkraft von 438 auf 442 Tonnen, bei denen mit eigener Triebkraft von 133 auf 135 Tonnen. Die mittlere Maschinenstärke der Schlepper beträgt jetzt 222 Pferdestärken. Der allgemeinen Wirtschaftskrise entsprechend war die Zahl der Neubauten von Binnenschiffen im Jahr 1931 nur sehr gering. Der Zugang betrug nur 75 Einheiten mit 20 442 Tonnen Tragfähigkeit; das bedeutet einen Rückgang der Neubautätigkeit gegenüber 1931 um rund 70%. Ungefähr $\frac{1}{4}$ aller Neubauten entfiel dabei auf das Stromgebiet des Rheins. Der größte europäische Binnenhafen neben Rotterdam ist jetzt *Paris*. Der Güterumschlag in den Pariser Hafenanlagen, deren Kais nahezu 200 Kilometer lang sind, hat in den letzten Jahren ständig zugenommen und erreichte 1931 rund 15,9 Millionen Tonnen, gegen 8 bis 9 Millionen vor dem Krieg. Der Pariser Binnenhafen hat damit zugleich die Hafenanlagen von Duisburg-Ruhrort überflügelt,

die bisher dem Verkehrsumfang nach stets an 2. Stelle aller europäischen Binnenhäfen standen. Der Duisburg-Ruhrorter Umschlagverkehr ist in den letzten 3 Jahren als Folge der wirtschaftlichen Depression sowie auch einer Abwanderung seines Verkehrs auf die Rheinzeehäfen und die neuen Kohlenhäfen des Rhein-Herne-Kanals stark geschrumpft und betrug 1931 nur noch rund 15 Millionen Tonnen (1913 27,5 Millionen, 1928 22,8 Millionen). Der Struktur ihres Verkehrs nach sind die Binnenhäfen von Paris und Duisburg-Ruhrort allerdings sehr verschiedenartig. Die Pariser Hafenanlagen haben einen ausgesprochenen Empfangsverkehr (über $\frac{1}{5}$ aller umgeschlagenen Güter kommen an), die Duisburg-Ruhrort hingegen als Hauptkohlenhafen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets vor allem einen Versandverkehr (1931 wurden hier allein 11,2 Millionen Tonnen Kohle verschifft). Da die französische Regierung beabsichtigt alle nach Paris führenden Wasserstraßen für 600-Tonnen-Schiffe auszubauen, wird die Verkehrsbedeutung des Pariser Binnenhafens in naher Zeit auch noch weiter zunehmen.

Automobilwesen Der Weltbestand an Kraftfahrzeugen aller Art betrug, nach einer in Amerika vorgenommenen Statistik, am Anfang des Jahres 1932 35,7 Millionen Fahrzeuge, gegen 35,8 Millionen im Vorjahr. Der Automobilverkehr hat sich also in der allgemeinen Wirtschaftskrise bisher als ziemlich widerstandsfähig erwiesen. Wesentlich stärker war die Schrumpfung der Automobilproduktion der Welt im letzten Jahr. Sie sank von 4 auf 3 Millionen Fahrzeuge; 1929 hatte sie noch 6,2 Millionen Fahrzeuge betragen. Von der Gesamterzeugung des Jahres 1931 entfielen 79% auf die Vereinigten Staaten von Amerika und Canada, 18% auf die europäische Automobilindustrie und 2,5% auf Deutschland. Die Leistungsfähigkeit der nordamerikanischen Automobilindustrie beläuft sich allein auf 9 Millionen Fahrzeuge im Jahr. In Deutschland wurden am 1. Juli 1932 rund 1,5 Millionen Kraftfahrzeuge gezählt; das bedeutet zum erstenmal seit Jahren einen Rückgang gegenüber dem Vorjahresbestand. Während die Kleinkrafträder noch um 15,8% auf 433 559 zugenommen haben, ging die Zahl der Motorräder um 7%, die der Personenautomobile um 5% und die der Lastautomobile um 5,4% zurück. Am 1. Juli waren 46 839 Motorräder, 63 767 Personen- und 21 537 Lastautomobile vorübergehend abgemeldet.

Unfälle

Der Verkehr fordert in der ganzen Welt in jedem Jahr neue, ungeheure Opfer. In den Vereinigten Staaten von Amerika wurden im Jahr 1931 bei Verkehrsunfällen 34 400 Menschen getötet und 99 600 verletzt. Seit 1917 sind dort etwa 300 000 Menschen durch Verkehrsunfälle ums Leben gekommen. Die Zunahme der Unfälle im letzten Jahr betrug 3,3%, obwohl die Anzahl der Kraftfahrzeuge um rund 7% zurückging. In Deutschland ereigneten sich 1931 insgesamt 8977 tödliche Verkehrsunfälle, gegen 9064 im Jahr 1930. Auf die einzelnen Verkehrsmittel verteilen sich diese tödlichen Unglücksfälle wie folgt: Eisenbahnen 815, Straßenbahnen 311, Automobile 3641, Motorräder 2226, Treträder 500, sonstige Landfahrzeuge 1427, Wasserfahrzeuge 7, Luftfahrzeuge 50. In Berlin hat die Zahl der Verkehrsunfälle im letzten Jahr erfreulicherweise abgenommen. Immerhin ereigneten sich noch 24 811 Unfälle (im Vorjahr 26 619), bei denen 367 Personen getötet (466) und 10 348 Personen verletzt (11 213) wurden; unter den Getöteten befanden sich allein 49 Kinder. In dem (weit stärkeren) Pariser Verkehr wurden im Jahr 1931 bei Straßenunfällen 499 Personen getötet; auch hier gegenüber dem Vorjahr, in dem der Verkehr 603 Todesopfer erforderte, ein erheblicher Rückgang. Ebenfalls in London, wo im 1. Halbjahr 1932 bei Verkehrsunfällen 273 Personen getötet wurden. Die Unfälle sind meist auf Unachtsamkeit und Rücksichtslosigkeit zurückzuführen. Nur höchste Verkehrsdisziplin aller Straßenbenutzer und vorbeugende Verkehrserziehung, vor allem der Jugend, können sie herabdrücken. Rücksichtslose Fahrer sollten aber auch schwer bestraft werden. Und unerträglich wäre es, wollte man sich etwa mit den Verkehrsunfällen und den durch sie hervorgerufenen Todesopfern als einer durch die Verkehrsentwicklung gegebenen Tatsache abfinden.

Ort- und Zeitführer

Der zum 7. Mal vom Reichsbahndirektor Hans Baumann herausgebrachte *Deutsche Reichsbahnkalender* (Leipzig, Konkordia-Verlag), auf dessen Vorzüge in dieser Rundschau (1932 I Seite 294) bereits aufmerksam gemacht wurde, vermittelt für 1933 aufschlußreiche Einblicke in den weitverzweigten Kundendienst der Reichsbahn. In Bild und Erläuterung zeigen die einzelnen Blätter des geschmackvoll und lebendig zusammengestellten Abreißkalenders, welche Anstrengungen die Reichsbahn macht, um den Wünschen

ihrer Verfrachter und Reisenden gerecht zu werden. Dienst am Kunden erschöpft sich jedoch nicht nur in wirkungsvoller Werbung; Beschleunigung des Verkehrs, Verbesserung des Betriebs durch technische Vervollkommnung sind auf der andern Seite die besten Mittel der Kundenwerbung für ein Verkehrsunternehmen. Auch hier macht sich die Reichsbahn alle vorhandenen Möglichkeiten zunutze, wie unter anderm die neuen Schnelltriebwagen zeigen, die demnächst zwischen Berlin und Hamburg mit 150 Kilometer Stundengeschwindigkeit verkehren werden. Schöne Landschaftsbilder aus Gegenden, die die Reichsbahn dem Reisenden erschließt, machen den Kalender besonders reizvoll.

Der von der Berliner Morgenpost herausgegebene Taschenatlas *Berlin in der Tasche* /Berlin, Ullstein/ hat jetzt eine neue, noch handlichere Form erhalten. Durch sinnreiche Faltung sind die farbigen Kartenblätter (insgesamt 49) größer geworden, hängen auch durch entsprechende Gegenüberstellung, jetzt mehr zusammen. Dadurch ist eine bessere Übersicht über einen größeren Ausschnitt der Reichshauptstadt möglich. Neben einem Verzeichnis der Berliner Straßen, Brücken und Plätze enthält der Atlas auch eine Zusammenstellung der Straßenbahn- und Omnibuslinien.

Kurze Chronik Aus dem Arbeitsbeschaffungsprogramm der Reichsregierung ist ein Betrag von 20 Millionen Mark für *Straßenbauten* in größeren Städten zur Verfügung gestellt worden. Diese Mittel sollen für Um- und Ausbauten der im Weichbild der Städte liegenden Anschlußstrecken an die Fernverkehrsstraßen verwendet werden. \diamond Zwischen dem *Festland und Norderney* ist der Bau eines 1,2 Kilometer langen Straßentunnels geplant, durch den gleichzeitig 10 000 Morgen Neuland gewonnen werden könnten (Baukosten 10 Millionen Mark). \diamond Am 1. Juli waren in Deutschland 3,07 Millionen Telephone vorhanden, gegen 3,24 Millionen zum gleichen Termin des Vorjahrs. Der *Telephonverkehr* ging entsprechend zurück: Im 2. Vierteljahr 1932 wurden 556,4 Millionen Gespräche im Orts- und Fernverkehr gezählt, gegen 627,6 Millionen Gespräche im 2. Vierteljahr 1931. Solange die Reichspost an der überaus hohen Grundgebühr festhält, die die Wenigsprecher so belastet, und solange sie sich gegen die Wiedereinführung der Pauschgebühr sperrt, darf sie sich über den ständigen Rückgang ihrer Telephonanschlüsse nicht

wundern. \diamond Nach einer Notverordnung vom 20. Oktober 1932 wird derjenige, der ein Automobil oder ein Fahrrad gegen den Willen des Berechtigten in Gebrauch nimmt, in Zukunft mit Gefängnis bis zu 3 Jahren bestraft. Durch diese Notverordnung soll den Automobil-diebstählen und vor allem auch den *Schwarzfahrten* gesteuert werden, die in letzter Zeit überhandnehmen.

Lebensgestaltung / Hedwig Steinkopf

Pariser Kind Heinrich Mann zeigte in einem Aufsatz, überschrieben *Wir begegnen in Paris uns selbst*, der in der Berliner Zeitung am Mittag vom 27. November 1930 erschienen, wie unzulänglich alles ist, was bei uns über Frankreich vorgebracht wird, »auch wenn es loben soll«. Nun, gelobt wird etwas Französisches in Deutschland zurzeit nur selten, und gleichsam aus Versehen; und auch dann geschieht es meist in der bei uns beliebten antithetischen Form. Wenn man wirklich einmal einer objektiven, nicht zweckbestimmten Betrachtung über Frankreich begegnet, so verdient sie besonders hervorgehoben zu werden. Solch eine kleine Geschichte, die dazu geeignet ist ein wenig Verständnis für französisches Wesen in uns zu wecken, war am 12. August in den Münchener Neuesten Nachrichten zu lesen. Der Verfasser, Paul Graf Toggenburg, betitelte sie *Kleines gallisches Wunder*.

Es handelt sich in dieser Geschichte um das französische Kind. Das Kind spielt in Frankreich eine besondere Rolle, obgleich man darüber nicht viel spricht, auch keine Bücher schreibt. Rücksichtnahme auf das Kind versteht sich dort von selbst, ist stillschweigend Verabredung aller. Das Kind lebt in seiner eignen kleinen Welt und nimmt von den Erwachsenen und ihrer Welt nicht mehr Notiz als unbedingt notwendig ist. Es wird in seinem Lebenskreis nicht gestört und drängt sich nicht störend in den der anderen. Bei uns ist diese natürliche Gleichachtung des Kindes noch lange nicht durchgedrungen. Wir finden uns in unserer Stellung zum Kind noch immer etwas rührend und reden gern davon.

Am Tag nach dem Einzug in seine neue Wohnung, so berichtet der Erzähler, läutete es, und das Töchterchen seines Concierges, kaum 6 Jahre alt, kam hinein-spaziert. »Ohne im geringsten affektiert zu wirken, führte sie, im Lehnstuhl vergraben, ernst und behutsam Konversation ... Da ich der Situation nicht ganz gewachsen war, konnte ich mich schließ-

lich nicht der Frage enthalten, was mir denn eigentlich die Ehre ihres Besuches verschaffe. Ein sehr bestimmtes »Aber mein Herr, ich mußte Ihnen doch meinen Besuch machen, da Sie bei uns eingezogen sind,« war die kühl reservierte Antwort, mit der meine barbarische Umbildung in Sitten und Gebräuchen des jüngsten Paris mißbilligt wurde.« Dann ein kleiner Beleg für den Mutterwitz der Pariser Jungen: Es ist bei einem Verkehrunglück am Boulevard Raspail. Eine Luxuslimousine ist in voller Fahrt mit einem Autobus zusammengestoßen. Sofort sammelt sich eine riesige Menschenmenge an. Heftige Diskussionen Unbeteiligter, eifrig notierende Polizisten, also das übliche Bild. »Da kommen atemlos zwei Bengels über die Straße angepöbelt. Mit Händen und Füßen arbeiten sie sich zur Unglücksstelle durch. Einen Augenblick überprüft der eine die Lage. Dann ruft er, als ob ihm ein Stein vom Herzen fiel: »Oh, Dieu merci, ich dachte schon, es wäre mein Wagen!« Gutmütiges, entspannendes Lächeln auf allen Gesichtern. Ein kleiner Sonnenstrahl war über Trümmer gehuscht.« Mitte dieses Jahres wurde in Frankreich ein Literaturpreis von 2000 Francs gestiftet, die dem weniger als 13 Jahre alten Kind, Knaben oder Mädchen, ausbezahlt werden soll, das die schönste Geschichte eingereicht hat. Es muß nur die ehrenwörtliche Versicherung beibringen, daß es sich von keinem Erwachsenen hat helfen lassen. Man hofft dadurch neue Einblicke in die Geistesart der Kinder gewinnen zu können. Zu den Preisrichtern gehört André Maurois.

Bergfreude Zum 8. Mal schon erschien jetzt Blodigs Alpenkalender (München, Paul Müller).

Wieder sind, wie schon bei der Besprechung des 7. Jahrgangs erwähnt (siehe die Rundschau Neuerscheinungen, 1932 I Seite 102), fast alle Gebiete der West- und Ostalpen durch charakteristische Bilder, fast ausnahmslos Mutterleistungen der Photographie, vertreten. Bei der Vergleichung mit Bildern früherer Jahrgänge gewinnt man sogar den Eindruck, als ob die Reproduktionstechnik noch weitere Fortschritte gemacht habe. Bilder wie das vom Madlochjoch, vom Gipfel der Königspitze, von der Elmauer Halt, vom Schreibachfall, von den Glockenblumen und dem Edelweiß sind künstlerische Leistungen hohen Rangs. Neben den Berg- und einzelnen Genrebildern verdienen auch die Zweckbilder besondere Erwähnung, nämlich die An-

stiegsblätter, die geologischen und meteorologischen Abbildungen und die klettertechnischen Darstellungen. Im ganzen bilden die Bilder mit ihren alpinistischen Legenden und den theoretischen und technischen Ausführungen ein Erinnerungsbuch, das der begeisterte Alpinist auch für spätere Jahre nicht mehr missen möchte. Der Verlag entschuldigt sich, daß er aus der Zeitnot heraus gezwungen gewesen sei die quantitativen Leistungen zu mindern; aber selbst bei sorgfältiger Durchmusterung wird man nichts davon merken. Die zahlenmäßige Einschränkung der farbigen Beilagen ist kein Nachteil; denn Berge mit ihrem ganzen intimen Stimmungsreiz malen, das konnte eigentlich nur Giovanni Segantini.

Zeitpiegel In der Walpurgisnacht hat es in diesem Jahr auf dem Brocken gelpukt. Hexen und Hexen, im Smoking und Abendkleid, hatten sich dort eingefunden. Sie waren auch nicht auf Besen durch die Luft geritten sondern mit den gewöhnlichen Verkehrsmitteln über den Kanal aus England gekommen. Um Mitternacht wurde ein magischer Kreis gezogen, und in diesen stellte man ein Böcklein und eine Jungfrau. Diese mußte Zaubersprüche auftragen, und dann sollte aus dem Böcklein ein Jüngling werden. Oder vielmehr, es sollte kein Jüngling daraus werden; was man denn auch feststellte. Die englischen Psychologen, die dieses Experiment veranstaltet haben, sind übrigens auf ihren Erfolg nicht wenig stolz. Sie haben nämlich diese Veranstaltung gemacht, um zu beweisen, daß es mit den alten Zaubersprüchen doch nicht keine Richtigkeit habe. Jetzt wird niemand mehr sagen können, daß man aus einem Böcklein einen Jüngling machen kann. So glaubt man in England den Aberglauben bekämpfen zu sollen. Wirklich eine billige und zweckmäßige Methode. Man hat in Amerika einen elektrischen "Lügenmesser" konstruiert, der die Höhe des Blutdrucks und die Herzstätigkeit bei Gemütsregungen genau aufzeichnet, den man dort daher allen Brautpaaren empfiehlt, die sich vor dem entscheidenden Schritt schnell noch einmal über die Aufrichtigkeit der Gefühle des zukünftigen Gefährten orientieren wollen. In Chicago haben sich Braut und Bräutigam während der Trauzeremonie also messen lassen. Beide bestanden die Prüfung. Bei der entscheidenden Frage setzte das Herz der Braut fast aus, während sich der Blutdruck des Bräutigams steigerte. Man schloß daraus, daß beide sich lieben.

Kurze Chronik Nach einer von der Gazeta Warszawska in Warschau veröffentlichten Statistik über den *Seifeverbrauch* in den verschiedenen Ländern kommen jährlich im Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland, England und Frankreich 9 bis 10 Kilogramm, in der Tschechoslowakei 5, in Rumänien 3, in Polen 2,5, in Rußland 1 Kilogramm. Diese Zahlen ohne weiteres als Kulturgradmesser zu nehmen wäre doch wohl etwas zu einfach. ◊ Im August trafen sich die *Esperantisten* in Paris: rund 2000 aus 40 Ländern, 12 Regierungen, das Genfer Arbeitsamt und über 50 Handelskammern waren durch Delegierte vertreten. Odo Bujwid, der Doyen der Krakauer Medizinischen Fakultät, hielt bei der Eröffnung der Zusammenkunft die Festrede. ◊ Man konnte in diesem Jahr das 250-jährige Jubiläum des *Champagners* (den man in Deutschland, auf Grund einer merkwürdigen Verballhornung, Sekt zu nennen pflegt) feiern. Pérignon, der 1668 zum Kellermeister der Benediktinerabtei von Hautvillers bei Epernay in der Champagne ernannt wurde, erfindet das Verfahren Schaumweine herzustellen und zu konfervieren. Er gilt auch als Erfinder des berühmten Korkpfropfens, der traditionell zur Champagnerflasche gehört.

EINZELNES

Neuererscheinungen

Jugendbücher Der Verlag K. Thienemann in Stuttgart bringt in seiner 85-Pfennig-Serie die Reiseerzählung *Im wildesten Patagonien, abenteuerliche Reiseerlebnisse des Weltwanderers Kurt Faber* im südlichsten Südamerika, mit sehr lebendigen Schwarz-Weiß-Zeichnungen von *Ernst Penzoldt* versehen. Durch dieses ganz unanekdotische Büchlein weht der Hauch der Fremdartigkeit und der Einöde des wenig bewohnten Landes mit seiner merkwürdig zusammengewürfelten Bevölkerung. Wir empfinden den schwermütigen Reiz der Reisetage des Verfassers, den er immer wieder suchen mußte, bis er in der Wildnis einen frühen Tod fand. Ein sehr spannendes Jugendbuch des selben Verlags ist Jochen sucht den Sender ROK von *Otto Bernhard Wendler*, mit Bildern von *Fritz Kredel*, eine gut ausgedachte und geschilderte Radiogeschichte, die auch den Großen Spaß machen wird. Besonders hübsch ist der Trick die ganze kluge Leserschaft an der Nase herumzuführen und die Sache ganz anders enden zu lassen als man erwartet.

Die Geschichte von *Tembo*, die ebenfalls bei Thienemann erschien, führt uns nach Afrika und schildert die verschiedensten Schicksalsmöglichkeiten eines Elefanten in heutiger Zeit. Es ist ein anschaulich geschriebenes Buch des Dänen *Niels Meyn*, von H. Endemann übersetzt, mit farbigen Bildern von *F. Schebek* versehen.

Vom Verlag Williams & Co. in Berlin liegen wieder mehrere neue Bände vor, die mit geschickt verlockenden Titeln zum Lesen einladen. Da ist zunächst ein alter Bekannter wieder: *Hugh Loftings* Doktor Dolittle auf dem Mond. Natürlich erlebt er dort wieder die phantastischsten Dinge; besonders auf naturwissenschaftlichem Gebiet können da die besten Forscher noch viel lernen. Sehr hübsch ist es, wie Tommy Stubbins von dem Mondmann als überflüssiger und lästiger Ausländer per Schub wieder zur Erde zurückbefördert wird, wo er bei Abschluß dieses Bands noch immer auf den Doktor wartet, der auf dem Mond zurückgehalten wird. Aber Jip, der Hund, tröstet Tommy und alle Leser mit ihm: »Sorge dich nicht, Tommy, er wird schon zurückkommen. Denke daran, daß Polynesia bei ihm ist.« Hoffen wir also auf ein Wiedersehen im nächsten Jahr, wo dann der etwas müde gewordene Doktor (kein Wunder nach so vielen Reisen und so hohen Auflagen) im Kreis seiner lieben Tiere endlich seine endgültige und wohlverdiente Ruhe finden möge.

Von *Lotte Hansen* wird uns im selben Verlag die sehr nette Geschichte Chauffeur Weber und sein Freund beschert. Das ist ein Buch der Wunsch erfüllungen. Welcher Junge möchte nicht einen richtigen Taxichauffeur zum Freund haben, an einer Diebsjagd beteiligt sein und 8 Tage schulfrei bekommen, um mit zu filmen? Von einem Fahrrad mit Ballonbereifung und einer Kaffeefeier mit gefülltem Streuselkuchen ganz zu schweigen. Auch verschafft der tüchtige kleine Peter seiner arbeitslosen Mutter eine neue Anstellung, so daß alles in Glück und Freude ausklingt. Von *Käte Bernhardt* wurde das Buch illustriert und mit einem lustigen Umschlag versehen.

Der Verlag D. Gundert in Stuttgart bringt als Weihnachtserscheinung die Jungmädchenerzählung *Lusch* wird eine Persönlichkeit. Die Verfasserin, *Lotte Arnheim*, schildert bewußt modern ein Stück Großstadtkinderleben in einer der unzähligen Mittelstandsfamilien, die in eine wirtschaftlich bedrängte Lage geraten sind und nun zäh und tapfer gegen die Verelendung ankämpfen. Lusch, in der ein praktischer Sinn für die täglichen Not-

wendigkeiten sich mit dem Wunsch verbindet den sehr geliebten Eltern zu helfen, findet nach manchen Irrfahrten den Weg, der es ihr ermöglicht äußerlich, besonders aber auch innerlich den Eltern helfend zur Seite zu stehen. Das Buch ist frisch geschrieben, der Ton der Kindergespräche, der betont kameradschaftliche Umgangston mit den Eltern ist oft überraschend getroffen. Kapitel wie das Zwiegespräch im Dunkeln sind sicher der Natur abgelauscht. Das Buch wurde von *Edith Wedel* ebenso frisch illustriert.

Während ein gut Teil aller neu erscheinenden Jugendbücher *Erich Kästners* Pünktchen und Anton und besonders Emil und den Detektiven nachgeraten ist, während es infolgedessen überall von furchtbar tüchtigen Jungen und Mädchen wimmelt, die ihren Eltern das Leben erleichtern, und man gar nicht weiß, wo man die zu fangenden Diebe alle herkommen soll, galoppiert Kästner auf einem rollschuhlaufenden Pferd mit Onkel Ringelhuth und seinem Neffen Konrad unbekümmert durch die Rückwand eines alten Schranks nach der Südsee. Vom Nollendorfsplatz ins Schlaraffenland. Natürlich erleben sie die wunderlichsten und amüsantersten Sachen, manchmal galoppiert die Phantasie auch ein bißchen mit Kästner davon, und dann hat er Mühe sie einzuholen. Aber da das alles am 35. Mai passiert, wollen wir es uns gefallen lassen. Das neue Buch heißt nämlich *Der 35. Mai* /Berlin, Williams & Co./ und ist von *Walter Trier* sehr hübsch illustriert. Es sei aber erlaubt zu bemerken: Kästners oben erwähnte Bücher sind erfreulicher; sie sind auch einheitlicher. Wenn Kästner jetzt Napoléon, Caesar, Wallenstein und andere Heldengestalten in der Burg Zur großen Vergangenheit als reichlich alberne Marionettenfiguren sich haben läßt, so wirkt das nur peinlich und wird auch kaum dem Empfinden der Jungen um 10 bis 15 Jahre herum entsprechen, die durchaus noch nicht alle ihre Verehrung und Begeisterung von Napoléon oder Wilhelm Tell auf Max Schmeling übertragen haben. Eine auf diesem Weg vielleicht verlorene antimilitaristische Beeinflussung dürfte leicht den entgegengesetzten Erfolg haben: Zu sehr wird der Widerspruch grade bei den intelligenteren Kindern herausgefordert, die nicht gewohnt sind kritiklos jedes Buch zu verschlingen.

Eine allgemeine Beobachtung über die Kinderbuchproduktion grade der modernen Verleger in den letzten Jahren sei hier angefügt. Es ist so charakteristisch für unsere kritische Zeit, in der die Er-

wachsenen sich innerlich und äußerlich immer unsicherer fühlen, daß das Heldenideal, die Aufgabe Vorbild zu sein, von Jahr zu Jahr mehr kindlichen Hauptpersonen der Bücher übertragen wird. Aus einer unbewußten Erkenntnis der eignen Hilfslosigkeit heraus wird der Wunsch geholfen zu bekommen auf die Kinder übertragen. So haben wir diese tüchtigen, mutig im Leben stehenden, jugendlichen Helden, Helfer oder Geldverdiener als Wunschträume zu verstehen, nicht der Kinder sondern der Erwachsenen, der Verleger, die ja ihrerseits nur mehr oder weniger geschickt die allgemeine Stimmung für ihre Produktion aufzufangen. Es ist auffallend, nach dieser Überlegung aber durchaus verständlich, mit welcher Begeisterung Erwachsene diese Bücher lesen. Man vergleiche einmal unter diesem Gesichtspunkt *Erich Kästners* Roman *Fabian* und seine müden, hin und her gezerrten, innerlich zermürbten Akteure mit dem fröhlich zielsicheren und unbekümmerten Völkchen in *Emil* und die *Detektive*, seinem berühmten Kinderbuch. Junge Seelen sind oft sehr feinfühlig, und so manches Kind mag diese unbewußt immer wieder betonte Aufforderung: tüchtig und eine Persönlichkeit zu sein, als schwere Belastung empfinden. Ein einzelnes Buch dieser Art wird nicht schaden, die immer wiederholte Variation des Themas erscheint bedrohlich.

Ottilie Koltwitz

Proletarierkinder Ede und Unku, ein Roman für Jungen und Mädchen von *Alex Wedding* /Berlin,

Malikverlag/, ist eine Gegenwarts-geschichte von Proletarierkindern, in der Jungentüchtigkeit und -schlauheit eine große Rolle spielt. Kein müdes Abfinden mit gegebenen Verhältnissen sondern immer wieder der tapfere Versuch die schwersten Schatten aufzulichten und ein möglichst großes Maß an Frohsinn und Erlebnis herauszuholen. Es ist ein sehr klassenbewußtes Buch, das auch soziale Gespräche wiedergibt und aktuelle Probleme wie Streik und Streikbrecher weitgehend erörtert; und es ist ein richtiges Kinderbuch, in dem zwischen Rummelplatz, Zigeunerwagen, Zeitungsstand und streikenden Fabriken viel erlebt wird. Das im Berliner Ton geschriebene Buch ist von großer Natürlichkeit.

Der Verlag Müller & I. Kiepenheuer in Potsdam bietet in einem kleinen Bändchen die ausgezeichnet geschriebene und durch sehr gute und zupackende Zeichnungen von *Bruno Fock* ergänzte Erzählung *Lisa Tetzners* *Der Fußball*. Das ist

die Geschichte von 2 Jungen der ärmsten Berliner Gegend, Erwin und Paul, die über ein Jahr arbeiten und sparen, um sich einen Fußball kaufen zu können, die dann nirgends einen Platz für ihr Spiel finden können, mit dem Hauswirt, den Mietern, der Polizei in Konflikt geraten und schließlich einen ergreifend realistischen und zugleich hoffenden Brief schreiben: An den geehrten Herrn Oberbürgermeister von hier. Ob er es denn nicht ändern könne, das mit den Spielplätzen? Die seien doch nur für die kleinen Kinder, und die Sportplätze zu weit weg. Und nun warten sie immer noch. Tetzner ist uns schon durch ihr wunderhübsches Kinderbuch Hans Urian bekannt, das in dieser Rundschau (1931 II Seite 1253) angezeigt wurde.

In die Reihe der Bücher vom Arbeiterkind gehört auch Fiete, Paul & Kompanie, Die von der Webergasse im Untertitel genannt, aus der vortrefflichen 85-Pfennig-Serie des Verlags D. Gundert in Stuttgart. In dieser munteren Erzählung *Anni Geiger-Gogs* wird der Gruppen-gedanke betont: in den Erlebnissen zweier sich heiß bekämpfender Jungensverbände, die es aber fertigbringen sich zur ernststen Tat zu verbinden und in diesem Augenblick alle Feindschaft zu vergessen. Die Federzeichnungen rühren von *Axel von Leskolchek* her.

Ein anderes dieser kleinen Bändchen enthält die Erzählung von 2 Geschwistern, die nach dem Tod der Mutter ins Waisenhaus, später in eine Hauspflege kommen, und denen es zum Schluß gelingt wieder ein warmes heimatliches Plätzchen zu finden. Das freundliche Büchlein heißt *Die Einhartkinder*, eine Kindergeschichte aus Hamburg von *Minna Burgarth-Bertram*, zu der *Theodor Walz* die Bilder beisteuerte.

Vom *Jahrbuch der Arbeiterkinder* liegt der Band für 1933 vor (Berlin, Vorwärts). Das Buch wurde in seinen früheren Jahrgängen hier schon erwähnt und für seinen reichhaltigen Inhalt und seine gute Zusammenstellung gelobt. Wie hier in jedem Jahr von den Herausgebern Hans und Mimi Weinberger neue Leitthemen gefunden werden, wie gut durchillustriert diese billigen Bände sind, das ist erstaunlich. Die Grundnote vieler Beiträge ist das Hilf dir selbst in immer neuen Abwandlungen. Dabei wirkt das Buch durchaus kindlich gestaltet: durch die vielen Reimgeschichten, Rätsel und Zuschriften aus Gruppen der Jungfalken und der Roten Falken. Für diese Jugendgruppen wird sehr geworben, man möchte möglichst viele Proletarierkinder

dafür gewinnen, um durch Gemeinschaft in Spiel und Arbeit Frohsinn in ihr oft graues Leben zu bringen und sie gleichzeitig von klein auf zu sozial empfindenden Menschen zu erziehen. Ein dem Kalender eingefügtes farbiges Quartettspiel zum Zerschneiden wirbt noch insbesondere für die Zeltgemeinschaft, in der die Kinder in einer selbstverwalteten Kinderrepublik in schöner Gegend einige Sommerwochen lang Erholung und Freude finden sollen. Otilie Kollwitz

Wirklichkeit und Märchen In einem Band Geschichten von *Carl Capek* werden unter dem Titel *Post, Polizei,*

Hunde und Räuberei (Berlin, Williams & Co.) Erzählungen gegeben, über deren Themen wir also schon vorher Bescheid wissen. Überall spielt das Märchen herein, die Feuerwehr löscht den feuerpeienden Drachen, ein Räuber, der zum Räuber zu höflich ist, wird Zollbeamter und als solcher allmählich so brummig, daß man nicht recht versteht, warum er nicht in seinen frühern Beruf zurückwechselt. Die lustigen, grotesken Zeichnungen *Fritz Wolffs* passen zu dem wunderlichen Inhalt der Geschichten.

Jakobs Abenteuer ist der Titel einer hübschen Kindererzählung von *Ernst Eimer* (Leipzig, A. Anton & Co.). Sie spielt aus der Atmosphäre eines heftigen Dörfchens und seiner liebevoll gelesenen und geschilderten Kinderbevölkerung unvermutet und unaufdringlich ins Märchenhafte hinüber, wo hilfreiche und lehrreiche Wichtelchen alles wieder zurechtbringen und dafür sorgen, daß unauffällig ein moralisch erzieherischer Unterton hineinkommt. Sehr einheitlich wirkt das Buch durch die vom Verfasser gemalten und gezeichneten Bilder, die in der gleichen liebenswerten Weise an alte deutsche Volksmärchen gemahnen.

Pitt macht einen guten Fang heißt eine Vergeschichte *Marta Ferbers* (Potsdam, Müller & I. Kiepenheuer), mit sehr reizenden Federzeichnungen von *Emmerich Huber*, die ein wenig an Wilhelm Busch erinnern. Pitt, Leierkastenmanns Sohn, gerät in Geldverlegenheit und muß viel groteske Dinge erleben, bis ein zulaufender Affe sein Glück begründet. Es ist ein harmloses Spaßbüchlein ohne weitere Ansprüche. Otilie Kollwitz

Schaffen und Spielen Die hier schon oft besprochenen 2-Mark-Bände des Verlags K. Thienemann in Stuttgart bringen etwas besonders Gutes: Bücher, die in angenehmer und verständlicher Weise von Dingen erzählen, die

alle Kinder zwischen 8 und 16 Jahren interessieren. Hier die Titel: Das Buch vom Auto, Das Buch vom Film, Das Buch von der Eisenbahn, Ottos Photos. Die Bände wurden alle von *Werner Gräff* geschrieben und sind mit vielen Photographien und Zeichnungen ausgestattet. Das letztgenannte Buch löst seine Aufgabe wirklich ausgezeichnet. So anregend wirken die vielen Illustrationen, die nun nicht etwa unerreichbare Musterleistungen des deutschen Lichtbilds darstellen sollen, nein: Otto fotografiert auf dem Autobus, aus den Kellerfenstern, bei Nacht, in der Eisenbahn und muntert so die Kinder auf vom üblichen Familienbild loszukommen. Etwas bleibt zu wünschen: ein Anhangkapitel zum schnellen Nachschlagen mit ganz exakten und trockenen Anweisungen über Zusammenfassung und Verdünnungsgrade des Entwicklers, des Fixierbads; auch die Belichtungstabellen können hier gebracht werden. Das Wichtige ist: Hier wird klargemacht: Wie entsteht ein Bild? Wie arbeitet dieser Wunderkalkül, an den wir selbstverständlich gewöhnt sind? Und was kann ich alles damit anfangen?

Das Buch *Helene Langes* Produktives Spiel /Zürich, Rotapfelverlag/ ist eine ausgezeichnete Weihnachtsgabe für Kindergärtnerinnen, Lehrerinnen und alle, die mit Kindergruppen zu tun haben. Für das Spielen mit Kalperlepuppen, Marionetten und Schattenpuppfiguren, ja auch für das Theaterpiel der Kinder selbst sind hier wertvolle Anregungen und Anleitungen gegeben. Die Stücke, die zum Teil sehr hübsch sind, wurden von Kindergruppen, manchmal auch von einzelnen Kindern erdacht. Sie zeigen, mit wie großer Freude die Kindergruppe an der Arbeit gewesen sein muß. Der 1. Teil des Buchs bringt die Erstlingsversuche; vom selbstgemachten Verschen und Niederschriften über Erlebtes und Ausgedachtes werden die kleinen Schüler klug weitergeführt zum Darstellen von Kindergedichten und Märchen. Dabei übernehmen sie die verschiedenen Rollen und kommen ganz von selbst zur Erfindung von Rede und Gegenrede. Gespräche zweier Puppen oder zweier Schneeflocken ergeben sich dann als die ersten selbständigen Arbeiten in dieser Richtung, die zum selbstgebauten Marionettentheater, zu selbstgeschriebenen Theaterstückchen führt. Otilie Kollwitz

Modernes
Bilderbuch

Daß in *Friedrich Böers* Bilderbuch *Klaus der Herr der Eisenbahnen* /Berlin, Herbert Stuffer/ irgendein Minister aus dem

Geschichtsbuch entweicht, um den kleinen Klaus in der Eisenbahnwelt herumzuführen, ist eine ganz unnötige Konzession an die ältere Kinderbuchromantik. Unnötig, weil dieses Buch so ausgezeichnet sowohl auf einer guten Kenntnis der Eisenbahndinge als auch auf einer besonders einfachen Art des Sehens fundiert ist, so daß der Mann, der dem Jungen alles so schön klarzumachen versteht, viel eher ein lebendiger Lokomotivführer sein sollte als ein Schulbuchminister. Das ist aber auch das einzige, was einem an dem Buch nicht gefallen könnte. Ganz besonders gut gegliedert sind die Bilder, die sich je nach Bedarf aus Photographien und aus schematischen Zeichnungen von *Ernst Gräff* und *Erich Krantz* zusammensetzen. Sie ähneln eigentlich in einem Sinn den alten Landkarten etwa aus der Barockzeit, auf denen geographisch wissenschaftliche Darstellung mit allerhand Erzählendem verquickt war, und wo man sich auch gar nicht an einheitliche Größenverhältnisse gebunden fühlte. Hier ist noch wesentlich als das freie Umgehen mit den Größen die verschiedene Methode der Darstellung. Da zum Beispiel, wo man über die Mächtigkeit und das Geschwirr des Bahnhofs und der Stadt Itauen soll oder auch über die Serpentinbahn im Gebirge, da gibt Böer schöne Photographien, und wo es darauf ankommt, daß der Junge versteht, was sein Mentor ihm erklärt, sind es ausgezeichnete schematische Darstellungen, die eine sehr glückliche Verbindung von Grundrissen und perspektivischer Zeichnung sind. Das, worauf es ankommt, ist eben zeichnerisch hingeschrieben, so daß jedes Kind, das seine Augen offen hat, es auch verstehen muß. Das Buch hat Phantasie in der Art des Sehens und der Darstellung; die Phantasie grade, die wir heute suchen, die sich nicht der Wirklichkeit entgegenstellt sondern ganz und gar mit ihr zusammenmarschiert. Lisbeth Stern

Fahrzeuge und
Geschwindigkeit
keiten

In der Reihe Freizeitbücher für die Jugend /Bern, Paul Haupt/ schrieb *Rolf Itala-* *ander* ein Heft mit dem Titel *Hallo! Boys! Flugmodellbau*. In angeregter Unterhaltung lernen wir die ersten Grundlagen der Flugtechnik kennen, soweit wir sie zum Bau einer kleinen Modellmontgolfiere und eines freifliegenden Modellflugzeugs mit Gummimotor nach beigegebenen Skizzen brauchen. Mit seinem weiter weisenden Literaturverzeichnis kann das Heft für manchen Jungen ein Ansporn werden sich nach gründlicher Weiterbildung im Modellbau dem Schön-

iten Sport der Gegenwart, dem Segelflug, zu widmen und vor allem überhaupt überall selbst anzupacken, zu schaffen, nicht bloß zu übernehmen. Der frische Ton der Schrift macht dem lesenden Jungen dazu Luft. (Aber warum »Boys«? Die Anglisierung Deutschlands braucht wirklich nicht noch gefördert zu werden.)

Einkurzgefaßtes Motorradlehrbuch schrieb *Werner Gräff* (Das Motorrad /Stuttgart, Süddeutsches Verlagshaus/). In guten Photographien werden die wichtigsten Teile des Motorrads gezeigt und ihre Funktionen, insbesondere das Arbeiten des Motors, in einfacher, dem Laien verständlicher Weise erklärt. Die erste Fahrt des neugebackenen Motorradfahrers wird ordentlich durchgesprochen; die behördlichen Vorschriften zu diesen Dingen werden angeführt.

Zur großen Freude der Jugend, die sein voriges Buch gelesen (siehe diese Rundschau, 1931 II Seite 1256) und seine von weltweiter Gelinnung getragenen Rundfunkvorträge mitgehört hat, schrieb der als *Doktor Überall* bekannte Pädagoge ein neues Buch; 300 000 Kilometer pro Sekunde mit Doktor Überall /Berlin, Williams & Co./, das den Leser wieder fesselt und spannt, ihm vieles beibringt und doch nichts lehrhaft aufdrängt. Mit unseren Maschinen: Lokomotive, Luftschiff, Automobil, Flugzeug erreichen wir auch nicht annähernd die verprochene große Geschwindigkeit. Auf der Suche nach dieser Geschwindigkeit hören wir von den entscheidenden Entdeckungen aus der Geschichte der Elektrizität, wir erfahren die Vorgänge beim Telegraphieren, Telephonieren, bei der Bildtelegraphie, dem Radio und den Röntgenstrahlen. Unsere Nachrichten können wir mit Lichtgeschwindigkeit um die Erde und in den Weltenraum senden; um unsere Erde kennen zu lernen, mußten mutige Forscher Entdeckungsfahrten unternehmen, die so vielen das Leben kosteten. Wir erleben die Fahrten der Columbus und Magalhaes, die Todesfahrt des Kapitäns Scott zum Südpol, die trotz größten Anstrengungen mißglückten Expeditionen zur Besteigung des Mount Everest und die gelungenen Stratosphärenfahrten des Professors André Piccard. Durch geologische Forschungen auf unserer Erde, durch Beobachtungen der Sonne, durch Analyse des Lichts, das von den Sternen zu uns dringt, bereichern wir unser Wissen vom Weltenraum. Die lebendige und anschauliche Art, mit der der Verfasser sein reiches Wissen der Jugend mitteilt, wird ihm auch unter Erwachsenen viele Freunde erwerben.

Peter Cornelius

Kalender

Auch in diesem Jahr steht der Athenaiionkalender *Kultur und Natur* /Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaiion/ mit an der Spitze der kultivierten Abreißkalender; er gibt, vorzüglich ausgestattet, reizvolle Unterhaltung, wie anregende Belehrung, und er erweitert den Horizont durch Anschauung: Wiedergabe von Naturaufnahmen des weniger bekannten Teils der Welt und von Werken der Bildenden Kunst, die auch nicht jedem, der sich gemeinhin zu den Gebildeten zählt, geläufig sind. Der Kalender will einen Ruhepunkt in der Zeit darstellen, nicht die Zeit selber vorwärtsstoßen. Er vermeidet daher Dinge, die den Leser revolutionieren oder gar dem jetzt herrschenden sterilen Nationalismus entgegenwirken können. Aus der Großen Französischen Revolution wird nur eine »Mordlwanz« gebracht; nichts ist von jener gewaltigen Menschheitsumwälzung zu spüren. Aus dem Napoléonischen Zeitalter wird wohl Nelson durch ein Bild glorifiziert, aber die in das kommende Jahrtausend hinüberrauchende Gestalt Napoléons und die Aufgabe, die er der Nachwelt hinterließ; die Einigung Europas, werden nirgends gezeigt. Doch kann der aufmerksame Beschauer das Gemeinschaftsgeschick Deutschlands und Frankreichs (dieser »feindlichen Brüder«, wie Carlo Graf Sforza in seinem neuen, geistvollen Buch sie zeichnet) aus den Kalenderblättern ahnen. Es ist sehr gut und mehr als eine Kuriosität, daß in der Wiedergabe einer Urkunde aus dem Jahr 1778 eine »deutsch-französische kombinierte Kaufmannschaft« in Berlin erscheint. Und besonders eindrucksvoll ist das Blatt mit der Illustration Delacroix' zu Goethes Götze; dieser »großartigste Illustrator von Goethes Werken« zeigt schon in seiner Person die innige Verbundenheit des französischen Geistes mit dem Goethischen Werk und damit auch den Europäer Goethe. Sonst sind von revolutionären Dingen nur noch einige Blätter zu erwähnen, die an das Jahr 1848 erinnern: etwas altmodisch rührend, eben deutsche bürgerliche Revolution. So wird dieser Kalender in seiner Gesamtheit zu seinen alten Freunden sich sicher neue erwerben und ihnen Tag für Tag vor Augen führen, wie verschieden sich die Welt in den verschiedenen Zeitaltern spiegelte (so in einer Weltkarte, die ums Jahr 1200 gezeichnet wurde und als Mittelpunkt der Erde, getreu dem Wort des Propheten Helekiel, Jerusalem zeigt), sie dadurch vielleicht von dogmatischer Enge befreien helfen.

Ella Bormann